ALFRED ROSENBERG

DER SUMPF


ALFRED ROSENBERG
Der Sumpf

Der Sumpf

Querschnitte durch das „Geistes"-Leben der November-Demokratie

Von

Alfred Rosenberg

2. Auflage
6.—15. Tausend



19 39

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München

Einband- und Umschlagentwurf von Friedrich Kremer, München
Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Vorwort

Das Bild einer Zeit zeichnet sich nicht nur in philosophischen Büchern, sondern auch — und hier besonders charakteristisch — in den Äußerungen des Tages zu den vorüberflutenden Ereignissen. Und deshalb erscheint es zwecks Erkenntnis des Geisteszustandes einer Epoche notwendig, diese tausend Einzelheiten einmal zusammenzuballen, um zu prüfen, ob eine allgemeine Linie durch die sog. öffentliche Meinung hindurchführt. Das ist hier getan worden. Glossen und Beobachtungen der letzten vier Jahre (meist im „Weltkampf" erschienen) sind gesammelt und inhaltlich geordnet worden. Was sich uns offenbart, ist ein einziger furchtbarer Verfall des Charakters, der sich schon allein darin zeigt, daß alle Beschimpfungen des deutschen Wesens von der heutigen Gesellschaft widerspruchslos hingenommen worden sind.

Der Sumpf ist also ein moralischer. Aber er ist es auch geistig, insofern die Gedankengänge heute führender Persönlichkeiten ein Chaos offenbaren, das ebenfalls unfähig ist, von sich aus eine organische Weltanschauung zu gebären.

Die vorliegenden Querschnitte sind Urkunden der Unkultur, der Feigheit, aber auch der wüstesten Anmaßung aller über die heutige schwache Stunde des Deutschen triumphierenden inneren und äußeren Feinde. Diese Urkunden werden wir Nationalsozialisten uns für die Zukunft aufheben. Wir anerkennen in Sachen der Beschimpfung und Verleumdung des deutschen Wesens keine Verjährung. Die unvorsichtigen Selbstbekenntnisse werden also einst einem deutschen Staatsgerichtshof vorgelegt werden.

Im übrigen spricht diese Sammlung für sich.

München, im April 1930.

Der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

Rassenfrage und Rassenzersetzung

Fortschreiten des Rassegedankens

Amerika, das demokratische Land der „Freiheit", galt den Juden auf der ganzen Welt als ein unantastbares Kleinod. Nun haben Japaner und Neger dafür gesorgt, daß den Amerikanern der Gedanke des Rasseschutzes gleichsam aufgezwungen wurde. Noch ein Schritt weiter, und man wird erkennen müssen, daß die Juden eine ebenso große Gefahr darstellen wie die Schwarzen. Die Ansätze zu solchen Ergebnissen hatten die zionistische „Wiener Morgenzeitung" in helle Wut versetzt. Sie schrieb am 2. Dezember 1925:

„Der Leiter des amerikanischen Arbeitsamtes empfiehlt in seinem eben fertiggestellten Jahresbericht den Ausbau der Einwanderungsgesetzgebung. Natürlich nach der radikalen Seite hin, im Sinne jener Richtung, die Amerika mit Mauern umgeben möchte, um jeden Zuzug fernzuhalten. In dem Lande, wo jeder zweite Mensch von früh bis abend die Demokratie und die Freiheit im Munde führt, herrscht der Chauvinismus fast restlos. Hier ist tatsächlich die Rassentheorie in die Gesetzgebung eingedrungen, in einem Maße, wie man sich dies im finstersten Winkel Europas, hinterwärts von Horthy, nicht träumen läßt. Die von deutschen Schriftgelehrten ersonnenen Lehren von der Überwertigkeit der ad hoc erfundenen (!!) germanischen Rasse haben in Amerika stärkste Verbreitung gefunden, und alle politische und gesellschaftliche Intelligenz bewegt sich auf dieser Linie. Das Kraftmeiertum muß sich selbstverständlich in dem wirtschaftlich blühenden Land mit

seinen Riesendimensionen und seinem durch keinerlei Zollinien beengten Verkehr um so üppiger entfalten, als es den Kontrast des zwischen den Staatsgrenzen erstickenden Europas als warnendes Beispiel täglich vor Augen hat."

Das sind sehr erfreuliche Bekenntnisse. Hauptsächlich Deutschland hat alle Ursache, sein Gebiet nur germanischen Einwanderern zu öffnen. Der Rassegedanke muß einmal Bestandteil der Gesetzgebung aller Staaten werden. Früher ist an eine Gesundung nicht zu denken.

Die Welt des Kokoschka

Man kennt Oskar Kokoschka. Überall liegt sein „Werk" auf prachtvollem Bütten gedruckt vor: der Schönheitsheld, der „unserer Zeit" ihr Ideal gegeben hat. Riesenköpfe, verbeult und windschief; tiefschwarze, runde Augenhöhlen, aus denen die Augen nach rechts und links zugleich herausschielen; krumme Beine, gichtisch verknotete Finger, hohle Wangen und schiefe Schultern. Wie greisenhafte Embryos geistern diese Gestalten Kokoschkas durch unsere Kunstsalons und werden von allen denen gepriesen, deren seelische Projizierung sie darstellen.

Hanns Heinz Ewers erzählt einmal von einem anormalen Kind, welches die mit der Elephantiasis behafteten Kranken liebkoste und die aufgedunsenen Glieder als das Allerschönste bewunderte. Solche für die Elephantiasis in der Kunst Begeisterte sehen naturgemäß im „Österreicher" Kokoschka ihr Ideal und freuen sich, wenn auch die Farben seiner „Kunstwerke" zwischen Schmutziggelb und Schwarzgrün schwanken mit einigen roten und blauen Klecksen darin. Da hatte Herr Kokoschka eine neue große Ausstellung veranstaltet. Natürlich in Frankfurt. Und natürlich im Salon Goldschmidt. Und natürlich wurde er gelobt von Meier-Graefe und von Westheim. Der „Gesamtkörper" hängt gut zusammen. Und die gleichfalls deutschenreine „Frankf. Zeitung" schrieb über den großen Kokoschka und seine Landschaften (12. Dezember 1925):

„Wie es atmet, wie es leibhaftig ist. Wirklich, das hat ein europäischer Maler gemacht, nicht weil er in einem Jahr die Tuilerien und Tower Bridge malt, ein sonnverbranntes Dach von Aigues Mortes und einen Kanal in Amsterdam, *sondern weil dem geistigen Horizont jenes Sehen entspricht, das heute wahrscheinlich nur europäischem Auge vergönnt ist.* Kein Zufall, wenn nicht ein Stück der Louvre-Fassade gemalt wird, sondern die weitgespannte grüne Fläche zwischen seinen Flügeln. Wenn nicht das vibrierende Leben der Boulevards aus der Kaffeehaus-Perspektive eingefangen wird, sondern die ganze Landschaft Paris. In großem Bogen durchschneidet sie kühn als ewig bewegte Erde den Himmel. In diesen Landschaften Kokoschkas hat der Naturausschnitt, den sich der Realismus mit einem „Motivsucher" herstellte, einen ganz neuen Sinn bekommen. Das Themse-Bild (eines der schönsten) geht im Vordergrund über das Gestänge der Masten hinweg auf die Dächer des kreidigen und roten Mauerwerks. Soll man von einer Flugzeugschau reden, von jenem Sehen, unter dem die Welt ernüchtert wird, sachlich wird wie eine geographische Karte, ein Sehen, das aber in dem Zusammengreifen des Disparaten eine wunderbare, nie vorher geahnte Kühnheit des Tempos enthält? Viel mag dabei verlorengehen: die tintenfarbigen Schatten machen den Louvre plastisch, aggressiv, und die zarte Tönung Pariser Luft ist weggeblasen. *Das schwere Gewoge der Farbmaterie* (das ist jüdische Ausdrucksweise für hingehauenen Schmutz. A. R.) Kokoschkas (ein Bild von 1913 gibt noch eine Vorstellung davon), nervös ineinander getrieben, vielleicht auch überanstrengt, so, als werde mit keuchendem Atem gemalt, ist verschwunden. Die blanke Leinwand springt heraus, und was früher aus den Nerven her zuckte, sich unter unseren Augen zu wandeln schien, wird nun, aus einem, man möchte sagen, mechanischeren Grunde, eilfertiger Rhythmus. Man hat das Gefühl, hier hat einer unter das Vergangene einen Schlußstrich gesetzt, ist fortgereist, hat sich der Welt anvertraut. Ganz ohne Trauer und Resignation, ganz ohne Sentimentalität, auch wenn er einmal die Figuren des Grand Opéra in Paris vor sehnsüchtigen Abendröten tanzen läßt."

Schmock hat sich, wie Exempel zeigt, nicht übel angestrengt, um uns die Elephantiasis als Realismus und neues „europäisches Sehen" aufzuschwatzen. Also: weitet euren Horizont, Europäer, der Moses von heute ist gekommen. Die „Frankf. Ztg." sagt es. Also muß es wahr sein.

Die fromme Hanna

Für die Gojim lehrt man in der „fortschrittlichen" Presse, die Schokolade-Kiddies seien ebenso gute menschenwürdige Damen wie die nordischen blonden Frauen. Unter sich aber spricht man vom „königlichen Blut" (der Zionistenhäuptling Weltsch in „Der Jude" 1916/17, S. 530) und deckt sich den Tisch nicht mit vergifteten geistigen Waren. Schreibt da z. B. soeben ein Herr Bin Gorion ein neues Buch und nennt es „Der Born Judas". Dieser „Born" ist die Bewahrung des „königlichen Blutes". Ein hoher griechischer Statthalter, der Hasmonäersohn Eleazer, soll die Tochter des Hohenpriesters Mathathia heiraten. Aber siehe da, auf dem Festmahl steht diese Tochter, Hanna benannt, auf und reißt sich das Purpurkleid vom Leibe. Als die Brüder sich wider ihre Schwester erheben wollen, sprach die „Jungfrau": „Hört zu, meine Brüder, und ihr, meine Freunde; darob, daß ich, wiewohl sonst ohne Sünde, vor diese Gerechten mich nackend hingestellt habe, ereifert ihr euch so sehr; daß ich aber einem Unbeschnittenen, der seine Lust an mir stille, zugeführt werden soll, darüber geratet ihr nicht in Eifer. Ihr seid euer fünf Brüder, der jüngeren Priester könnt ihr zweihundert zählen; setzt euer Vertrauen auf Gott, und er wird euch beistehen." Und die frommen Brüder sprachen: „Unsere Schwester ist die Tochter des Hohenpriesters, und so ziemt es sich nicht für seine Tochter, daß ein Statthalter ihr beiwohne, sondern der König selber müßte es sein. Alsdann wollen wir ihn überfallen und töten; nach ihm sollen seine Diener und Fürsten an die Reihe kommen; der Herr wird mit uns sein und wird uns siegen lassen."

Und also geschah es nach frommem, alttestamentlichem Brauch. Der „Herr war mit ihnen". Wir zweifeln nicht, daß Herr Bin Gorion, in der Judenpresse viel gepriesen, ohne mit der schwarzen Wimper zu zucken, ein Todfeind des „rückschrittlichen" nordischen Rassegedankens ist. Der Blutmythus wird nur in bezug auf das heilige Volk gepredigt. Das possierlichste aber ist, daß Bin Gorion seinen Tisch im — Insel-Verlag aufgeschlagen hat. Ein freundlicher Goi muß da an leitender Stelle stehen, der jüdische Rassepolitik stützt. Hoffentlich heiratet er nicht noch eine Hohepriesterstochter wie die fromme Hanna. . .

Heinrich langweilt sich

Der Nationalismus langweilt den großen Heinrich Mann. Oder richtiger gesagt: der d e u t s c h e Nationalismus. Gegen einen andern hat er selbstverständlich nichts einzuwenden. Namentlich nichts gegen den jüdischen. Dieser interessiert ihn sogar sehr. Was man im hebräischen Lager natürlich weiß und verwertet. So hat denn die zionistisch eingestellte „Wahrheit" in Prag (Nr. 24, 1925), besorgt um die wachsende Erkenntnis über das Wesen der verabreichten demokratischen Einschläferungspillen, eine große Rundfrage an die berühmten Geistigen erlassen. „Was halten Sie vom Rasseantisemitismus?" fragte sie auch den armen Heinrich. Und dieser schrieb:

„Er (der Rasseantisemitismus) hat Herkunft und Mechanismus der neueren Gesellschaft nicht begriffen, wird sie nie begreifen und sucht daher in seiner Not nach „Schuldigen", wo nur Menschentypen sind, die sich mehr oder weniger anpassen. Wozu mit ihm verhandeln? Der Nationalismus ist samt seiner antisemitischen Ergänzung geistig längst erledigt, es wird langweilig, sich mit ihm abzugeben. Er wirkt nur in den Tatsachen plump körperlich noch nach und wird dank dem Beharrungsvermögen, das gerade seine Anhänger kennzeichnet, selbst in einer künftig bis zur Unkenntlichkeit veränderten Welt ohne jeden Zusammenhang mit ihr noch spuken."

Hübsch gesagt, Heinrich Mann! Die „neuere Gesellschaft", das sind die Saly Fischer, Paul Cassirer, Mosse, Ullstein, Jacobsohn, die großen Banken und Börsen, jene allerheiligsten Mächte, denen Menschentypen wie Heinrich Mann „sich mehr oder weniger anpassen". Aber natürlich eher mehr als weniger. Und da gibt es noch immer „geistig Erledigte", die diesen „Mechanismus" stören, und die weitere „Anpassung" verhindern wollen. Entsetzlich! Was würde denn aus den Heinrich Manns, wenn es keine Saly Fischers gäbe!

Die „Wahrheit" hat, offenbar um den genialen Heinrich besonders zu ehren, dessen Porträt neben seine Prophetenworte gesetzt. Sie hat ihm einen schlechten Dienst damit erwiesen. Denn von diesem armen „Menschentyp" läßt sich begreifen, daß er, um überhaupt noch etwas zu gelten, sich an die Ullsteins „anpassen" mußte. Und diese wieder mußten froh sein, daß sich die Manns, Unruhs, Deimlings und Schönaichs fanden, um als Reklamechristen das große Warenhaus Alljudaan zu empfehlen.

Übrigens: von der „bis zur Unkenntlichkeit veränderten Welt", die Heinrich Mann ansagt, haben wir in Moskau einen kleinen Vorgeschmack erhalten. Heinrich Mann sollte sich bei Sinowjew-Apfelbaum als Hofpoeten empfehlen lassen. Durch Fischer, Cassirer oder Oscar Cohn. Er wird dann ebenso berühmt werden wie Ernst Toller, der schon im Londoner Pen-Klub sprechen darf. Und ausländische Tantiemen sind auch nicht zu verachten*).

Genie ohne Charakter

Paul Cassirer hat sich erschossen. Aus Gram über seine Frau Tilla. Mit ihm starb ein „Edelbolschewist", in dessen Salon die frisch eingeführten galizischen Jünglinge mit beschnittenem Geist versehen wurden und „europäische" Manieren lernten. „Geistigkeit" war dort höchster Trumpf, und Losung war, die Welt Kokoschkas und Pechsteins neben Tizian und Dürer als ähnliche Größen erscheinen zu lassen. Nun ist er tot, der große Paul. Aber er hat schöne Nachrufe erhalten. So auch von Sr. Exzellenz Max Liebermann. Dieser hat seinen philosophischen Genius gar nicht bändigen können und beginnt:

„Paul Cassirer war ein Genie, aber es fehlte ihm der Charakter, das heißt das Talent, sein Genie zur Entfaltung zu bringen. Er fand keinen Halt, weder in der Familie, noch in der Religion, noch im Geschäft: daher die Unrast. Das verhinderte aber nicht, daß er sich von momentaner Begeisterung tragen ließ, von höchster Energie und Leistungsfähigkeit."

Das „B. T." kann sich nicht genug tun, die deutsche Rückständigkeit des Rassegedankens auszumalen. Und setzt dabei s o l c h e Sätze des Max Liebermann hin! Wirklich ein Pech! Für die nordische Rasse ist „Genie" ohne Charakter, d. h. ohne seelischen Willensimpuls, eben kein Genie. Für die Auserwählten Jehovas wird jeder mit flatternden langen Haaren und konfusen Reden zum „Genie" (natürlich nur, sobald er Jude oder Judenfreund ist). Daß das „Genie" dazu noch mit dem Geschäft in enge Verbindung gebracht wird, sei nur nebenbei bemerkt.

Max Liebermann hat zu Weihnachten 1925 einen hohen bayerischen Orden erhalten. Er hat also sein „Genie" zur Entfaltung

*) Heinrich Mann floh 1933 ins Ausland und hetzt gegen das Deutsche Reich.

gebracht und „Halt gefunden". Für das „Genie" des bayerischen Ministeriums, das bekanntlich „christlichen Kurs" steuert, ist die Auszeichnung Liebermanns ein gutes Zeichen seines Fortschreitens zur wahren Demokratie.

Die Giftangst Ludwig Lewisohns

Die Romantik um 1800 bemühte sich, auf den Gedanken des Volkstums zurückzugreifen. Das ist natürlich vom Standpunkt der Auslese vom Jordan und ihrer Tafelschmarotzer eine Todsünde. Gegen das „Miasma des Germanentums" trat schon 1808 der fromme Ascher auf. Heute spukt die Romantik in der Form des völkischen Gedankens erneut durch die Lande, was tiefe Beunruhigung bei der „europäischen Geistigkeit" hervorgerufen hat. Ihre Führer machen es, wie der göttliche Talmud lehrt: sie erklären die Gesundung als Krankheit. Und schreiben sogar ganze Bücher darüber. So gibt z. B. die Frankfurter Societäts-Druckerei (Verlag der „Frankf. Ztg.") ein Jahrbuch (1925) „Der Eiserne Steg" heraus, in dem ein Frommer, namens Ludwig Lewisohn, über das „Gift der Romantik" schreibt. Tief besorgt um Europa (was Lewisohn mit Europa zu tun hat, ist ganz unerfindlich) klagt besagter Herr:

„Europa ist von seiner Romantik vergiftet, einem falschen und gefährlichen Historismus verfallen. Das junge Frankreich lehnt Anatole France ab und hält Voltaire für einen Volksverderber. Die noch jüngeren Deutschen lassen die Romantiker aus den Gräbern steigen und f a s e l n v o m z e r s t ö r e n d e n, z e r s e t z e n d e n, a n a l y t i s c h e n G e i s t d e s J u d e n t u m s. Die rechts- und linksradikalen Führer der Jugendbewegung verstehen einander gut. Beide glauben an Disziplin, treue Gefolgschaft und den Ordnungsstaat wie an Allheilmittel — sie verstricken sich in Ideologien wie in stählerne Fußangeln. Fast jedermann ist auf sonderbare Art religiös, häufig findet man kriegerisches Heidentum mit falscher christlicher Romantik gepaart. Die Mitteleuropäer liebäugeln mit Amerika, sie trauen ihrer eigenen geistigen Kraft nicht mehr recht. Sie ahnen, daß vom Westen her ein freier, reinigender Wind wehen wird."

Sie, Rabbi Lewisohn, hätten vorsichtiger sein und die von uns

gesperrten Zeilen nicht schreiben sollen. So merkt man nämlich die Absicht. Und das darf man doch nicht?! Des Löwen Sohn fährt dann fort:

„Der Krankheitskeim der Romantik breitet sich natürlich aus, man denke an Chesterton und Belloc in England, an die Reihe von Amerikanern, die den Ton der mystischen Nordländer annehmen und in aller Unschuld versuchen, die Romantik der Rassenmythen von Haß und Blut auch in unsere Mitte zu tragen. Doch sie sind verhältnismäßig harmlos. Ein kurzer Aufenthalt in Polen etwa würde meine Freundin Mrs. Austin wieder der echt amerikanischen Tradition der Freiheit und Rassengleichheit verpflichten, würde sie zu Thoreau und Whitman zurückführen. Noch ist unsere neuere junge Literatur davon nicht angesteckt."

Der letzte Seufzer der Erleichterung geht offenbar an die Anschrift der Georg Kaiser, Thomas Mann nebst Bruder Heinrich und die andern „Jungen", deren Kolportagearbeit in den Augen des Lewisohn sicher das einzig Gesunde darstellt. Und daß sie sich alle durch Kolportage — gesund gemacht haben, wird niemand zu bezweifeln wagen.

Mit Peitschen und glühendem Draht

In Fürth-Nürnberg regnet es hochnotpeinliche Fälle. Da sitzen die Talmudgläubigen nämlich in größeren Scharen beisammen wie anderswo, und somit kann sich die östliche Seele energischer auswirken wie in der anderen „Diaspora".

Vor kurzem wurde in der Stadt des Hans Sachs ein furchtbarer Prozeß abgeschlossen, der auf die Enthüllungen des völkischen Kampfblattes „Der Stürmer" zurückging. Dem frommen Juden Louis Schloß wurde Gewaltunzucht in acht Fällen, Körperverletzung usw. vorgeworfen. Schloß hatte nämlich junge, nichtjüdische Mädchen hypnotisiert, mit Wein animiert, vergewaltigt, angebunden, mit Peitschen geschlagen, mit der Peitsche im Munde photographiert und andere schöne Dinge veranstaltet.

Er spricht vor Gericht so, als ob die Mädchenschändung, die Fesselung und Auspeitschung seiner Opfer, ja sogar die Brandmarkung derselben mit glühendem Draht ein Sport wäre, der ihm ganz besonderes Vergnügen bereitet hätte. Er sei erstaunt, meint der gänzlich

Unbefangene, daß man das so schrecklich finde; bis jetzt habe er gedacht, das wäre allgemein so Brauch (!!). Er scheint also noch viele Glaubensgenossen mit ähnlich frommen sportlichen Trieben zu kennen. Er habe eben eine sadistische Veranlagung; die sei ihm angeboren. Schon von Jugend auf hätte er gar nicht anders gekonnt. Da hält ihm der Richter vor, daß er mit seiner Frau (einer Jüdin) doch eine durchaus normale Ehe geführt habe, aus der ja auch ein Sohn hervorgegangen sei. Da erklärte der Jude, daß auch seine Frau mit eingeweiht gewesen sei, d. h., daß sie von seinem „Sport" gewußt habe. (Siehe Talmud: Wenn der jüdische Gatte unter dem eigenen Dache mit einer Nichtjüdin Umgang hat, so hat die jüdische Frau nach rabbinischen Gesetzen kein Recht, ihm das zu verwehren.)

Die Zeuginnen schildern den hypnotisierenden Einfluß. Wenn der nicht half, kam Likör als Betäubungsmittel an die Reihe.

Den Gefesselten und Geknebelten wurde ein Tuch um die Augen gebunden. Dann machte der fromme Jude an einer Spiritusflamme einen Draht glühend, der in L. S.- (Louis Schloß-) Form gebogen war und preßte den wehrlosen Opfern diese Anfangsbuchstaben seines Namens auf den Leib. Ein in den Mund gesteckter Knebel hinderte die armen Mädchen daran, ihre Schmerzen hinauszuschreien. Das ist ein Brauch, den der argentinische Bauer bei der Kennzeichnung seines Viehes ausübt.

Auf den beschlagnahmten Lichtbildern hatten die Gefesselten meist die Peitsche quer im Mund. So, wie man's oft bei den Hunden sieht. Lachend sagte Schloß, daß er sich gerade über diese Bilder immer besonders gefreut habe. Ein Gemütsmensch! Hier kommt die talmudische Gesinnung ganz zum Ausdruck. Als Tiere, als Vieh wollte der Jude seine Opfer sehen, so wie es im Talmud heißt: Ihr Juden werdet Menschen genannt, die nichtjüdischen Völker aber werden nicht Menschen, sondern Vieh geheißen. (Tr. Baba mez. 114 b.) — — —

N i e hat Schloß eine Jüdin angerührt. Als eine Zeugin weinend klagt, sagt ein jüdischer Verteidiger des Schloß: „Das hat er Ihnen bewiesen, daß er Sie liebt. Er hat Ihnen ja seinen Namen aufgebrannt, er hat Sie ja gezeichnet, damit Sie zu keinem anderen mehr laufen können." — — —

Derselbe bedauert dann den kranken Mann: „All die Körper der Damen zusammengenommen sind weit weniger wert als der eine Körper dieses kranken Mannes!" Und ersucht um — Freispruch.

Der andere Verteidiger meint: „Der Angeklagte sei krank, sagt er, und wenn man ihn einsperre, dann werde seine Krankheit nicht beseitigt, darum sei er freizusprechen." — Eine ebenso bezeichnende wie talmudische Logik.

Schloß wird dann wegen Gewaltsunzucht und schwerer Körperverletzung zu einer Gesamtzuchthausstrafe von vier Jahren und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von sechs Jahren verurteilt.

Was würden die armen Juden aber tun, wenn sie nur unter sich wären? Ihren schönsten Freuden müßten sie entsagen! So bleiben sie lieber bei den Gojim, die sie so lieben und achten. Wenn nur die verfluchten Völkischen mit ihrer „Hetze" das langjährige Vergnügen nicht stören würden. Es ist hohe Zeit, daß das Weltgewissen sich mit diesen gemeinen Leuten beschäftigt.

Kulturverfall . . .

Nr. 96, 1926, der „Bühne" in Wien. Ein Lichtbild: Zwei Revuejuden, Grünbaum und Farkas, inmitten einer großen Anzahl nichtjüdischer „Girls". Blonde und dunkle hübsche Mädchen, welche von den Hebräern später auf ihre Revue-Tauglichkeit „geprüft" werden. Beide Juden lachen mit verzogenem Mund und hängender Lippe. Sie haben Grund dazu. Über die neue Revue steht unten zu lesen: „Musik von Benatzky, eingelegt mit Lehár, echten Originalamerikanern und Ludwig Hirschfelds. Garniert mit Girls, die tanzen, Mannequins, die angezogen, und Mädels, die ausgezogen sein werden. Dazu Boys, männliche Girls, nach den neuesten Modejournalen gekleidet, also mehrere Chöre wie in der antiken Tragödie. Aber es wird eine Revue in rund vierzig Bildern, nicht gerade auf Nacktheit aufgebaut, schon gar nicht literarisch ambitioniert, dafür heiter, hemmungslos heiter. Und nicht viel, doch kostbarer Prunk. Zum Beispiel ein Spitzenbild oder die Historie Schönbrunns oder . . ." Sich ausziehende Mädels und „männliche" Girls, das judaisierte Wien unter der Herrschaft der christlich-sozialen Partei, die soeben das Andenken ihres großen Gründers, Karl Lueger,

feierte. Lueger war Antisemit, der Prälat Seipel aber lieferte Wien den jüdischen Schlachthyänen aus. Ist das etwa „katholische Politik"?

*

Zwei Seiten weiter ein Bildnis der Negertänzerin Josephine Baker. Fast nackt, nur mit Straußenfedern „bekleidet". Darunter steht: „Josephine Baker ist augenblicklich in Paris sehr en vogue. Sie bedeutet die letzte Sensation auf dem Gebiete der Revue, und die Pariserinnen wie die Amerikanerinnen sind von ihr so entzückt, daß sie sie kopieren wie seinerzeit die Sarah Bernhard. Man trägt in Paris plötzlich Negerschmuck, streicht sich braun an, und es ist letzte Mode, zu tanzen wie Josephine Baker."

*

Wenige Seiten später lesen wir unter „Modenbrief aus St. Moritz": „Im Kulm-Hotel hat eine Herrscherin der Mode ihren Sommersitz. Madame H. Gruenbaum de Vienne. Vielleicht die bestangezogene Frau in St. Moritz, leider die einzige Wienerin, die ich gesehen habe." „De Vienne", d. h. aus Wien. In deutscher Sprache judäo-französisch. Der echte Wiener ist beraubt, ausgeplündert, die Galizierin Gruenbaum „Herrscherin der Mode" in St. Moritz. Die christlich-soziale Partei hat gute „Aufbauarbeit" geleistet . . .

Syriens Hohn

Daß die schwarzen Syrier planmäßig Jagd auf blonde Frauen machen, wissen wir aus den offenherzigen Bekenntnissen eines Kurt Münzer, auch aus dem „Wanderlied" des Paul Meyer, in dem dieser Galizier über die deutschen Bräute jubelte, die ihm, „dem Auswurf der Wüste", in die Arme getrieben würden.

Jetzt hat auch der „Ulk", die Beilage des „Berl. Tageblatts" (Nr. 70, 1927), seinen Hohn über die deutsche Frau ausgegossen. Ein Jude J. Wiener-Braunsberg veröffentlicht unterm Titel „Fasching" folgendes Gedicht:

Man brachte ihr mit achtzehn Jahren
die Karte zu dem Künstlerball.
Da jubelte sie unerfahren:
„Das ist mein Fall! Das ist mein Fall!"
Sie war ein allerliebstes Mäuschen
mit Haaren goldigblond und kraus!
sie war vor Freude aus dem Häuschen
und sah direkt zum Fressen aus.
Er tanzte mit ihr im Gedränge
bei festlich bunter Ampeln Schein.
Schwül war's im Saale, und in Menge
gab er ihr Sekt und süßen Wein . . .
Heut' wiegt sie einen dicken Bengel
und leise singt sie: „Su, su, su!" — —
Es war dein Fall, du blonder Engel,
— du ahnungsvoller Engel du!

Das „B. T." ist — wie allbekannt — das führende Blatt der Novemberdemokratie.

Er kannte sich aus

Der Bernhard Kellermann nämlich über das Wesen seiner Rassegenossen. In seinem „Tunnel" spielt bekanntlich der Jude Woolf die Hauptrolle als Geldvermittler. Aber noch mehr: Kellermann wußte auch, wie sich der Jude am Arier „rächt". Instinktiv und bewußt. Durch Schändung ihrer Frauen. Kellermann schreibt:

„S. Woolf war das Muster eines Gentlemans. Er hatte nur ein Laster, und er verbarg es sorgfältig vor der Welt. Das war seine außerordentliche Sinnlichkeit. Das Blut begann in seinen Ohren zu knacken, sobald er ein junges, hübsches Mädchen sah. Er kam jedes Jahr einmal mindestens nach Paris und London, und in beiden Städten hatte er seine Freundinnen. Häufig brachte er auch von seinen Reisen ‚Nichten' mit, die er auch nach Neuyork verpflanzte. (Also Mädchenhändler, ein netter Romanheld!) Die Mädchen mußten schön, jung und blond sein. S. Woolf rächte auf diese Weise den armen Samuel

Wolfsohn (seinen Vater!), den die Konkurrenz gutgebauter Tennisspieler und großer Monatswechsel vor Jahren bei allen schönen Frauen aus dem Felde geschlagen hatte. Er rächte sich an jener blonden Rasse, die ihn früher mit dem Fuße getreten hatte. Und er entschädigte sich vor allem für eine entbehrungsreiche Jugend."

Die Idiotie des Genies

Ein amerikanischer Jude namens Jacobsohn geht noch weiter als sein Genosse Lombroso. Wir erfahren folgende welterschütternden Dinge der modernsten syrischen Philosophie:

„Es ist eine Ironie des Naturgeschehens, daß der Vagabund, der Verbrecher, der Geisteskranke, der Enterbte und Ausgestoßene der Gesellschaft, kurz, daß die abnormen Elemente der Menschheit es sind, die das Genie hervorbringen." In dieser nur für die mit jüdischen Methoden Unvertrauten überraschenden Behauptung gipfeln die Untersuchungen des „amerikanischen" Biologen Dr. Arthur C. Jacobsohn, die er in seinem Werk „Genius" niedergelegt hat. Der Gelehrte sieht den Grund für die Entstehung ungewöhnlicher Menschen im guten und schlechten Sinne in der Mischung verschiedener Rassen, durch die in der einzelnen Persönlichkeit eine Gegensätzlichkeit und ein Aufruhr der Instinkte hervorgerufen wird.

„Das Genie neigt dazu, als ein Produkt gemischter Volkselemente und weit auseinanderliegender erblicher Veranlagungen aufzutreten", erklärt der Jude kühn und schafft damit alles Geniale aus der Welt, das gerade in der Krönung der rassischen Eigenschaften besteht. „Dieselben Vorgänge sind für die Hervorbringung minderwertiger Mitglieder der Gesellschaft maßgebend. Die Menschheit muß für ihre Genies teuer bezahlen. Ebenso wie die Natur im allgemeinen verschwenderisch ist in der Vernichtung von Individuen zur Entwicklung einer neuen Art, so finden wir auch eine starke Verschwendung von Menschen für einen ähnlichen Zweck. Man kann sich die Geisteskranken und Minder-

wertigen als mißlungene Versuche der Natur vorstellen, die unternommen werden, um einige wenige Genies zu schaffen. Es scheint so, als ob Bataillone von Geisteskranken, Minderwertigen und Verbrechern notwendig sind, damit ein Genie entstehe." Die Züchtung des Genies aus der Mischung verschiedener Erbmassen denkt sich Dr. Jacobsohn im Lichte von Vorgängen, die man bei der Tierzüchtung beobachtet. „Wenn man verschiedene Rassen, mag es sich nun um Menschen, um Hunde oder um Pferde handeln, miteinander vermischt", lehrt der Hebräer, „so erzielt man eine Nachkommenschaft, die sich in gewissen Situationen anders verhalten wird als ihre Vorfahren. Eine bestimmte Hundeart reagiert auf eine gegebene Lage mit Beißen; eine andere wird in derselben Situation weglaufen. Wenn diese beiden Arten gekreuzt werden, so entsteht daraus ein Hund, bei dem in der erwähnten Situation sich die Antriebe des Elternpaares kreuzen. Das eine Erbe drängt ihn zum Beißen, das andere zum Fliehen, und aus diesem Zwiespalt entwickelt sich eine höhere Intelligenz, da der Hund gezwungen ist, eine neue Form der Reaktion zu finden. Wenn bei diesen Rassenmischungen etwas ‚fehlgeht', dann entsteht Verbrechen oder Geisteskrankheit. Der Verbrecher kann sich nicht aus solchen ererbten Antrieben heraus in die Gesetzesordnung einfügen; der Geisteskranke leidet an den neuen Ideen, die in ihm aufsteigen und aus denen er keinen Ausweg findet."

Nun weiß natürlich jeder Hundezüchter, daß Mischungen nur ganz besonders veranlagter Rassen, gefolgt von Inzucht, organisch-hochwertige Typen schaffen, daß Rassenmischungen ganz allgemein aber zu Bastardierung, nie zum Genie führen. Der Jude will durch solche „Wissenschaft" sein eigenes Rassenkötertum zum Vorbild für andere erheben.

Man sieht: es gibt kein Mittel, das nicht zur Zersetzung des Ariertums benutzt wird.

„Dem Zwittertum entgegen"

Unter diesem „anlockenden" Titel befaßt sich ein gewisser Walter Finkler in der koscheren „Wiener Sonn- und Montags-Zeitung" (Nr. 15, 1928) mit dem Zwitterproblem. Zunächst „sachlich", wobei eine Feststellung unterläuft, welche die fromme „C.-V.-Ztg." sicher nicht abdrucken wird:

„Die Verzwitterung, die Zwischengeschlechtigkeit, muß einen mächtigeren biologischen Faktor zur Ursache haben. Nun kennt die moderne Biologie einen solchen Faktor. Sie kann durch bestimmte Auswahl der Eltern die Nachkommenschaft zwittrig, zwischengeschlechtlich, machen. Mit experimenteller Sicherheit. Und zwar durch Kreuzung verschiedener Rassen."

Das ist ein Bekenntnis, welches wir begrüßen, wobei es jedoch selbstverständlich ist, daß Herr Finkler nicht etwa die Folgerung der Ausweisung der jüdischen Asiaten aus Europa fordert, sondern ganz harmlos weiterplaudert:

„Die Tatsache, daß infolge der Rassenkreuzungen geschlechtliche Zwischenstufen, Interzesse, entstehen, steht fest.

„Den Menschenversuch hat eben die Großstadt gemacht.

„Die Großstadt schüttelt die Rassen durcheinander, in ihr finden die meisten Rassenkreuzungen statt und in deren Gefolgschaft die Interzesse. Die Menschheit entfremdet sich immer mehr dem Lande und wendet sich der Großstadt zu. Sie geht dem Zwittertum entgegen, der Verwischung der Geschlechtsmerkmale, dem dritten Geschlecht. Das mag vielleicht als böse Folge gedeutet werden und als Wind in die Mühle chauvinistischen Rassenschutzes. Doch hat die Bastardierung ihre experimentell geradeso belegten guten Seiten, so etwa das Luxurieren: Verdoppelung der Größe und Üppigkeit der Merkmale. Man denke an all die veredelten Blumen, die durch Kreuzungen unscheinbarer Rassen gewonnen wurden. Sollte also auch die Theorie des Wiener Chirurgen zu Recht bestehen, derzufolge die Leistenbrüche ein Symptom der Zwittrigkeit, der nicht voll geglückten Männlichkeit sind, sollte auch die Häufigkeit dieser Zwittrigkeit eine Wirkung der Rassenmischungen in der Großstadt sein, die Vorteile der Bastardierung wiegen diesen Nachteil auf, sofern das Ähnlichwerden

der Geschlechter, der Abbau des Sexualdimorphismus, überhaupt ein Nachteil ist.

„Freilich ist das Tragen von Bruchbändern keine Annehmlichkeit, es ist eben geradeso eine Strafe für die biologische Erbsünde des Menschen — nämlich seinen aufrechten Gang —, wie die Plattfüße (!! A. R.) und die Hühneraugen. Dafür wurden die Arme und der Kopf frei. So hat auch Rassenkreuzung und Verzwitterung Licht und Schatten. Oder hat die extreme Züchtung von Sexualcharakteren, etwa die Steatopygie (bitte im Lexikon nachschlagen, was das ist!) einen biologischen oder moralischen Wert? Mag auch der berühmte deutsche Hygieniker gegen die Frauenmode und „Vermännlichung" der Frau wettern, es ist alles der Ausdruck einer biologisch tief fundierten Wandlung der Menschheit, der Abkehr vom brünstig rotleuchtenden Affengesäße, von der Zersplitterung des Menschen in: hie Männchen und da Weibchen, der Wandlung von Arteinheit in einen Zustand, in dem keine Abhandlung mehr über das hochgelehrte Thema erscheinen wird, ‚ob das Weib ein Mensch sei'. Werden wir ein geschlechtsloses Geschlecht mit eigenen Drohnen und Königinnen nach Bienenart werden, oder ist die Angleichung der Geschlechter bloß eine vorübergehende Reaktion auf die künstlich hochgezüchtete Differenzierung? Niemand kann es wissen, nur eines steht fest: der Mensch steht erst am Beginn seines Artlebens als staatenbildendes Lebewesen und muß zum echten ‚Zoon politikon' noch manche Krisen und Wandlungen durchmachen."

So etwas nennt man Völkerchaos predigen unter der Maske einer „wissenschaftlichen Betrachtung". Der impotente Zwitter erscheint am Ende als die Blüte einer großen Entwicklung, um den „chauvinistischen Rassenkampf" abzuwehren, vor dem die Finkler und Kohn eine verzweifelte Angst bekunden. Es wird ihnen nichts helfen . . .

Die neue Berliner „Gesellschaft"

Daß die Berliner Gesellschaft seit dem Eindringen der Gerson Bleichroeder und der Heirat preußischer Gardeoffiziere mit dunkel-

lockigen Kommerzienratstöchtern immer mehr verorientalisierte, wurde schon vor dem Kriege mit einigem Grauen vermerkt. Seit dem Siege der glorreichen Revolution, namentlich aber nach der Inflationsrazzia hat das deutsche Element nahezu überall Platz machen müssen, wenn Israel in Brillanten und Perlen aufmarschiert. Die Häuser der Deutsch, Mendelsohn wurden sog. „geistige Zentren" und Frau Käte Stresemann, geborene Kleefeld (Urenkelin eines jüdischen Metzgers aus Hofgeismar bei Kassel, Enkelin des Geldverleihers Sußmann Kleefeld), gab den rechten Ton an, den das heutige Berlin um die Gedächtniskirche herum so liebt.

Der Sohn Dr. Gustav Stresemanns betätigt sich seinerseits auf jüdischen Wohltätigkeitsfesten, und viele Damen geben ihre Namen für Puppenpropaganda des jüdischen Warenhauses Wertheim her.

Es ist also alles in schönster demokratischer Ordnung, wie schon lang in Paris, der Sehnsucht aller Tucholskys, Bernhards und Levis, wo die Montmorencys schon lange und endgültig von den Rothschilds verdrängt sind.

Ein liebliches Bild von den parlamentarischen Zuständen in der Residenz Parker Gilberts zeichnet uns das durchaus koschere „Kleine Journal" in Berlin (14. Dezember 1928). Es fängt an mit dem Tanztee in der Sezession:

„ . . . Fräulein Abramczek sorgt für Stimmung, die hier zwar gar nicht erst künstlich erzeugt zu werden braucht. Wichtig ist dies Fest insofern, als es erneut beweist, daß Frau Professor Spiro auch heute noch die aparteste, schickste und gescheiteste Dame des gesellschaftlichen Berlins ist. Und wer sie wie ich in der Zeit ihrer Liebesirrung mit Konrad Veidt im Bristol beobachten konnte, muß gestehen, daß sie heute besser aussieht als damals. Man darf dem prächtigen Spiro, obschon Veidt neben dieser ungewöhnlichen Frau dekorativer wirkt, das Glück dieses seltenen Besitzes gönnen. Hallelujah!

„Der Frauenverein ‚Rahel' hatte in den gelben Marmorsaal des Zoo geladen . . . Die reizvollste Tänzerin der Staatstheater, Eugenie Nicolajewa, sieht man nie. Ist sie zu stolz? Ist ihr Russentum zu stark betont? Lebt sie an der Seite ihrer Mutter zu zurückgezogen? Es stellt den Herren der Berliner Gesellschaft ein schlechtes Zeugnis aus, daß dies russische Vollblut, diese einzigartige Erscheinung, noch immer nicht als Gattin eines Großindustriellen oder Ban-

kiers ihren Hispano lenkt. Hier wäre für den kleinen Tetelmann, der doch so gern und so geschickt managert, eine Gelegenheit, sein gesellschaftliches Talent unter Beweis zu stellen.

„Bal paré bei Staatssekretär Weismann, diesem gewandtesten und repräsentativsten Diplomaten der Republik, der als Staatsanwalt schon eine Rolle in den Berliner Spielklubs spielte — zu einer Zeit, da man dem Glücksspiel energisch zu Leibe ging. Wenn ich nicht irre, war es der Klub in der Lennéstraße. Ein Staatsanwalt, der das im Kaiserreich fertigbringt, ohne daß seine Stellung erschüttert wird, hat den Nachweis ungewöhnlicher Tüchtigkeit erbracht. Ich meine das nicht etwa ironisch. Wir brauchen an der Spitze Weltleute und keine Beamtenseelen. Weismann ist ein Grandseigneur — und es kommt gar nicht darauf an, daß er ein Muster bureaukratischer Korrektheit ist. Seine Gattin ist eine geborene Reichenheim, entstammt also einer der besten Berliner Patrizierfamilien. Auf seinem Bal paré waren Botschafter und Gesandte und nahmen — Teilnehmer haben es mir in derselben Nacht in der „Königin" bestätigt — den Eindruck mit, in dem bestgeführten Hause Berlins (Frau v. Schwabach und Marion v. Goldschmidt-Rothschild müssen es verzeihen) gewesen zu sein.

„Frau v. Schwabach war übrigens auch erschienen, desgleichen Herbert Gutmann mit Frau, bei denen man sonderbarerweise immer das Gefühl hat, Neureichen gegenüberzustehen. Dabei stammt Herbert Gutmann doch aus einem guten Stall. Sein Bruder heiratete die millionenschwere Herzfeld, die jetzt mit Otto Wolff in persönlichen und geschäftlichen Beziehungen steht — und Herbert Gutmann selbst hat als Gründer und Präsident des „Land- und Golf-Klubs Wannsee" eine gesellschaftliche Stellung, die ihn endlich von jenem Snobismus freimachen sollte, durch den er sich so schädigt.

„Wovon man spricht? Von der Nachtvorstellung in der ‚Komödie' am 15. Dezember. Da muß jeder dabei sein, der zur Gesellschaft gehört. Shaw, der Sozialist, wird eine unruhige Nacht haben. Denn man wird ihn von den millionenschwersten Damen der Berliner Gesellschaft darstellen. Baronin v. Thyna und Baby Friedländer-Fuld, vermählte Goldschmidt-Rothschild, spielen die Hauptrollen. Regie führt der liebenswürdige Schauspieler Stahl-Nachbaur, der als Sohn des verstorbenen Geheimen Kommerzienrats Guggenheim aus Augsburg ja selbst zu einer ersten Familie gehört."

Erste Familie zu sein: dazu muß man viel Geld haben in der Demokratie; „guter Stall" bedeutet rein jüdische Zucht ohne Beimischung schlechten deutschen Blutes, das in die Frauenvereine „Rahel" und unter die Friedländers und Schwabachs nicht hereinpaßt.

Und dem Staatssekretär Weismann, diesem „repräsentativsten Diplomaten der Republik", wurde seit Jahren öffentlich vorgeworfen, er habe seine auf dunkle Weise „verdienten" Gelder mit Hilfe Radek-Sobelsohns in die Schweiz verschoben. Er klagte nicht, der Herr. Und seine Stellung festigte sich immer mehr. In Regierung und „Gesellschaft". Und bei der Kirche: denn er ist „katholisch" geworden, gehört zum Zentrum und geleitete den neuen Bischof von Berlin . . .

Wirklich, die Errungenschaften sind kolossal. Und rassisch deutsche Arbeiter wählen noch immer Leute zu ihren Führern, die diese „Gesellschaft" hochgezüchtet haben!

Niggerkultur

An der Spitze der Kultur

marschiert ohne Frage das rechtgläubige „Berl. Tagebl.“. So denkt jedenfalls die streng rituelle Schriftleitung, und das glaubt sicher auch Herr C(hesker) Z(wi) Klötzel, der für das Geld Mosses eine Reise nach Südafrika angetreten hat. Selbst im entfernten Ort Lourenço-Marques hat dieser Mann das „B. T.“ vorgefunden! Ungeheuerlich grandios! Er schreibt („B. T.“ 8. 1. 26):

„In Lourenço-Marques hängt das ‚Berliner Tageblatt‘ ständig im Schaufenster eines Ladens, dessen Inhaber trotz aller Abmahnungen den stolzen Mut gehabt hat, sein Geschäft ‚Bazar Allemao — German Bazar‘ zu nennen und prinzipiell nur deutsche Waren zu verkaufen. Das tollkühne Experiment, vor einem Jahr begonnen, ist überraschend gut gelungen, und der ‚Deutsche Basar‘ zählt sowohl Portugiesen wie Engländer zu seiner Kundschaft. Es ist vielleicht nicht ganz uninteressant, daß der Kaufmann, der so dem deutschen Namen in ehemals feindlichem Gebiet wieder Ansehen verschafft, mit gleichem Stolz seinen alttestamentarischen Familiennamen trägt.“

Die letzten Worte enthüllen das ganze magische Geheimnis. Ein alttestamentlicher Mann, der das „B. T.“ aushängt, wird von den Ententeländern freundlich angesehen. Man hat die Dienste des „B. T.“ an der Zersetzung Deutschlands und bei der Bereitung des demokratischen Giftkuchens wohl noch nicht ganz vergessen.

Aber das „B. T.“ sorgt auch andererseits dafür, daß afrikanische Kultur in seiner Diaspora (Deutschland) verbreitet wird. Wie die Bettauers in Wien die Schokolade-Kiddies als führende Modedamen hinstellen, so kündigt sein „Weltspiegel“ (Nr. 1, 1926) die „Revue Nègre“ aus Paris mit einem großen Bilde und folgender Unterschrift an: „Nach den ‚Chocolate Kiddies‘ kommt eine neue Negertruppe aus Paris, die viel exzentrischer und grotesker ist als ihre Berliner Vorgängerin. Josephine Baker und Douglas sind die künstlerischen Köpfe dieses schwarzen Ensembles.“ Was für die Leserschaft des „B. T.“ natürlich ungeheuer wichtig zu wissen ist und eine mehr als deutliche Empfehlung darstellt. Zu gleicher Zeit aber bringt die andere Beilage des rassereinen „B. T.“, der „Ulk“, eine Zeichnung deutscher Fresser und Säufer unter dem Titel „Diner beim neuen Pschorr“. Unten aber steht der deutsche christliche Gesangbuchvers: „Oh, daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund.“

Nur ein kleiner bescheidener Ausschnitt aus der Kulturarbeit der von Joseph Wirth geliebten „deutschen“ Zeitung. Aber auch er zeigt uns die demokratische Geistigkeit in vollster Entfaltung: das Niggerblut des kraushaarigen frommen Volkes Jehovas spricht deutlich und vernehmbar.

Der Rhythmus des Stapfens

Blut will zu Blut! Nun wir im Zeichen des Kampfes der Nigger für Freiheit und Kultur stehen, beginnt auch der rote Saft in den Adern jener „deutschen Staatsbürger“ wieder zu gären, dessen Beimischung einst dem auserwählten Volk die büschelweise wachsenden Kraushaare und die hängende Lippe als rassische Merkmale verliehen hatte. Die Töne der Jazz-Band wecken im Unterbewußtsein jene „Musik“, die einst ein Teil der nubischen Vorfahren auf Kalbshäuten an den Ufern des Nils schlugen, und der Tanz der schwarzen Kapellmeister bewegt unsere Kurfürstenelite noch mehr als der Gesang des Kol-Nidre-Gebets. Wir begreifen deshalb, wenn „Berl. Tageblatt“ und „Frankfurter Ztg.“ sich gleichzeitig an entzückten Aufsätzen über die Herrlichkeit der Niggerkunst überbieten. Das letztgenannte Blatt schreibt (6. Juni 1926, 1. Morgenblatt) an einem Sabbat:

„Die Jazz-Band ist das orgiastische Tanzorchester, wie es in Europa noch niemals bestanden hat. Es ist der instrumentale und

rhythmische Ausdruck für den die Ur-Instinkte nackt offenbarenden, primitiven Bewegungstrieb. Ursprünglich entstanden bei den Negern Amerikas, übernommen von den Matrosen und von der breiten Masse des Volkes, hat sich die Jazz-Band, wie sie sich heute präsentiert, innerhalb der oben beschriebenen Klanggewohnheit der angelsächsischen Völker zu einer Art feststehender Kammermusikbesetzung entwickelt, in welcher die Instrumente mit einer naiven, aber um so verblüffenderen Charakteristik zur Geltung gebracht werden."

„Die alte Rhythmik ist tot für den musikalischen Alltag. Ein einziger, einfacher, allen Menschen, primitiven und hochzivilisierten, geläufiger Rhythmus lebt, der des Geschwindmarsches. Sagenhaft mutet uns an das hymnische Tempo des „Prinz Eugen, der edle Ritter", legendär das Andante majestoso der friderizianischen Märsche. Historisch sind nicht nur Allemande, Gavotte, Menuett; *verklungen für immer* (!) *sind auch Polka, Galopp und Walzer. Verschwunden sind italienische, spanische, schottische, bayerische, ungarische Nationaltänze.* Sie fristen, subventioniert von den Fremdenverkehrsvereinen, noch ein kurzes Leben in den Herzen, Ohren und Beinen der älteren Generation. *Die gesamte europäische Jugend kennt nur einen Rhythmus, den zweiteiligen des Vorwärtsdrängens, des Stapfens, den Step.*"

Den stapfenden Rhythmus hatten wir Gelegenheit seit Jahren zu beobachten: in der Reihe der Abgeordneten, die zur denkwürdigen Weimarer Nationalversammlung schritten, auf Handelstagen und mehr als je in allen Schieberdielen. Parole ist: Fort mit allen europäischen Nationalrhythmen! Her mit dem völkischen Niggerplatt! Und nennen wir das „*europäische* Jugendforderung".

Uns Zurückgebliebenen scheint aber, daß die „*nicht*"-europäischen Ohren — also die deutschen, russischen usw. — dieses Getute der für Niggertrommelfelle gefertigten Instrumente schon satt haben. Wir glauben, daß die „Europäer" aus Afrika und Syrien mit ihren Bobbys und Jimmys bald allein rhythmisch stapfen werden. Und hoffentlich in nicht allzu ferner Zukunft nicht in Berlin, Wien, Paris, sondern beim Mondenschein irgendwo am Nil oder Zambesi.

„Black People"

Berlin wird erobert. Nicht von Juden allein, sondern von Mulatten und Niggern, die als erste Künstler dem Asphaltpöbel im Frack vorgeführt werden. Man läßt Schwarze weiße Frauen auf der Bühne peitschen, man läßt weiß-schwarze Liebesszenen ausführen, während am deutschen Rhein die Mulattisierung als fremdes Regierungssystem betrieben wird. Die jüdische Journaille aber weiß sich jetzt vor Freude nicht zu fassen, da ein Berliner Theater eine schwarze Revue, „Black People", in Szene gesetzt hat. Der Schreiber der „Vossischen Ztg." jauchzt (Nr. 165, 1926):

„Aber da setzt die Musik ein; die fährt ihnen in die schmalen Glieder, und zu dem scharfen Foxtrott-Rhythmus, der im Orchester probiert wird, beginnen die Beine zu zucken. Das Tänzerblut dieses ‚schwarzen Geschlechts' wird wach. Ganz nach Lust tanzt die eine mehr federnd, die andere mehr wippend oder pendelnd umher; bei einer dritten geraten die Hüften in jenes horizontale Schwingen, das unsere Charleston-Tänzerinnen so eifrig und so vergeblich nachzuahmen versuchen. Eine schlägt Purzelbäume mit fabelhafter Eleganz, eine andere übt Handstand. Eine nimmt die Füße in die Hände, und kugelt sich rings um die Bühne.

„Diese private Akrobatik setzen sie im Hintergrund auch fort, nachdem vorn die Bühnenprobe in Gang gekommen ist. Spielerisch wie junge Tiere freuen sie sich an ihrem tänzerischen und akrobatischen Können. Aber breit und gelassen, mächtig wie eine Löwenmutter, lehnt sich *Maud Forest* — auch ihre saftstrotzende Kunst haben wir ja damals im Nelson-Theater kennengelernt — weit zurück auf ihrem Sessel, solange sie unbeschäftigt ist, die mächtigen Schenkel vorgestreckt, die Arme übereinandergeschlagen. Sobald ihr Stichwort fällt, ist sie gesammelt; da straffen sich ihre Glieder, und mit funkelnden Augen singt sie etwa ihr ‚yes — Sir — that's my baby', während ihre Hüften und Knie unaufhaltsam in den katzenweichen, gleitenden Rhythmen ihrer Rasse sich bewegen."

Kein Zweifel demnach, daß die „Voss. Ztg." berufen ist, in der ersten Reihe für den Wiederaufbau Deutschlands zu kämpfen. Einmal lobt sie Stresemann und dann das Niggerkabarett. Die Zusammenhänge, die dazu führen, muß im heutigen Freistaat jeder Untertan selbst ergründen. Wir dürfen es öffentlich nicht tun, denn

die Republik könnte wieder mal furchtbar gefährdet sein. Einstweilen lenken die „mächtigen Schenkel" der schwarzen Maud Forest die Berliner Geistigkeit genügend ab und lassen sie neue Kraft im Dienste der Demokratie schöpfen. Deutschland kann nicht untergehen!

Schwarze Preußen und Europäer

Heute braucht ein Schwarzer aus Madagaskar bloß in Berlin ein Gesuch einzureichen und wird im Handumdrehen „Deutscher". Wenigstens meinen das unsere Demokraten. Der Nigger selbst aber, der dieses Gesuch schreibt, hat wesentlich mehr Ehre im Leibe als eine solche Marxisten- und Demokratenseele. Und angesichts der heutigen „Geistigkeit" auch mehr Frechheit.

Gibt es da einen Niggerschauspieler, der sich John Richards nennt. Er hat huldvollst einem Typ, der sich Doro Hoy nennt, eine Audienz gewährt und über seine „Laufbahn" gesprochen. Der Nigger schließt mit folgenden Worten:

„In Amerika geht es den Negern schlecht. Der Kellner im Restaurant darf uns nicht die Türe weisen, aber er ist schwerhörig, wenn wir etwas bestellen. In Südamerika dürfen die Neger nicht in der Straßenbahn fahren. Ich kann nach Amerika nicht gehen. Auch in Hamburg war ich isoliert. Ich bin zwar Europäer, ich spreche vier europäische Sprachen, unsere Ewe-Sprache habe ich leider verlernt. Der Weltordnung halber bin ich preußischer Staatsbürger, Deutscher. Aber ich denke radikal, ich bin vor allem ein Neger."

Unnütz zu sagen, daß dies alles in einer jüdischen Zeitschrift steht, in der Wiener „Bühne" Nr. 85, 1926. Herausgeber der Jude Emmerich Bekessy.

Ullsteins Niggerliebe

Daß Allisrael bemüht ist, die Nigger zu feiern, versteht sich von selbst: wenn noch andere Farbige in Deutschland herumlaufen, fällt der Jude weniger auf. So schildert uns die „Berl. Ill. Ztg." (12. Juni 1927) den „unaufhaltsamen" Aufstieg des Niggers in den Vereinigten Staaten. Wir erhalten vorgesetzt den „ersten gewählten schwarzen Richter, A. B. George, in Chikago", den Senator A. H. Roberts in

Illinois, Negertenöre, ja sogar jüdischgläubige Schwarze. Und wir hören von 100 Millionen Dollar Kirchenvermögen, 100 000 schwarzen Studierenden, von 13 Landtagen, wo Negerabgeordnete sitzen, von 72 Negerbanken: „es gibt schwarze Fabrikanten, es gibt *schwarze Spekulanten, Millionäre und Kriegsgewinnler mit ... weißen Dienstboten!* Entscheidend für ihren beruflichen Aufstieg war das Tuskee-Institut in Alabama, eine ausgezeichnete Gewerbeschule und Lehrerbildungsanstalt. Durch dieses Institut und nachgebildete Anstalten ist bewirkt worden, daß es heute in den Staaten 900 000 selbständige schwarze Landwirte gibt (über 200 000 Gutsbesitzer, die übrigen Pächter). So ist ihr Rassebewußtsein *groß geworden — aber amerikanisch geblieben.* Das Afrika-Ideal reizt sie nicht. Nach Afrika gehen sie als christliche Missionare (*sie lehren, daß Gott und Christus schwarz, der Teufel weiß sei!*) oder als ... Vergnügungs- und Jagdreisende ..."

„Diese ganze Entwicklung vom Sklaventum her ist in 60 Jahren zurückgelegt worden, es ist eine viel schnellere Entwicklung als die der Russen oder Japaner!"

So ist die schwarze Pest *bekannt*, aber niemand rührt sich, um den Rasseverfall der Weißen durch eine Niggerbekämpfung großen Maßstabes zu beenden.

Der Nigger schmarotzt an den Kräften der Weißen wie der Jude.

Die Bundesgenossenschaft ist natürlich ...

Georg Bernhard aber ist Chefredakteur des Ullstein-Blattes „Vossische Zeitung" und Vorsitzender des Reichsverbandes deutscher Journalisten ... Ist das nicht die Höhe des — Fortschritts?

Der geheiligte Jazz

Die Niggeroper „Jonny spielt auf" verwüstete lange eine ganze Anzahl guter deutscher Opernbühnen. Selbst Dresden hat sich dazu erniedrigt, die Niggerkunst des Krenek auf die Bühne zu bringen. Es versteht sich hierbei, daß die kunstkritisierenden Trolle sich bemühen, das neue Monstrum mit schönen alten Gewändern zu umhängen, um es in die Salons einzuführen. So lesen wir u. a. in der „Voss. Ztg." (Nr. 236, 1927):

„Jazz hat erlauchte Ahnen. Er stammt aus frommem Haus, denn seine Großeltern waren religiöse Lieder, die die zum Christentum gepeitschten Neger in Amerika aus ihrer Heimat importierten und nach der Taufe mit biblischen Texten versahen. Überwiegend waren es tieftragische Gesänge, die von Heimweh, Unterdrückung und tausend Herzensqualen erzählten. „Nobody knows the trouble i've seen, nobody knows but Jesus." Aber alle US.-Assimilierung hat ihnen nichts von ihrer afrikanischen Ursprünglichkeit genommen. Oft werden Rudimente des Originaltextes in die Adoptierung übertragen; so, wenn vom König Juba die Rede ist, der tatsächlich einmal in Afrika geherrscht hat."

Es wäre sehr zu wünschen, daß sich der Kritiker in die afrikanische Unbekümmertheit und Ursprünglichkeit zurückzöge. Mitsamt seinem Krenek und dem „Jonny". Auf immer.

Die Verniggerung gedeiht

Es gibt in Wien eine sogenannte „unabhängige Wochenschrift für alle Frauen", die sich „Die Unzufriedene" benennt. Besagte Zeitschrift scheint über den Mangel an Niggern besonders erbost zu sein, begrüßt jedenfalls das Auftauchen solch kostbarer Exemplare mit einem großen Freudenschrei. So erfahren wir denn (5. 11. 1927):

„Die Internationale wächst! — Diesen erfreulichen, schönen Eindruck hatten wir vor wenigen Tagen bei einer Versammlung im Favoritner Arbeiterheim. Ein Neger, Klemens Kadalie, Sekretär einer großen Negergewerkschaft in Johannisburg in Südafrika, hielt einen Vortrag."

Und dieser Nigger erzählte von „Verfolgung" seitens der Weißen. Die Zuhörerinnen weinten schmerzlich. Man höre:

„Die schwarze Arbeiterschaft hat aber nicht nur gegen den europäischen Kapitalisten zu kämpfen. Selbst von ihren weißen Kameraden werden sie verstoßen und verachtet. Kein Neger kann in der weißen Gewerkschaft Aufnahme finden. Ja, als sich einmal eine Schar Eingeborener empört gegen die niedrigen Löhne auflehnte, schossen weiße Arbeiter gegen sie. Der Kapitalismus will und versteht es auch, Unfrieden zwischen den Arbeitern wachzurufen. Während die weißen Arbeiter Südafrikas zu den bestbezahlten gehören,

werden die schwarzen furchtbar ausgebeutet: niedrigste Löhne und 14- bis 15stündige Arbeitszeit.

„Rasch wächst die Gewerkschaft. Mit hunderttausend Mitgliedern ist sie heute die größte Südafrikas. Besonders bemerkenswert ist, daß auch die schwarze Frau an dieser Bewegung teilnimmt. Fünfzehn- bis zwanzigtausend von allen Mitgliedern sind weiblich und sechs sind als Gewerkschaftssekretärinnen angestellt.

„Trotz ungenügender Bildungsmöglichkeit, für Neger gibt es nur Missionsschulen ohne Besuchszwang, trotz politischer und gesellschaftlicher Knechtung, wenige Neger können wählen, keiner darf gewählt werden und keiner eine öffentliche Stellung bekleiden, trotzdem die Kirche die Gewerkschaft für sehr sündhaft hält — die Internationale wächst!"

Die weißen Arbeiter in Afrika haben sich also einen Rest von Vernunft bewahrt. In Europa aber wächst die internationale Idiotie.

Die göttliche Josephine

Die Demokratien an der Seine und an der Spree haben ihr Standardwerk geschenkt erhalten. Von einer Frau, die sie schon monatelang in ihren bebilderten Zeitschriften als eines der reizendsten Erzeugnisse der Natur dargestellt hatten und um die herum die Anhänger der Idee „Mosse" anbetend saßen. Es ist Josephine Baker, das Schokoladenkind, die Mulatten-Unterleibstänzerin, die soeben ihre „Memoiren" veröffentlicht.

Josephine, die Große, philosophiert natürlich über ihren Daseinszweck: das Wackeln mit dem Hintern. Und zwar zur Erbauung aller Großgeistigen der Demokratie folgendermaßen:

„Es handelt sich nämlich darum, mit den Hüften zu wackeln, rechts herum, links herum, von einem Fuß auf den anderen, den Popo spielen zu lassen und mit den Händen zu wedeln. Seit einiger Zeit wird der Popo zu sehr versteckt. Er ist doch aber da, der Popo. —

„Ich wüßte auch nicht, was man ihm vorzuwerfen hätte! Es ist allerdings wahr, daß ich Popos kenne, die so dumm sind, so prätentiös, daß sie gerade noch gut genug wären, um sich daraufzusetzen und selbst das ..."

Das wird wohl genügen.

Es versteht sich, daß die Bekämpfer von Schund und Schmutz nichts dagegen unternehmen.

Frischer Negerwind

Der (jüdische) Direktor von Dr. Hochs Konservatorium, B. Sekles, war für Einführung der Jazzband auf den Hochschulen der Tonkunst eingetreten. Dagegen hatte der deutsch geführte Münchner Tonkünstlerverein (Vors. Prof. H. W. von Waltershausen) einstimmigen Protest erhoben. Im Hauptblatt für neudeutsche Niggerkultur gibt nun der Herr Sekles eine Antwort, die klassisch genannt werden muß („Frankf. Ztg.", 13. Dezember 1927):

„Ganz unabhängig von der persönlichen Einstellung jedes einzelnen zum Jazz besteht heute die Tatsache, daß ein hoher Prozentsatz unserer Musiker gezwungen ist, in ein Jazz-Ensemble einzutreten, ohne stilistisch und technisch darauf vorbereitet zu sein. Es entsteht so jenes von uns allen verabscheute Zerrbild des Jazz, das — wenn hier keine Besserung erzielt wird — den musikalischen Geschmack immer weiterer Volksschichten vergiften kann. Aber auch in der Entwicklung des Musikers selbst erachte ich den Jazz für eine Bildungsmöglichkeit, die wenigstens einmal versucht werden sollte. Für den Reproduzierenden bedeutet er das Vitalste der mir bekanntgewordenen rhythmischen Erziehungsmittel. Zudem belebt er die nahezu abhanden gekommene wichtige Fähigkeit der Improvisation. Dem Schaffenden aber eröffnet er neue Ausdrucksmöglichkeiten triebhafter Art unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß er die Anregungen des Jazz künstlerisch umzusetzen versteht. Was aber das *nationale* Moment betrifft, so ist zu fragen, ob es etwa unseren großen Meistern von Haydn, Schubert, Brahms und Liszt bis zur Moderne Abtrag getan hat, *Anregungen primitiver Volksmusik verwertet zu haben.* Indem ich schließlich betone, daß ich, wie in allen wichtigen Angelegenheiten, so auch hier, im Einvernehmen mit dem Kuratorium der Anstalt gehandelt habe, empfehle ich unseren pädagogischen Versuch allen denen, die sich den genannten Argumenten öffnen können. B. *Sekles.*"

Dazu die „Frankf. Ztg.": „Gleichzeitig erläßt das Kuratorium der Frankfurter Anstalt, das von Waltershausen merkwürdigerweise in die Polemik hineingezogen worden ist, eine geharnischte Gegenerklärung, in der es seiner Auffassung Ausdruck verleiht, daß der von Direktor Sekles vor- und eingeschlagene Weg trotz der *unerbetenen Ratschläge des Herrn von Waltershausen der richtige sei.* Im übrigen sei die um die Jazz-Klasse entbrannte Fehde ein erfreuliches Zeichen dafür, *daß ein frischer Wind nun auch in den Pflegestätten der Musik zu wehen beginne.* Wir versagen es uns, die Erklärung im gesamten Wortlaut zu veröffentlichen, weil uns eine streng sachliche Diskussion der Angelegenheit am ergiebigsten erscheint, außerdem aber jene Proteste ja nicht bei uns, sondern in Nr. 325 der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' erschienen sind. Wir haben unser Wort gesprochen. Es wird jetzt an der Leitung von Dr. Hochs Konservatorium liegen, die Berechtigung der geplanten Maßnahme praktisch zu erweisen."

Bald wird die Zeit kommen, da neben den Levis auch die Jonnys aus Timbuktu unsere Symphoniekonzerte leiten werden. Und was tun die deutschen Künstler dagegen?

Jonny spielt auf!

Diese „Jazzoper" wird in Deutschland noch immer gespielt. In Wien sogar mit donnerndem Applaus der Leopoldstädter begleitet. Die verdienstvolle „D.-Ö. Tageszeitung" hat gleich uns den Kampf gegen das jüdische Niggertum aufgenommen und schreibt (10. Januar 1928):

„Als Symbol des Sieges ekligen Halbmenschentums über arisches Edelblut hat man den Neger Jonny auf die Bühne unserer Staatsoper gesetzt, der in der sechsten Szene des zweiten Teiles nach dem gelungenen Diebstahl der Geige diese augenrollend über dem Wollschädel schwingt und dazu die Worte „singt":

„Jetzt ist die Geige mein, *und ich will drauf spielen, wie Alt-David einst die Harfe schlug* (Yvonne, ein von ihm vergewaltigtes arisches Dienstmädchen, kniet bei diesen Worten vor ihm in Anbetung nieder!), *und preisen Jehova, der die Menschen schwarz erschuf!*"

Nach dieser jüdisch-negerischen Lobpreisung des Judengottes

Jehova „singt" Jonny weiter: „Mir gehört alles, was gut ist in der Welt. Die Alte Welt hat es erzeugt, sie weiß damit nichts mehr zu tun. Da kommt die Neue Welt übers Meer gefahren mit Glanz und erbt das alte Europa!" Und dann spielt Jonny, das Sinnbild der bastardierten, jüdisch-negerischen Weltbeherrscher, in der elften Szene, auf einer großen Erdkugel stehend, auf, und zu seinen Füßen jazzt und bockt dienernd die weiße Menschheit im Kreis um die Kugel, wie einst die Juden um das goldene Kalb, und „singt" dazu im Chor: „Die Überfahrt beginnt! So spielt uns Jonny auf zum Tanz. Es kommt die Neue Welt übers Meer gefahren mit Glanz und erbt das alte Europa!"

Diese Worte der in scheußlich lüsternen Zuckungen um den Neger Jonny tanzenden weißen Menschheit, ihm die Entfesselung der niederen Instinkte dankend, jubeln den Triumph des Sieges des negerischen Judenblutes über die alte arische Kultur in alle Welt hinaus. „Die Überfahrt beginnt!", und da sie das zu sagen wagen, ist sie auch schon beinahe vollendet.

So enthüllt sich denn dieser widerliche Jazzsketch, den Judenzeitungen scheinheilig um moderner „Kunst" willen auf die Opernbühne gesetzt sehen wollen, als zynisch freches, volk- und blutverhöhnendes Tendenzstück, mit dessen Hilfe die Judenschaft als Beherrscherin der Welt und Sklavenhalterin aller wahren Menschheit an diesem ihrem Sieg vor aller Öffentlichkeit sich berauschen will.

Und am Schlusse dieses, ihres ureigenen Festspieles läßt sie noch den Chor in alttestamentarischem Tonfall die Mahnung „singen": „Begleit' euch seiner Geige Ton, wohin ihr auch geht, und dankt es ihm! Denn sehet, er tritt unter euch (welche Herablassung und Gnade!), Jonny spielt auf!"

Um die eigentliche, gewollte, frech jubelnde, frivol zersetzende Tendenz dieses Stückes jedoch voll erkennen zu können, seien noch einige andere Stellen angeführt. Da tritt Jonny in der dritten Szene einem weißen Weibe, Anita, gegenüber, und zwar, wie das Textbuch in Klammern vermerkt, „tierisch" (ein Fehler, es sollte „syrisch" heißen):

„Sie sind so schön, ich liebe Sie! O ich bin stark, Sie ahnen es nicht! Fragen Sie doch die Mädchen von Paris! Warum wollen Sie nicht? Alle wollten bisher und haben es nicht bereut. Warum willst du denn nicht meine Kraft fühlen? Nur eine Nacht, du solltest mich

nicht wiedersehen — ich kenne ja euch Weiße! Erst wehrt ihr euch, dann seid ihr beglückt!" — Sie: „Er entwaffnet mich mit seiner schamlosen Offenheit! . . . Ich fühle meine Kraft sinken . . . mir schwindelt . . ." Oder Yvonne am nächsten Morgen in der vierten Szene: „Den Jonny bin ich losgeworden und den andern hab' ich nicht gehabt — schade um die Nacht!"

Dieser Schmutz ist von den „christlich-sozialen" Politikern ebensowenig verboten worden wie von der deutschen Zentrumsregierung, die von frommen Vorkämpfern der Christlichkeit, wie den Zentrumsführern Dr. Marx und Kaas, geleitet wird.

Diskret verhüllte Kostümlosigkeit

Wir besprachen oben die „Memoiren" der Unterleibstänzerin Josephine Baker. Nun war sie in Wien, im fürchterlichsten Rassenchaos Europas. Der gesamte demokratisch-jüdische Pöbel war da, um Afrika seine Huldigung zu bringen, worüber wir im „Neuen Wiener Journal" (2. März 1928) lesen:

„Die Wagenauffahrt vor dem Theater nahm etwa eine Stunde in Anspruch. Schätzungsweise sind etwa zweihundert Autos gestern abend bei dem Johann-Strauß-Theater vorgefahren. Die Wagen stauten sich schon auf der Wiedener Hauptstraße, so daß die Besucher nur mit einer bedeutenden Verspätung ins Theater kommen konnten. Der Beginn der Premiere, die für 1/28 Uhr festgesetzt war, mußte daher um eine halbe Stunde verschoben werden. Unter die zahlreichen Neugierigen hatten sich auch etwa vierzig junge Burschen gemischt, die anscheinend rechtsradikalen Organisationen angehörten und als Demonstranten gegen das Auftreten der Baker vor dem Theater erschienen waren. Sie folgten ohne Widerstand der Aufforderung der Wache, sich zu zerstreuen. Anhaltungen wurden nicht vorgenommen. Infolge des verspäteten Anfangs ging die Vorstellung erst lange nach Mitternacht zu Ende."

Wir begrüßen diese Empörung der „Linksradikalen" über die „rechtsradikalen Störenfriede". Sie könnte den deutschen Arbeitern zeigen, w o ihre eigentlichen Todfeinde sitzen. Namentlich, wenn wir über die Vorstellung selbst noch lesen:

„Die große Sensation ist vorüber. Josephine Baker hat gestern

zum erstenmal vor den Augen des Publikums eine Wiener Bühne betreten. Um es gleich zu sagen: es wurde ein ganz großer Erfolg. Von Anfang war es mehr ein Staunen, dann ein anerkennendes Bewundern und schließlich ein Stürmen und Rasen. Die gewinnende Persönlichkeit der Baker hatte einen Sieg davongetragen, den man aus dieser Richtung kaum erwartet hätte. Sie brauchte das Publikum nicht erst zu bezwingen, sie eroberte die Sympathien im Fluge. Wie sie aussieht, wie sie geht und tanzt, bildet nicht die eigentliche Überraschung. Die vorgefaßten Begriffe, mit denen man das Theater betritt, behalten recht. Ihr Tanzen und Gehen und die durch dunkle Farbe diskret verhüllte Kostümlosigkeit bilden den repräsentativen Rahmen ihrer Darbietungen. Die Gestalt hat freilich Linie und Haltung. Das tiefschwarze Haar mit dem leuchtenden Scheitel, das strahlende Weiß der Augen, die dunkle Haut — das alles kontrastiert prächtig mit den farbigen Kostümen, die sie trägt, daß das Auge vollends gefesselt wird — sei es der einfache Bananengürtel im Urwaldbild oder die Kostüme aus grünen Straußenfedern oder blauen Chrysanthemen. Restlos gefangen nimmt sie aber erst, wenn im Laufe des Abends alles Erotische von ihr abfällt. Die Baker versteht auf ganz internationale Art zu scharmieren, zu lächeln und Spitzbubenaugen zu machen. Und noch ein Geheimnis: sie singt entzückend. Wer von ihrem Tanz das meiste erwartet hat, nimmt ihr ‚Pretty Little Baby', das sie als Chansonette von Format zu bringen weiß, als den stärksten Erfolg des Abends hin. Wer als vorurteilsloser Mensch kommt, wird von einem interessanten Menschen besiegt. Dem Rhythmus dieser Persönlichkeit kann sich niemand entziehen."

Mit dem „interessanten Menschen" meint das Judenblatt natürlich den „wackelnden Hintern", den die Baker in ihren Memoiren selbst als ihr wirksamstes — Handwerkszeug rühmt.

Für dieses Wackeln erhält die Mulattin 400 Dollar = 1680 Goldmark täglich!

Gift für die Kinder!

Der sozialdemokratische „Vorwärts" gibt alle 14 Tage eine Beilage heraus, betitelt „Der Kinderfreund", in der das marxistische Gift den Kleinsten planmäßig eingeträufelt wird, um ein nationales Erwachen des jungen Geschlechts zu verhindern. Wie die jüdische Großpresse Neuyorks zielbewußt darauf ausgeht, sich für die Zukunft eine Niggerarmee zu züchten, wie Frankreich seine Schwarzen gegen Deutschland aufrüstet, so muß der alljüdische „Vorwärts" folgerichtigerweise auch in den Tagen der noch immer andauernden Schwarzen Schmach für das erwachende Niggertum eintreten. Hier sprechen wohl alte Blutserinnerungen der „Vorwärts"-Redakteure mit, deren Haarbüschel auch heute noch an das schöne Land Gosen gemahnen.

Nr. 12/1928 des „Kinderfreundes" war nun den Jonnys gewidmet. Fett stand auf der Seite 1 das Motto: „Die Neger sind weiter Menschen mit geringerem Recht und werden verachtet." Von einem Heinrich Bauch (!) erfahren wir, daß in Amerika alle Rassen zu Amerikanern werden; nur eines schmerzt den Bauch: „Die Behandlung der Neger ist ein Schandmal für Amerika", seufzt er. Und nach einigen Lamentationen entlädt sich der Bauch folgendermaßen:

„Jeder Weiße müßte sich eigentlich schämen wegen dieses Verhaltens gegenüber Menschen, die keinen anderen Fehler haben, als eine andere Hautfarbe zu besitzen. Doch wir wollen nicht so hochmütig auf die Amerikaner herabblicken; denn bei uns im Lande gibt es auch genug Volksgenossen, die ähnlich sündigen. Ich meine die Judenhasser. Sie behaupten, alle Menschen jüdischen Blutes seien minderwertig, und die Germanen seien die edelste Rasse. Unparteiische Forscher haben freilich längst festgestellt, daß es eine Rasse weder bei den Juden noch bei den Germanen gibt. Es haben viele Blutmischungen stattgefunden; aber das alles ändert das Verhalten unbelehrbarer Menschen nicht. Der Haß steckt ihnen im Blut oder wird ihnen durch verantwortungslose Menschen anerzogen. So ist es auch bei den Amerikanern gegenüber den Negern. Früher sagte man den Juden nach, sie hätten eine Krankheit oder ein Unglück verschuldet, Brunnen vergiftet und kleine Kinder getötet. Dann verbrannte das dumme Volk die Häuser und Kirchen der Juden, schändete ihre Friedhöfe, tötete unschuldige Menschen. Heute

glaubt wohl keiner solche Schauergeschichten mehr; aber die Gefühle haben sich bei vielen Menschen nicht geändert. Wir Sozialisten wenden uns ab von solchen unvernünftigen und lieblosen Menschen. Wir erkennen nicht an, daß einzelne Rassen zu Hevren über andere bestimmt sein sollen. Wir schämen uns, daß weiße Völker unedel an Menschen handeln, die heute noch nicht die Kraft des Widerstandes haben.“

Wir nehmen also gebührend davon Notiz, daß Heinrich Bauch vom „Vorwärts“ die deutschen Arbeiterkinder lehren will, die Widerstandsbewegung der Schwarzen zu stärken. Wobei wir annehmen müssen, daß ihm klar ist, daß mit dem Deutschtum auch die Freiheit des deutschen Arbeiters endgültig beseitigt sein wird: denn das „Schwarze Afrika“, von dem Garvey, Dubois u. a. Negerführer träumen, dessen kommenden Kampf sie bewußt organisieren, das setzt sich die Austilgung der Weißen zum Ziel.

Und der Bauch vom „Vorwärts“ ist der Prophet dieser aufspielenden Jonnys. Ein neues Beispiel marxistisch-jüdischer „Kultur“.

Im übrigen: wenn der Bauch es ablehnt, daß einzelne Rassen zu Herren werden, müßte er ja erst recht Antisemit sein gegen die jüdischen Börsenschieber.

Aber er wird sich hüten!

Ein Negertheater in Paris

Das „Neue Wiener Journal“ (19. August 1928) jubelt: „Endlich erhielt auch Paris sein ständiges Negertheater. Selbstverständlich in der Rue Fontaine im Gatty. Es gab lange genug keines, was erstaunlich ist. Denn Neger sein bedeutet heute ein Geschäft ...“

Endlich wieder ein kleiner Fortschritt in unserem europäischen Kulturzentrum! Wo bleibt denn Berlin, wo Wien, wo London? Die höchste Zeit, auch dort Niggerkulturzentren zu errichten, um Reichstag und Parlamente zu vervollständigen und den Geist der Demokratie ganz fest zu verankern.

Ein Führer seiner Zeit

Im September 1928 erfuhr die Welt, daß die jüdischen Millionärssöhne Loeb und Leopold (USA.), welche ihren Schulkameraden Frank ermordet hatten, um zu wissen, wie Morden sei, bald aus dem Zuchthaus entlassen würden. Die beiden hoffnungsvollen Söhne waren ehedem durch die Millionen ihrer ehr—baren Väter vor dem elektrischen Stuhl bewahrt worden. Dann wurden sie Lehrer (!) im Zuchthaus, und jetzt winkt die goldene Freiheit zu neuen Taten.

Verteidigt wurden sie vom Rechtsanwalt Dorrow. Über diesen schrieb die „Voss. Ztg.“ (15. September 1927) vor unhaltbarem Entzücken:

„Wo seine Zeit nicht für Prozesse benötigt wird, benutzt er sie zu Rededuellen, zu Debatten über die Todesstrafe, über Prohibition, Religion, über Toleranz, über das Recht einer eigenen Meinung. Er übernimmt Verteidigungen wie die der Knabenmörder Loeb und Leopold, weil er gegen die Todesstrafe ist und — weil sie ihm das Geld einbringen, das er zur Bestreitung eines Prozesses für eine Negerfrau vielleicht benötigt. Er verneint das Leben mit aller Entschiedenheit, aber er kämpft wie kein Zweiter, um das Leben für diejenigen, die es leben wollen und unter den heutigen Verhältnissen nicht können, angenehmer zu machen. Was ist natürlicher, als daß er im heutigen Amerika der Anwalt der rechtlosen Schwarzen ist?“

Ähnliche Typen waren es auch, die einst den Zerfall der Antike versinnbildlichten.

Josephine mixt auf Glatzen

Josephine, die Unterleibstänzerin aus Afrika, hat sich jetzt häuslich bei ihren Kurfürstendammern niedergelassen. Und da für sie und die galizischen Exoten keine Einwanderungsschwierigkeiten bestehen, so „begrüßt“ sie in ihrer Bar den Abschaum Berlins. Darüber schreibt das ebenfalls eingeladen gewesene „8-Uhr-Abendblatt“ (30. 10. 28), eines der schönsten geistigen Symbole der jetzt 12 Jahre alt gewordenen Demokratie:

„Endlich war mir das Vergnügen gegönnt, eine Dame, die ich

bisher stets nackicht gesehen hatte, auch einmal völlig bekleidet zu erblicken. Sie erschien im Bleu-Complet ebenso reizvoll wie ohne, und hätte ich sie nicht von Angesicht zu Angesicht erkannt, so von hinten, als sie das Hauptrequisit ihrer Tanzkunst weit in den Saal nach rückwärts hinausstreckte.

„Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß von Josephine Baker die Rede ist, die einen Begrüßungstee im Mascotte gab, mit „Proben ihrer Kunst". Sie tanzte, wie schon angedeutet, im Complet ebenso wild wie in unkompletter Kleidung. Statt mit ihrer eigenen Nacktheit trieb sie allerlei Schabernack mit den nackten Schädeln der anwesenden reiferen Jugend, indem sie auf deren Glatzen aus Sahne, Tee, Spucke und Haarresten einen Cocktail mixte, wie sie es aus ihrem Pariser Restaurant in der Nähe der Place Pigalle gewöhnt ist.

„Sodann mußten die Herren auch mit ihr steppen, solo und en groupe. Einem Leidenschaftlichen platzten dabei so viel Hosenknöpfe weg, daß ihm nichts anderes übrigblieb, als rechtzeitig den Saal zu verlassen. Auf jeden Fall traf man während der Abendstunden in verschiedenen Gegenden unserer Stadt verschiedene Herren, die sich rühmten, von Josephine Baker als Tanzpartner engagiert worden zu sein."

Wir hoffen, daß sich noch viele syrische Glatzen finden werden, die sich von Josephine bespucken lassen.

Neger ist Coup

Man kann uns nicht zumuten, die Romane der „Berliner Illustrierten" zu lesen, denn was hier vorgezeigt wird, ist höchst langweilig und geisttötend für Menschen, die nicht nur zwischen Josty, Villa d'Este und Hoppegarten herumpendeln. Aber neulich im Café griff ich doch mal nach einer Nummer, um einen Blick in das neueste Erzeugnis der Vicki Baum „Menschen im Hotel" zu werfen. Und las folgende Stelle:

„. . . Weiter. Zwei Riesen betreten den Ring. Ein Weißer und ein Neger. Der Neger ist lang, schmal, mit einer Samthaut überzogen, die silberne Lichtreflexe spiegelt — der Weiße breit, mit Muskelpaketen an den Schultern, mit einem viereckigen Tiergesicht. (!!) Kringelein liebt sogleich den Neger. Die ganze Halle liebt den Neger. Einleitung durch das Megaphon. Die Halle wird unbeschreiblich stumm für den Kampf . . ."

Ich hatte genug. Daß die kleine Jüdin Vicki Baum derart die Nigger liebt und im Weißen ein „Tiergesicht" findet, begreifen wir: die Urerinnerungen an das Land Gosen werden lebendig und die schwarzen Locken kräuseln sich vor Wonne auch ohne künstliche Dauerwellen. Aber: warum interessiert Deutsche, was so eine kleine Jüdin perverse Berliner glaubt fühlen lassen zu müssen?

Gegen das deutsche Volkstum

Hello freut sich

Schrieb da in der „Voss. Ztg." (6. Oktober 1925) ein Novellist, der auf den Namen Andro hört: „Das Herz eines Mannes hat Raum genug für Gattin und Geliebte." (Warum Monsieur Andro so bescheiden war, nur e i n e Geliebte zu befürworten — zehn wäre vorurteilsloser, demokratischer, geistiger gewesen —, entzieht sich unserer Kenntnis.) An dieses immerhin großzügige Wort des Mannes, der auf den Namen Andro hört, mußten wir denken, als wir in der „Weltbühne" des Siegfried Jacobsohn die „Memoiren" Hello von Gerlachs lasen. „Aus großer Zeit" betitelt der tapfere Hello seine Aufsätze über Grenzschikanen, Koffererlebnisse und Zensurschwierigkeiten eines Pazifistenlebens. U. a. finden wir aber auch folgenden humanitären Satz:

„Hätte der Weltkrieg mit einem Siege geendet, das hätte noch einen schönen Streit zwischen Bulgaren und Türken gegeben. Aber vor dieser bösen Eventualität hat uns ja die Entscheidung des deutschen Gottes bewahrt."

Hello hat recht, sich zu freuen. Die „große Zeit", da die Zersetzung Deutschlands betrieben wurde, hat den Sieg der glorreichen Demokratie gezeitigt, in der die Stimme eines Gerlach auf Pazifistenkongressen und Konferenzen theoretischer Deserteure sich erheben kann. „Böse Eventualitäten" hat der tapfere Hello nicht zu fürchten. Wenigstens nicht in näherer Zukunft. Aber schließlich: auch der jüdische Gott kann einen Rechenfehler machen. Und dann hoffen wir Hello noch einmal zu begegnen.

Die große Bruderschaft

In einem Heft der „Weltbühne" (Nr. 6, 1926) schrieb der (jetzt tote) Herausgeber Siegfried Jacobsohn u. a.:

„P e s t b e u l e n s a m m l e r. ‚Wer jetzt pazifistische Ansichten verficht, ist eine Pestbeule an unserem Volkskörper, er arbeitet bewußt oder unbewußt an Deutschlands Untergang.' Was das Deutschland dieses Diederich Schäfers Ast (Art?) betrifft: wir bewußt."

Das gleiche Heft gibt gleich das beste Beispiel dafür, wie der moderne Nachkomme Abrahams diese Zerstörung durchführt. Da schreibt z. B. Ignaz Wrobel (Kurt Tucholsky) über die deutsche Woche in Paris (Der Hebräer A. Kerr und der jüdisch versippte Thomas Mann durften nämlich in geschlossenem Kreise in Paris sprechen) und begrüßt die beiden Lieblinge der Börse als „Abgesandte deutschen Geistes". Was „man" unter deutschem Geist in einem Wrobel-Gehirn versteht, zeigt sich dann auch sofort. Der Pazifismus der Kerr-Mann ist Tucholsky zu wenig; er versucht es mit bolschewistischen Idealen: „So lange die Staatsmacht, über das Leben der Volksangehörigen zu verfügen, unangetastet bleibt, ist diese Art pazifistischer Annäherung ein harmloses Gesellschaftsspiel." Ignaz denkt wahrscheinlich an seinen alten Stoßseufzer, daß während der Revolution „zu viel geschont" worden war. Der Zustand, da nicht der Staat über seine Angehörigen, sondern der von den Ignazen und anderen Rittern des roten Hahnes geführte Mob über Staat und Volk verfügt, wäre gar zu herrlich gewesen. Aber Geduld, auch Jacobsohn arbeitet bewußt ...

*

Ein anderer Getreuer schreibt über die Boheme, über H. Bang und Nansen (beides „skandinavische" Juden), über ihre Briefe und ihre Vergänglichkeit. Und fügt hinzu: „Man ist versucht, an Alfred Douglas und Oscar Wilde zu denken, und es wäre besser, den ganzen Briefwechsel zu kennen. Wie dem auch sei: Bang hat allein gelebt und ist allein gestorben ..., ruhelos und umhergetrieben, A h a s v e r, v o n d e m s i e a l l e, d i e d e r g r o ß e n B r u d e r s c h a f t a n g e h ö r e n, e i n S t ü c k i n s i c h t r a g e n."

Versteht man jetzt Jacobsohns bewußte Arbeit? Auch er weiß, was er der „großen Bruderschaft" schuldig ist ...

*

Weiter fühlt sich die alte Else Lasker-Schüler noch immer versucht. Die arme gequälte alte Tante seufzt verzweifelt:

Aus Frühlingsblüten schleichen feuchte Düfte —
Schling deinen starken Seemannsarm um meine Hüfte.
Mein Geist hat nach dem heil'gen Geist gesucht.

Daß sich die alte Else bei diesem feuchtduftenden Seemannsspaziergang nur nicht erkältet!

*

Nachdem weiter der exzessierende Bronnen getreulich belobigt worden ist, wird in der Zerstörung des „Diederich-Schäfer Deutschlands" heiter fortgefahren. Was kann man dabei Treffenderes tun, als an Stelle eines Gudrunideals die Schokolade-Kiddies verherrlichen? Das besorgt Alfred Polgar (ein Jude aus Budapest): „Langbeinige graziöse Geschöpfe", die eine „großartige rhythmische Sicherheit" aufweisen. „Sehr schön ist es, wenn sie ohne Musik ihre Fuß-Synkopen auf dem Boden wirbeln." Nun wissen wir, woran wir uns zu halten haben, um Rhythmus zu lernen: an Nigger und die Polgars.

Jacobsohns Arbeit schreitet erfolgreich weiter.

*

Folgt ein verzückter Lobgesang auf den Kapellmeister Bruno Walter-Schlesinger aus der Feder eines Paul Schlesinger. Dieser Schlesinger hat den anderen vor zehn Jahren bereits „zur (!) Entzückung und Erschütterung" erlebt. Bei Korngolds (natürlich!) Einakter, dessen sich Bruno Schlesinger „hingegeben" habe. Die Münchner (Fluch über sie) hätten Bruno Schlesinger dann „zu ihrer eigenen Schande" weggeekelt. Einfach infam! Nun kam der Große nach Berlin, wo Kleiber thronte. Und wurde ganz groß. Aber um ihn nicht zu vergessen, läßt Siegfried Jacobsohn Paul Schlesinger über Bruno Schlesinger schreiben.

Das gehört zum erwählten Beruf des Siegfried Jacobsohn.

Und er hat viele, viele Freunde. Die „große Bruderschaft" weiß, was ihre Pflicht ist, und nagt geduldig und unermüdlich dort, wo man sie nagen läßt. Hoffentlich bilden sich bald überall tüchtige Zahnärzte heraus, die diesen frommen Nagern ihre Zähnchen ausbrechen.

Die „unsichersten Begriffe"

Am 1. März 1926 tagte in Köln die Versammlung des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus. U. a. sprach hier auch Prof. Dr. Baumgarten, Kiel. Die JTA. vom 1. März berichtet darüber wörtlich: „Als zweiter Redner sprach Geheimer Konsistorialrat Prof. Dr. Baumgarten, Kiel. Er spürte den tieferen Ursachen der völkischen Bewegung nach: irregeleiteter, verdrängter Patriotismus einerseits und schwacher und durch den Weltkrieg weiter geschwächter Sinn des Deutschen für die Wirklichkeit andererseits. Dazu kommt die Führung durch ehemalige Offiziere, also ‚politische Kinder'. Die gröbsten Unwahrheiten werden nicht nur immer wieder aufgewärmt, sondern auch geglaubt und mit den unsichersten Begriffen wie ‚Rasse' und ‚Volk' jongliert. Die Völkischen treiben Verrat am Christenmenschen nicht nur mit ihrem Wodankult, sondern vor allem mit der ‚Verleugnung des Kreuzes', an dessen Stelle Selbstbeweihräucherung und Selbstverherrlichung tritt.

„Der katholische Kaplan Thomé, Bonn, legte dar, daß Christentum und Judentum vom theologischen Standpunkte aus nicht zu trennen seien.

„Mit einem Hoch auf das deutsche Vaterland schloß Gothein die Versammlung."

Leute, denen der Begriff „Volk" zu den „unsichersten" gehört, müssen sich natürlich in der Abwehr des Antisemitismus zusammenfinden. Warum sie dann ein noch „unsicheres" Ding wie das Vaterland hochleben lassen, ist völlig unbegreiflich.

Im übrigen danken wir natürlich für ein Christentum, das vom Hebräertum „nicht zu trennen" sei. Man sollte in den Kreisen der Baumgarten, Fehrenbach (Vizepräsident des besagten Vereins), Thomé usw. doch den Talmud und Schulchan aruch auch zu heiligen Büchern erklären. Dort lebt nämlich das schönste und echteste Judentum.

„Dank des Vaterlandes"

Wir gestehen zu unserer grenzenlosen Schande, den Roman des „Berl. Tageblatts" nicht mit der notwendigen Hingabe fortlaufend zu lesen. Aber einmal reute uns diese Pflichtvergessenheit der Demo-

kratie gegenüber, und wir lasen die 19. Fortsetzung von „Christine Munk" (Nr. 271, 1926). Es debattieren hier mehrere, einer berichtet über eine „Frau aus dem Volk", die auf einen Wachtposten einschreit, der ihren Jüngling gefangen hält:

„Ihr sollt ihn nur erschießen", schrie sie und hob die Faust gegen den Posten, „ich gehe auf den ersten besten von euch los und kratze ihm die Augen aus . . . Von wem lassen wir's uns bieten? Von solchen Hosenscheißern hier? Ich will mal sehen, ob ich nicht spazieren gehen darf, wo ich will."

Und sie stemmte waschfrauenhaft die Hände in die Seiten und marschierte auf den Posten los . . .

„Halt!" schrie der Soldat. Er hatte eine Tenorstimme, sehr schneidig, aber ganz wohlklingend. „Na, da halt sie doch, wenn du kannst, du A . . . loch!" johlte ein Mann und machte sich sofort ganz klein und schlich in dieser Haltung, immerfort kichernd, davon. „Ja, das werde ich auch!" rief der Soldat. Er sprang einige Schritte zurück, so daß zwischen ihm und dem Weibe ein kleiner, freier Raum entstand, und mit ganz sonderbar exakten Bewegungen, die eingelernt aussahen und drum in dieser Sekunde so fürchterlich wirkten, ging er mit gefälltem Gewehr auf die Frau los und jagte ihr das Bajonett in den Leib. Sie schrie nicht, sie war wohl sofort tot. Er zog das Bajonett heraus und stand mit dem Gewehr unterm Arm vor uns da. Er war blaß, seine Augen glänzten stolz. Schlechter als die Soldaten im Kriege war er wohl auch nicht.

Severin machte eine kleine Pause, suchte nach dem Schnapsglas, trank aber doch nicht. Christine fror, ihr Gesicht und ihr ganzer Körper wurde immerfort von Zittern zerritzt.

„Wir taten erst gar nichts. Einige gingen rückwärts fort. Die Maschinengewehre hatten aufgehört zu schießen, ich vergaß, das vorher zu sagen . . . Ich sprang auf den Studenten los, riß ihm das Gewehr aus der Hand und stach ihn nieder. Er war auch sofort tot."

Das Zimmer der Munks war lautlos. Einige wollten, wie es vorhin Severin versucht hatte, zum Glase greifen, aber die Hände schämten sich, es zu tun, sie konnten sie nicht erheben. „Warum?" dachte Brügge qualvoll, „warum erzählt er das?" . . . Else Munk dachte, daß die Geschichte zu Ende sei, und da die Stille doch einmal durchbrochen werden mußte, meinte sie, das liege ihr als Hausfrau

ob. Es war ihr sehr unangenehm. Doch Severin lächelte jetzt und sprach weiter:

„Aber obwohl er tot war, stach ich noch zwei- oder viermal zu." Damit war die Erzählung wirklich zu Ende.

*

Nur eine kleine Kostprobe ist das, aber fein hingesetzt: Einer, der eine Frau durchsticht, verglichen mit dem Verteidiger von Volk und Vaterland. Das „B. T." ist selbstverständlich nicht verboten worden, sondern nach wie vor die Sprecherin der Demokratie vom 9. November 1918.

Ob der Reichskanzler Marx oder Josef Wirth nicht bald wieder Leitaufsätze für das „B. T." schreiben?

Die Zuchthäuser im kommenden Deutschen Reich werden groß, sehr groß sein müssen.

Nur ein Deutscher

Otto Peltzer ist Weltrekord gelaufen. Er hat sogar Nurmi geschlagen, den „schnellsten Läufer der Welt". Und er hat scheinbar — seine größte Sünde — keinen jüdischen Schmock als Freund und Berater. Darob großes Gezeter in Zion. Mosse macht als erstes „Unternehmen" seinem Herzen Luft.

Dr. Peltzer waren 50 000 Dollar geboten worden: er lehnte ab, als bezahlter Läufer Amerikas sich zu produzieren. Darauf Mosses „Berliner Morgenzeitung": „Herr Doktor, nehmen Sie ruhig die 50 000 Dollar, wir fühlen uns wirklich nicht verraten . . . Oder wollen Sie sich den Verrat teurer bezahlen lassen?"

Das nennt sich Gesinnung! Nobel, reinster Wüstenadel. Und Peltzers Verbrechen? Er ist Deutscher, dazu ist nichts über jüdische Versippung oder Vorliebe für Mosse und Ullstein oder Singer bekannt. Grund genug, ihn zu beschimpfen! Das nennt sich „sachliche demokratische Kampfweise".

Die Erbsünde

Nun ist es heraus! Aus berufenem Munde haben wir erfahren, worin der Sündenfall der Menschheit besteht. Prof. Oppenheimer hat es uns im roten Wien durch einen mit großem Beifall seiner auchsyrischen Zuhörer verraten: der S t a a t, das ist die Erbsünde der Menschheit. Laut der zionistischen „Wiener Morgenzeitung" (23. September 1926) hat Oppenheimer erklärt:

„Der Staat ist nicht — so führte Prof. Oppenheimer aus — als die höchste Stufe einer ununterbrochenen Entwicklungsreihe aufzufassen, welche aus eigener innerer Kraft von den einfachsten Menschenverbänden immer höher aufsteigt, sondern der Staat wurde im Zeitalter der Wanderung und Eroberung errichtet, als die stärkeren Völker die schwächeren Völker überfielen, um sie systematisch auszuplündern und zuletzt dauernd zu unterwerfen. Der historische Staat ist demgemäß eine K l a s s e n o r g a n i s a t i o n, während die vorgeschichtliche Menschengruppe eine klassenlose Gemeinschaft ist. Er ist eine Rechtseinrichtung, die einer unterworfenen Gruppe durch eine siegreiche Gruppe aufgezwungen ist mit dem einzigen Zweck, die Besiegten zugunsten der Sieger möglichst hoch zu besteuern. Zu diesem Zwecke mußte ein Grenz- und Rechtsschutz geschaffen werden. Der Staat also hat erst die Ungleichheit der Menschen mit allen ihren Folgen gesetzt. Und das war der Sündenfall der Menschheit, die Vertreibung aus dem Paradies in ihrer Vorgeschichte. Um sozusagen das Gewissen ob der begangenen Sünde zu entschuldigen, wurden spezielle Rechtstheorien konstruiert, wie z. B. die Rassentheorien, welche die Entrechtung des Andersstämmigen begründeten, ferner hat der Staat durch die Normen für den sozial gebundenen Menschen den Glauben an seine Notwendigkeit zum Fundamentalgesetz erhoben. So kann sich der Räuber noch auf das Gewissen des Beraubten berufen."

Der „geistige" Professor, Marx und der Bolschewismus sind also alle einer Meinung. Daß für den Europäer der Staat Sicherung des einzelnen vor dem Kriege aller gegen alle bedeutet, hat Herr Oppenheimer mitzuteilen — vergessen ...

Die deutsche Kanaillenmutter

„Vor den Breslauer Richtern steht der Reichswehrgefreite Schönborn. Er hat das Mädchen, das sich ihm in Liebe hingab, getötet, als sie sich von ihm Mutter fühlte. Das kommt n i c h t n u r in Deutschland, das kommt überall in der Welt vor ... A b e r dieser d e u t s c h e Soldat ... dieser v i e h i s c h e Mensch tötete aus Berechnung — nicht etwa aus Wollust — im Moment des heiligsten Gefühls, das jede Kreatur kennt. Dieser Gefreite Schönborn ist s o b a r j e d e n M e n s c h e n t u m s, so verkommen und herzlos, w i e e b e n n u r e i n d e u t s c h e r S o l d a t s e i n k a n n ... Symptome. Sie werfen ein Schlaglicht auf die vielgerühmte d e u t s c h e S e e l e, auf dieses d e u t s c h e G e m ü t, das von unseren Nationalisten nicht laut genug gepriesen werden kann. Es ist d a s s e l b e B i l d, das uns die Fememorde zeigen, d a s g l e i c h e, das uns aus den F r a t z e n Ludendorffs, Wilhelms des Zweiten und anderen entgegenblickt, es ist die F e l d w e b e l f r e s s e des Preußentums, die in hundertjährigem Training den Menschen in sich getötet, dafür aber alle niederen Triebe wachgerufen hat, es ist — das deutsche Gemüt, die deutsche Seele! Pfui Teufel!"

Wo das zu lesen steht? Nicht in einer französischen Zeitung, o nein! Mitten in Berlin, ungehindert von Richtern, Polizei und Reichswehr wird das in d e u t s c h e r Sprache geschrieben und verkauft. Das „deutsche" Blatt ist die Nr. 40, 1926, der jüdischen Wochenschrift „Tribüne". In Italien, in Frankreich, in Amerika hätte man einen solchen „Schriftsteller" (er zeichnet M. G. = Max Gruschwitz) auf offener Straße totgeschlagen und in eine Latrine geworfen. Wenn jemand den jüdischen Verfasser eine Kanaille nennen sollte, so würde jener klagen können und das deutsche Gericht würde den „Beleidiger" schonungslos verurteilen.

Sie glauben nicht? Nun, m i r ist das bereits passiert. Da „schreibt" z. B. in Berlin ein anderer Hebräer, der auf den Namen Stephan Großmann hört. Dieser Mensch veröffentlichte nach dem Einbruch der Franzosen ins friedliche Ruhrgebiet einen langen Aufsatz, in dem er sich über die deutschen Mädchen lustig machte und von den französischen Truppen mit fühlbarer Liebe sprach, die zum Spaß auf Deutsche ihre Gewehre abschossen ... Ich nannte den „Herrn" eine

Kanaille. Er klagte. Ich wurde in Berlin verurteilt. Wegen Beleidigung des Ehrenmannes Großmann.

Im übrigen steht in der gleichen Nummer der „Tribüne" noch zu lesen: „... diese Kanaille ist eine deutsche Mutter, eine deutsche Frau. Und aus solchen Kreisen stammen deutsche Soldaten!"

Glauben Sie, daß dieser Zeitung etwas geschehen wird? Oh ja: der ganze Kurfürstendamm wird sie beziehen und weiter anfeuern, dem Geist des 9. November 1918 weiter zu dienen.

Dof ist dof; deutsch ist deutsch

Seit Siegfried Jacobsohn von der „Weltbühne" reichlich spät zu seinen Vätern versammelt wurde, hat Panter-Tiger-Wrobel-Hauser, in Wirklichkeit Kurt Tucholsky, diese bolschewistisch-demokratisch-palästinensische Wochenschrift des Berliner Asphalt-Heroentums übernommen. Bekanntlich durfte dieser Mensch ungehindert vom Staatsanwalt die Germania als Hure bezeichnen, während Deutsche bei respektwidriger Ausdrucksweise über die Rathenaus und Erzbergers ins Gefängnis gesperrt werden. Dieser Mann, der kürzlich das Frankreich Br. Poincarés anhimmelte, „dichtet" nun in der genannten „Weltbühne" (Nr. 11, 15. März 1927) unterm Titel „Einigkeit und Recht und Freiheit" folgendes Gedicht:

Was die Freiheit ist bei den Germanen,
die bleibt meistens schwer inkognito.
Manche sind die ewigen Untertanen,
möchten gern und können bloß nicht so.
Denn schon hundert Jahr
trifft dich immerdar
ein geduldiger Schafsblick durch die Brillen.
Dof ist dof.
Da helfen keine Pillen.

Was Justitia ist bei den Teutonen,
die hat eine Binde obenrum.

Doch sie tut die Binde gerne schonen,
und da bindt sie sie nicht immer um.
Unten winseln die
wie das liebe Vieh.
Manche glauben noch an guten Willen...
Dof ist dof.
Da helfen keine Pillen.

Was die Einigkeit ist bei den Hiesigen,
die ist vierundzwanzigfach verteilt.
Für die Länder hat man einen riesigen
Schreibapparat gefeilt:
Hamburg schießt beinah
sich mit Altona;
Bayern zeigt sich barsch,
ruft: „Es lebe die Republik!"
Jeder denkt nur gleich
an sein privates Reich...
Eine Republike wider Willen.
Deutsch ist deutsch.
Da helfen keine Pillen.

Die Freiheit hat bei uns sicher sehr gelitten, sonst würde sie Tucholsky nicht mit Duldung jüdischer Dreistigkeit verwechseln. Wir stellen fest, daß besagter Jude unangefochten vom Gericht herumläuft und niemand ihm den Davidsstern mit der Peitsche ins Gesicht gezeichnet hat.

Das „dümmste Ideal"

Der „ehemalige" Bolschewist Ernst Toller ist, wie es sich gehört, eifriger Mitarbeiter des börsianischen „Berl. Tageblattes". Deshalb (8. 4. 27) hat er in ihm sein ganzes beladenes Herz ausgeschüttet in einem Feuilleton, betitelt „Die Angst der Kreatur". Ein solch köstliches syrisches Selbstbekenntnis findet sich nicht alle Tage, und wir bitten unsere Leser, nachstehende Worte sich unvergeßlich einzuprägen. Toller schreibt:

„Es gibt kein dümmeres Ideal als das Ideal des Helden. Je lebensnäher ein Mensch ist, um so näher ist er dem Tode, mit andern Worten, um so tiefer ist er gefährdet. Jeder wahrhaft tapfere Mensch kennt die Stunden, da ihn Hilflosigkeit jäh überfällt, Angst vor den elementaren Gewalten, die ihn bedrängen mit unheimlicher Magie. Es blieb dem Europäer vorbehalten, aus seiner Not, seiner kosmischen Isolierung, eine Tugend zu machen."

Wir begreifen die Ängste des Ernst Toller aus Krotoschin. Einstmals war er „Kommandant" der roten Armee vor Dachau bei München. Im April 1919. Er entdeckte dort sein vergessenes jüdisches Ideal, ließ die Deutschen kämpfen und verdampfte in ein kleines kommunistisches Schlößchen in der Schwabinger Vorstadt. Dort zog ihn dann ein Kriminaler nach vielen Monaten aus einem Wäscheschrank. Der Toller hatte seine schwarzen galizischen Locken rot gefärbt und bezeugte auch sonst in seinem Wäscheschrank, daß das Ideal des Helden ihm — sagen wir — gar nicht lag. Aus dieser Not macht der Neutalmudist jetzt eine Tugend: Wirklich „dumm", ein Held zu sein! Viel klüger, andere, Nichtjuden, für sich sterben zu lassen. 1919 waren es Deutsche, jetzt sollen es die Kolonialvölker sein. Und das kam so:

Als der Jude Münzenberg den Brüsseler Antikolonialkongreß einberief, vertrat dort der kluge Nichtheld Toller den „jungen deutschen Intellektualismus". Und rief alle farbigen Völker gegen Europa auf. Zum Kampf.

Jetzt liest er täglich, voller Wonne über die Kämpfe, über das Sterben vieler Tausender in China und schreibt im „B. T.", es gäbe nichts Dümmeres als ein Heldenideal.

Der Talmud lehrt: Ziehst du in den Krieg hinaus, so ziehe zuletzt hinaus, damit du zuerst wieder einziehen kannst.

Genosse Toller reiht sich würdig ein in diese erlauchte Ahnengalerie von diesem Talmudisten bis zu Kurt Tucholsky.

Die gelben Völker aber wissen jetzt, was sie für „kluge" Führer haben.

Die „geistigen Waffen" der Demokratie

Einige Deutsche kennen die Leuchte H. G. Scheffauer, der so berserkerhaft für „deutsche Wiedergeburt" kämpfte, daß er sich einst mit dem Thomas Mann zusammentat, um Raschemmenromane aus aller Welt bei uns zu verbreiten. Dann war der (jetzt verstorbene) „Vorkämpfer" gelandet, raten Sie, wo? — Bei Kurt Tucholsky in der „Weltbühne", diesem Blatt, in dem die Germania offen als Hure bezeichnet wird und jegliche Wehr-Denunziation liebevollste alljüdische Aufmerksamkeit findet. Zunächst versorgte H. G. Scheffauer diese „Weltbühne" mit Übersetzungen. Aus dem Heft 23, 1927, in dem Scheffauers Übersetzung eines soziologischen Aufsatzes erschien, wollen wir ein „Gedicht" abdrucken.

Studenten.

Der dümmste Schafskopf ist noch nütze,
zu tragen eine bunte Mütze . . .
Und selbst der Mikrocephalus
bewährt sich, so man schlagen muß.
Denn eine rechte Eselshaut
ist wohl von jedem Hieb erbaut.
Das Ochsenmaul ist sehr erpicht
auf den Salat, den es auch spricht.
Indessen mag den Ochsenaugen
das Weib zur Augenweide taugen.
Und patentierten Eselsohren
geht keine Zote ganz verloren.
Im ganzen taugt das Schafsgesicht
zum objektiven Rundblick nicht.
Worauf man zwar als deutscher Mann
von Hause aus verzichten kann.
So laßt uns denn mit Freudenchören
aufs kolorierte Kalbsfell schwören.

Arnold Weiß-Küthel

Die Demokratie legt stets Wert auf Geistigkeit und Höflichkeit und „vornehme Ausdrucksweise".

Dies Gedicht ist das schönste Beispiel dafür. Wir empfehlen, es in demokratischen Studentenklubs zu verlesen, um für die glorreiche

Demokratie weitere Vorkämpfer zu werben. Wie herrlich werden die Tucholskys erst „dichten", wenn der Marxismus die deutsche Studentenschaft all ihrer Rechte entkleidet haben wird. Kosewörte wie Ochsenmaul und Eselsohren werden dann sicher noch als größte Schmeichelei aufgefaßt werden.

Blut- und Kotliteratur

Sicher keine appetitliche Überschrift. Aber mit ihr soll nur angedeutet werden, was die demokratische Geistigkeit heute für wertvoll genug hält, dem aus den Geburtswehen des 9. November 1918 hervorgegangenen Publikumspöbel zu bieten.

Der Name Klabund ist nicht unbekannt. Er hat, bescheiden, wie unsere Helden von heute einmal sind, sogar eine Literaturgeschichte geschrieben, die in Klabund ihren End- und Höhepunkt fand.

Nun wollte er sich 1927 selbst übertreffen. Er ging also zum jüdischen Reiß-Verlag nach Berlin und bot ein Buch an „Romane der Leidenschaft". Und fand natürlich einen Abnehmer. Jetzt ist's heraus; als Konkurrenz zu den „Romanen der Welt". Alle Geistigen Berlins haben sich vor Neid geärgert, als sie nachstehende Verlagsanpreisung lasen, wo es nach einigen Lobeshymnen hieß:

„So singt er auch das Leben Mohammeds, des Propheten, in traumschöner, blumenhafter Prosa, in Sonne und Gold des Orients. So gibt er, in Blut und Kot, in Rausch und Sklavenfron das Bild Peters des Großen, des Zaren, und der großen Dirne Katharina ... Und so gestaltet er auch uns: den reinen Toren und den muskulösen Hochstapler, den ewigen Protestanten und den kleinen Bauernfänger, die Eichendorff-Seele und den Freund der Karten, des Schnapses und der Bauernmägde in seinem Helden Bracke, dieser lyrisch-robusten Vereinigung des deutschen Menschen."

Der deutsche Mensch vereinigt in Eichendorff und im Schnapssäufer! Wenn wir den heute toten Klabund mit rechtem Namen nennen wollten, er liefe noch aus dem Grab so schnell zum Staatsanwalt, daß er unterwegs die Zunge verlieren würde.

So wollen wir von ihm nur Shakespeare sprechen lassen: Treppenarbeit.

Fünf Jahre unter Gojims

Wie liebevoll die jüdischen „Staatsbürger" sich um ihr „deutsches Vaterland" bemühen, davon gibt folgende Erzählung des „Allg. Jüd. Familienblattes" in Leipzig Kunde (1. Juli 1927):

„Zum Verleger Staakmann in Leipzig kam eines Tages ein Herr, der sich als Schriftsteller L. Pfefferkorn vorstellte und ein umfangreiches Manuskript überreichte. Interessiert fragte Staakmann: „Was ist das für ein Werk?" — „Meine Kriegserinnerungen!" — Achselzuckend sagte der Verleger: „Lieber Freund, das kauft heute kein Mensch mehr! Nach Ludendorff, Tirpitz und hundert anderen kommen Sie auch noch! Schon der Titel allein schreckt den Käufer ab!" — „Ich habe aber einen großartigen Titel!" — „Und der wäre?" — „Fünf Jahre unter Gojims, ihre Sitten und Gebräuche!"

Die „C.-V.-Ztg." sollte das abdrucken und den Gojim unter ihren Lesern zuschicken, und Herr Gothein dies auf seinen Abwehrversammlungen vorlesen, um zu beweisen, wie „innig" Deutschtum und Judentum miteinander verschmolzen sind ...

Wie Israel schleimt

Über Max Liebermann schreibt Kurt Münzer in der „Wiener Morgenztg." (1. 7. 27):

„... Und da also wuchs auf, lebte, malte der große Mann, der uns das Licht geschenkt hat! Er ist nun selbst doch schon ein wenig alt, grau, gebückt, müde. Seine Hand zittert nun, nachdem sie jahrzehntelang schöpferisch die Welt erneute, die Kreatur haltbarer nachbildete, als Fleisch und Blut vermögen.

„In seiner Ausstellung wandert man durch ein Leben. Es ist königlich, weil es so ganz diente: der Kunst. Wie viele sind sehend geworden an diesen Bildern! Und das Größte: diese Bilder, dieser Mann sind nicht wegzudenken aus der Entwicklung der Kunst. Liebermann: es ist ein Name, von dem die deutsche Malerei lebt."

„Von dem die deutsche Malerei lebt!" Wirklich und wahrhaftig! Dabei hat nur Liebermann selbst davon „gelebt". Und nicht schlecht. Ein Haus am Pariser Platz und bewundernde Gojim, die in diesem

geschickten seichten Pinsler ein „Genie" bewundern sollen, wie es die Journaille wünscht.

Warum diese nur hier das sonst so verhaßte Wort „königlich" in den Mund nimmt? Wäre „bankierhaft", „barmatmäßig" nicht auch schön in den prachtvollen novemberdemokratischen Zeiten der Schönheiten vom Jordan und der Würde vom Libanon?

Was ihn befähigt ...

Max Liebermann wurde 1927 80 Jahre. Es versteht sich, daß Israel große Feiern abhielt. Im Bewußtsein, über unsere Kultur heute zu herrschen. Das „Allg. Jüd. Familienblatt" in Leipzig schrieb dazu am 10. Juni:

„Seine Zugehörigkeit zum Judentum befähigte ihn, Führer einer neuen deutschen Richtung zu werden."

Jetzt wissen unsere Demokraten doch aus autoritativem Munde, was allein ihnen die letzte Weihe zur Volksführung geben kann: Abrahams Samen.

Steter Tropfen

Stresemann machte in Locarnopolitik, „Weltbühne" und „Tagebuch" schwärmen von französischer Landschaft. Mit Unermüdlichkeit wird in Berlin für Paris Stimmung gemacht; selbst das germanisch-gotische Paris muß herhalten, um für die heutige Börsenpolitik die Unterlage zu bilden. Nach Kurt Tucholsky war auch Hermann Wendel in der Stadt, wo heute an Stelle der St. Geneviève die Rothschild Frères regieren. Und schreibt entzückt im „Tagebuch" (v. 30. 7. 1927) des Stephan Großmann, der 1923 die französischen Einbrecher-Truppen an der Ruhr so possierlich fand, als sie geruhten, auf wehrlose Deutsche zu schießen:

„Wieder einmal: O Straßburg ... jetzt Departementshauptstadt vom Bas-Rhin. In dieser geräumig hellen Stadt hat man ein Stück Jugend vertollt. Nicht alle aus der literarischen Sturm- und Drangkumpanei von damals haben gut geendet. Zwar blühen René Schikele und Otto Flake und S. Grumbach, jetzt der Gewährsmann Briands für deutsche Dinge (hätte nur Stresemann einen ähnlichen für französische Angelegenheiten!)."

Salomon Grumbach ist bekanntlich ein jüdischer Deserteur, ein Deutschenhetzer übelster Sorte. Ein Gegenstück dazu gibt es bei uns gar nicht, der sich so gemein gegen die Franzosen betragen hätte. Weiter lesen wir:

„Hier wirken die Soldaten im sympathischen Sinne wie verkappte Bürger, während anderswo die Bürger unter unsichtbarem Stahlhelm in die Welt schauen."

Die französische Landschaft wirkt auf den Wendel „beruhigend".

„Selbst ein Kanal, schnurgerade mit dem Lineal gezogen, etwas Mathematisches: eine nasse Linie zwischen zwei Punkten, verstärkt den Eindruck: La douce France, weil er von ragenden Ulmen gesäumt ist und Schilf an seinem Rande wispert."

Nach einem Sitzungsbericht: „Und alles lacht ein fröhliches, gallisches Lachen, selbst der glanzwichseschwarze Negerdeputierte vom Senegal."

Wir freuen uns, daß Wendel die Schwarzen bereits als Gallier anpreist, obgleich es bald umgekehrt sein wird: die Franzosen werden verniggern. Und dann der übliche deutschfeindliche Hohn:

„Bei dem Gedanken, daß der Vater Jahn einst durch diese Stadt gewandert ist, seinen Knotenstock schwingend und auf die geilen Welschen schimpfend, bohrt der Wurm des Zweifels an der Verheißung, daß an deutschem Wesen noch einmal die Welt genesen werde."

Oh, die „Welt" wollen wir nicht genesend machen, aber wir hoffen doch, daß die Jahns wieder einmal mit dem Knotenstock marschieren werden. Und diesmal auch durch Berlin und Frankfurt.

Syrischer Schleim

Wir haben uns mehrfach mit Ignaz Wrobel, einem der übelsten jüdischen Hetzer, beschäftigt. In der „Weltbühne" (Nr. 26, 1927) hat sich dieser Bursche nun ein altes Buch „Dienstunterricht für den Infanteristen des deutschen Heeres" herausgesucht, um sich auszu-

schleimen. Er erzählt höhnend vom Musketier Pietsch, „einem hochgewachsenen und breitschulterigen deutschen Mann, der mit dem Vertrieb von Abziehbildern sein gutes Auskommen hat" (man beachte diesen gemeinen Hohn!), dieser habe ihm leuchtenden Auges das Büchlein gegeben. Wrobel fährt dann fort:

„Unwillkürlich nahm ich Haltung an. ‚Ja', sagte Pietsch und stieß eine riesige Wolke aromatischen Tabaks aus, so daß der Kanarienvogel in seinem Bauer tot von der Stange fiel, ‚das war also sozusagen meine Bibel. Und ich kann dir sagen, mein Junge, wir haben gut gebetet, damals! Wenn ich noch dran denke ...' Pietsch versank in süße Träumerei, während deren ich ins Nebenzimmer ging, um mit seiner Gattin ein Stündchen die Ehe zu brechen. Als wir wieder herauskamen, erhob sich Pietsch zu seiner ganzen imposanten Höhe. ‚Nimms mit, mein Junge!' sagte er. ‚Sollst auch was lernen!' Und ich nahm es mit."

Nach dieser Niedertracht verhöhnt der noch ungezüchtigte Wrobel dann den Inhalt des Buches.

„‚Wohl gibt es viele, die von allgemeinem Völkerfrieden und Abrüsten sprechen; aber die Geschichte lehrt, daß kriegerische Zusammenstöße der Völker unvermeidlich sind.' Das ist ja eine schöne Geschichte! ‚Wir Deutschen brauchen ein besonders starkes Heer, da wir keine natürlichen Grenzen haben, und da wir Nachbarvölker haben, die uns unsere Weltstellung, die ständige Aufwärtsbewegung unseres Volkes in Industrie und Handel, in Kunst und Wissenschaft und unseren Wohlstand nicht gönnen.' Für diesen Satz verdient der Verfasser an eine solide Laterne gehängt zu werden. Ist es denkbar, daß man — nur, um seinen Machtgelüsten eine Position zu schaffen — vernünftigen Menschen einredet, es gäbe auf Gottes weiter Erde auch nur einen vollsinnigen Menschen, der ‚aus Neid' in den Krieg zieht? — Es ist denkbar. In Deutschland war so etwas denkbar und mit Erfolg.'"

Und dann:

„Die ‚Ehre' des Soldaten wird stabilisiert, als sei sie etwas Vorhandenes, etwas, das eben a priori da ist. Da ist es eine ‚Ehre', einen Schießprügel tragen zu dürfen — da ist es eine andre, diesem oder jenem Bataillon anzugehören, da hat jede Korporalschaft eine ‚Ehre' — kurz: man findet sich unter soviel Ehren gar nicht heraus. Sehr typisch ist auch dieser wahnwitzige Standpunkt, daß die eigene Ehre durch das Verhalten anderer verletzt werden könne ... o du mein Preußen!"

Daß die Ehre bei Ignaz Wrobel nicht stabilisiert zu werden braucht, weil man mit ihrem Vorhandensein — dank seinem Eingeständnis — nicht rechnen kann, nehmen wir zur Kenntnis. Wie sollte ein Syrier auch wissen, was Ehre ist.

Die bescheidenen Rabbis

Jetzt wissen wir es aus auserwähltem Munde: die Jünger Rabbi Abrahams haben einen heldenmütigen Kampf geführt. Worum? Du lieber Himmel, worum anders als um — Tannenberg! War doch sicher heiliger, jüdischer Geist dabei, als diese Schlacht geschlagen wurde, schwebte doch altprophetische Sehergabe im Stabsquartier Hindenburgs und Ludendorffs. So meinen jedenfalls die Berliner Makkabäer vom Kurfürstendamm. Und als 1927 das Tannenberg-Nationaldenkmal enthüllt werden sollte, da drängte es das fromme Rabbinertum, auch eine Rede zu halten.

Nichts mehr von jüdischer „Berliner-Tageblatt"-Zersetzungsarbeit. Nichts mehr von Eisner-Kosmanowsky, Levy, Levien, Leviné usw. Nein, jetzt hieß es Weihereden halten für die gefallenen Helden, d. h. für Menschen, die nach dem Zeugnis des „Berl. Tagebl." für das dümmste aller Ideale gefallen waren ...

Und das Unglaubliche geschah: Der Denkmals-Ausschuß ließ sich herbei, überhaupt mit den Talmud-Gläubigen zu unterhandeln. In einem die Toten von Tannenberg schändenden Entgegenkommen wurde den Rabbis vorgeschlagen, sie sollten ihre Sprüche am Heldengrab nach Hindenburgs Kranzniederlegung und vor der Kranzniederlegung des Siegers von Tannenberg, des Generals Ludendorff, anbringen.

Darob großes Gezeter in Israel, namentlich im sagenhaften Reichsbund (all)jüdischer Frontsoldaten: es sei eine ungeheure Brüskierung, den Rabbi nicht zugleich mit dem evangelischen und katholischen Geistlichen reden zu lassen, sondern etwas nachher. Die „Würde des Judentums" könne das nicht dulden.

Und siehe da: die Makkabäer erschienen nicht zur Feier. Die Deutschen wurden bestraft, unter sich bleiben zu müssen.

Ein Wutgeheul sondergleichen setzte aber seitens der Gerechten ein. Das „B.T." schimpfte in echt galizischer Weise über das deutsche Frontsoldatentum, die „Münchner Neuesten Nachrichten" brachten die Tatsache, daß Rabbi und jüdische Frontsoldaten nicht erscheinen würden, als Sondertelegramm, und das Hamburger „Isr. Familienblatt" wußte sich vor „vaterländischem" Gram gar nicht zu fassen. Es erzählte zudem unterm herzergreifenden Titel „Unser Kampf um Tannenberg" folgendes:

„In dem gleichen Schreiben an den R. j. F. heißt es, die Behauptung des Königsberger Rabbinats, die Programmänderung sei unter völkischem Druck erfolgt, sei objektiv unwahr. Dabei ist es eine feststehende Tatsache, daß seitens völkisch gerichteter Verbände Drohungen verlautbart wurden, sie würden bei einer Rede des Rabbiners sofort abmarschieren. Diese Drohungen waren nicht allein dem Denkmalsausschuß bekannt, sondern sie kursierten sogar ganz unverhüllt in der Öffentlichkeit, nicht nur in Königsberg, sondern auch in der übrigen Provinz Ostpreußen."

Ob das stimmt, wissen wir nicht. Wir hoffen aber, daß tatsächlich die Ostpreußen eine deutliche Sprache geredet haben.

Wir erwarten nächstens die Behauptung: „Wir, das Zentrum und die Rabbis, haben die Schlacht von Tannenberg geschlagen!"

Kupplerbedichter als Pazifistenführer

Wir alle kennen Kurt Tucholsky einigermaßen. Er ist „geistiger" Kopf der „Weltbühne". Das heißt, eine Wochenschrift, die im Kampf für Landesverrat ihre „Sittlichkeit" erblickt und folglich pornographische Geschichten anfügt.

Folglich? Ja. Man lese, was besagter Tucholsky in Nr. 41 1927 unterm Namen Ignaz Wrobel zu schreiben wagte:

„Von der Dankbarkeit, die wir unsern lieben, hochverehrten, heldenhaften, gesegneten und zum Glück stummen Gefallenen schulden, von diesem Hokuspokus bis zum nächsten Krieg ist nur ein Schritt."

„Da es keinen Staat gibt, für den es zu sterben lohnt, und erst recht keine Prestigefrage dieser größenwahnsinnigen Zweckverbände, so muß das Symbol für Symbol, Äußerlichkeit für Äußerlichkeit, Denkmal für Denkmal umkämpft, erobert, niedergelegt (!! A. R.) werden. Es steht kein pazifistisches Kriegerdenkmal, die einzige Art, der für einen Dreck hingemordeten Opfer zu gedenken. — Es gibt nur trübe Anreißereien, das Beispiel der trunken gemachten und Helden genannten Zwangsmitglieder des betreffenden Vereins zu befolgen." Tucholsky fordert die Erklärung: „Daß niemand von uns Lust hat zu sterben — und bestimmt keiner für eine solche Sache zu sterben. Daß Soldaten, diese professionellen Mörder, nach vorn fliehen."

„Daß niemand gezwungen werden kann, einer Einberufungsorder zu folgen —, daß also zunächst einmal die selige Zwangsvorstellung auszurotten ist, die den Menschen glauben macht, er müsse, müsse, müsse traben, wenn es bläst. Man muß gar nicht. Denn dies ist eine simple, eine primitive, eine einfach — große Wahrheit: Man kann nämlich auch zu Hause bleiben."

„Und man kann nicht nur zu Hause bleiben. Wieweit zu sabotieren ist, steht in der Entscheidung der Gruppe, des Augenblicks, der Konstellation, das erörtert man nicht theoretisch. Aber das Recht zum Kampf (!! A. R.), das Recht auf Sabotage gegen den infamsten Mord: den erzwungenen — das steht außer Zweifel. Und, leider, außerhalb der so notwendigen pazifistischen Propaganda. Mit Lammsgeduld und Blöken kommt man gegen den Wolf nicht an."

„Ihr werdet eingeredet bekommen, daß drüben der Feind steht — er steht hüben. Man wird euch erzählen, daß alle Letten, Schweden, Tschechen oder Franzosen Lumpen seien — die Erzähler sind es. Ihr seid dem Staat nicht euer Leben schuldig; ihr seid dem Staat nicht euer Leben schuldig; ihr seid dem Staat nicht euer Leben schuldig."

„Sich im Kriege zu drücken, wo immer man nur kann, wie ich es getan und Hunderte meiner Freunde."

Diese Zeilen atmen die Sittlichkeit des „anderen Deutschlands" (von „Anders als die andern"), und damit man über ihr Wesen nicht im unklaren zu sein braucht, setzte sich Tucholsky nochmals hin und schrieb zusammen mit seinem Rassegenossen aus Ungarn, Polgár, ein „Lied der Kupplerin". Die zweite Strophe lautet:

Ick sitz' stur.
Manchmal nur
Schlägt in unsan Salon die Uhr.
Wäsche bauscht
sich — Wasser rauscht —
ick hör', wie eena Küßkens tauscht.
Da jeht's hart auf hart . . .
Matratze knarrt.
Nebenbei
ein doller Schrei —!

*

Und noch eine dritte Perle enthält dieses einzige Heft.

Wurde da irgendwo in der Tschechei eine Bande dingfest gemacht, welche einen Vertrieb von Schweinefilmen unterhielt. Dies erregte bei Gesamtisrael eine große Wehmut. Um so mehr, als es dann sogar zu einer Verhandlung und — man denke, welche Schande für unsere demokratische Zeit — sogar zu einer kleinen Verurteilung gekommen ist. Über diese faule Sache also lesen wir in der Zeitschrift des Kurt Tucholsky:

„In seiner (des Händlers) Brieftasche finden sich sechs Photographien kleinsten Formats, am Zahnrad erkennbar als Kopien aus einem Film, und darstellend nackte Menschen, einen Vorgang von außerordentlicher, ja unüberbietbarer Freimütigkeit. Woher? Von einem Fremden geschenkt bekommen. Wozu? Zur Unterhaltung, für Freunde — zum Privatgebrauch, wenn man das Wort ihm gestatten will. Man hält ihn zurück, man durchsucht seine Wohnung, des unzüchtigen Filmes habhaft zu werden. Man findet nichts. Und findet doch einen Brief, einen Geschäftsbrief. Da bestellt einer, ein Herr Lecker aus Kolomea, bestellt ‚weitere tausend Meter pikant'."

Nach der vorbereitenden Verhandlung kommt Filmprüfung:

„Der Gerichtspräsident, nun talarlos, mit Mantel und Hut, verbindlicher Österreicher, erhebt sich und bietet einem der Angeklagten den Sessel. Ein höflicher Wortstreit. Man nötigt den alten Herrn auf den Platz. Ihm zur Seite, rechts, sitzt der dicke Mann aus Galizien. Links hat einer der Geschworenen, ein verkümmerter Mensch mit aufgebürstetem Grauhaar, sich einen Sitz erobert. Davor und dahinter, rechts, links, durcheinander gewürfelt, sitzen, stehen, recken die Hälse Angeklagte, Geschworene, Anwälte. Ist alles anwesend?"

„Der Projektionsapparat hat zu rattern begonnen. Auf der weißen Wand taumelt Schrift. ‚Le songe d'opium.' Dann: ‚Pierrot a perdu ses amies.' Und plötzlich steht jener Blasse, der da, vom Justizbeamten flankiert, vor die vorderste Bank gestellt ist — steht jenes Blassen Schemen und Doppelgänger auf dem flimmernden Vorhang, geschminkt und herausgeputzt, Pierrot, und er wiegt sich, leicht, licht beweglich — so leicht und so licht, daß man darüber das dämonische Rattern der Projektionsmaschine einen Augenblick lang vergißt. Er hat seine beiden Freundinnen verloren, sucht sie, findet sie nicht. Er wird traurig, greift, sich zu trösten, zur Opiumpfeife. Er sinkt zurück und er träumt. Da ist es die kleinere der beiden Frauen, die Scheue, die vor die gesenkten Lider ihm hintritt, zierlich, im Tänzerschritt, leichtes Tanzkleid um Brust und Hüften geschlungen. Die andere, die Makellose, taucht auf, ist mit einem Sprung der ersten zur Seite. Legt die weißen Arme um ihren Leib. Und nun entrollt sich aufreizend, zügellos, aufgepeitscht im Lichtflirren der entfesselte Vorgang. Jeder Atem erstirbt. Aber von vorne her, vom elektrischen Rattern des Apparates zerhackt, sickert eintönig das Weinen einer kleinen, einsamen Frauenstimme aus der Dunkelheit. Polizistenhände stützen einen wankenden Schatten.

„Inzwischen hat auf der Lichtfläche jenen beiden in ihrem Ringen der Mann Pierrot sich gesellt. Der Vorgang verwirrt sich. Drei Gesichter, aufgeschlossen von dem Erlebnis, abgelöst hingesetzt über verschlungene Glieder, atmen Entflammtheit. Takt wird Taumel. Roter Rausch, eine Geißel zuckt Blitze über die ineinander Verkrampften. Der Projektionsapparat rattert."

Und dann das merkliche Bedauern, daß die große Schlanke hinter der eisernen Tür verschwinden muß. Das ist der sittliche Pazifismus.

Blaue Verbrecheraugen ...

Was selbst die „Weltbühne" noch nicht entdeckt hat, die ‚nationale' „Kasseler Post" hat es gefunden. Nämlich, daß blaue Augen ein Vorzeichen für verbrecherische Veranlagung sind. In der Sonntagsausgabe vom 9. Oktober 1927 lasen wir erstaunt:

„Blaue Augen sollen Treue bedeuten? Aber nein, das Gegenteil ist der Fall. Die Mehrzahl der Männer, die ihre Frauen betrügen, haben blaue Augen! Nicht etwa, daß ihnen die blauen Augen nachher von ihren Frauen erteilt werden. Sie haben sie von Natur, und die Augenfarbe ist die Ursache, nicht die Folge ihres außerehelichen Benehmens. Denn, so behauptet ein englischer Fachmann, der viel mit Verbrechern zu tun hat, blaue Augen sind die Kennzeichen des aktivistischen Temperaments. 90 v. H. aller mit dem häuslichen Glück nicht zufriedenen Gatten sind blauäugig. Landru, der französische Blaubart, hatte blaue Augen — desgleichen Rasputin, der Abgott und Verführer der Frauen —, nicht minder der böse Dr. Crippen, der seine Frau grausam unterm Fußboden vergrub und dann mit einer anderen nach Amerika auskniff. Überhaupt, sagt unser Gewährsmann, hat die Mehrzahl der Verbrecher blaue Augen. Alle blauäugigen Leser seien gewarnt. Wenn sie nicht auf der Hut sind, können jederzeit dunkle Triebe in ihnen erwachen. Blaue Augen sind nämlich die Erbschaft der wilden Nordvölker. Sachsen und Wikinger, Kelten, Germanen und Dänen — alle haben sie blaue, hungrige Augen, die sie übers Meer trieben, fremde Völker bekriegen und Unruhe in die Welt bringen ließen. Man braucht nur an die bewegte Geschichte Englands zu denken. Erst als die Normannen im elften Jahrhundert sanfte, braune Rehaugen importierten, kam Ruhe ins Land. Infolge der vielen Mischehen sind im heutigen England die Blauaugen seltener geworden. Aber die heute noch frei umherlaufen, sind eine stete Gefahr (man denke an die Walliser, Schotten und Iren). Gewiß gibt es Ausnahmen. Anglikanische Geistliche z. B. haben vielfach himmelblaue Augen. Und es ist natürlich klar, daß sie keine Verbrechen begehen. Aber Ausnahmen sind bekanntlich nur dazu da, um die Regel zu bestätigen. Nach den erschütternden Feststellungen wird man jeder Mutter eines blauäugigen Kindes zurufen müssen: Nimm dich in acht — dein Sohn hat die Voraussetzung zu einem erfolgreichen Raubmörder!"

Man weiß nicht, ob man dies Zeug mit ernsten Augen lesen soll oder ob es eine mißlungene „satirische" Arbeit eines minderbegabten Schriftstellers darstellt. Wer wohl der „englische Fachmann" des geistig zu kurz gekommenen Verfassers sein mag?

Oder hat hier ein Jude seinen „Tisch gedeckt"?

Eine feine Gesellschaft

In deutsch-französischer „Verständigung" werden heute große Geschäfte gemacht. Da kann auch die gesamte heutige „Geistigkeit" nicht zurückstehen. Also erscheint die „Deutsch-Französische Rundschau". Erster Leitaufsatz? Natürlich vom Palästinenser Arnold Zweig, der einst über die deutsche „Mördernation" und den „viehischen Boche" schimpfte und dadurch das eigentliche Ziel der „Rundschau" wunderschön versinnbildlicht. Und jetzt wurde die sogenannte Deutsch-Französische Gesellschaft gegründet. In ihrem Präsidium finden wir folgende Auslese des Judentums: Dr. M. Alsberg, Albert Einstein, Kommerzienrat F. Guggenheim, Dr. K. Kauffmann, Henri Lichtenberger, D. A. Mendelssohn-Bartholdy, Heinrich Rosenthal, Leopold Silberstein, Leo Simon, Kurt Sobernheim, Fr. Wallach ... Zur „besonderen Verfügung" stehen G. Bernhard („Voss. Ztg."), E. Bromberger, Emil Faktor („Berl. Börsen-Courier"), Fr. Haber, Hugo v. Hoffmannsthal, Viktor Klemperer, L. Levy-Brühl, Klothilde Magnus-Levy, Dr. E. Stern-Kubarth, Jakob Wassermann, Th. Wolff („Berl. Tageblatt"), Paul Zucker, Stephan Zweig.

Als Halbjuden gelten Prof. Gallinger, Dr. Südekum.

Fehlen können natürlich nicht Thomas Mann, H. Rippler („Tägl. Rundschau", Stresemannblatt), der Jesuit Muckermann, Zentrumsführer C. Sonnenschein, Prof. Hoetzsch (Deutschnationale Volkspartei!) und ähnliche Größen ...

Das Organ erscheint im Verlag Walter Rothschild, der auch Schatzmeister ist. Was wohl eine Selbstverständlichkeit bedeutet.

Keine Bange! Deutschland stirbt aus!

Wir haben die Ehre, unter „unsern" Staatssekretären einen namens Hirsch zu besitzen. Selbiger ergreift manchmal seinen palästinensischen Griffel, um uns dann durch das „Berliner Tageblatt" der Firma Ruben Moses verkünden zu lassen, was er niederzuzeichnen geruht hat. So auch jetzt, wo der Herr Hirsch eine große Beschwichtigungsaktion der herrlichen Republik Rothschild gegenüber einleitet. („Berliner Tagblatt" Nr. 399, 1928.)

Frankreich fürchtet den Volkszuwachs Deutschlands?! Keine Ursache, Dr. Hirsch aus Jerusalem rechnet fein säuberlich aus, daß die Vergrößerung der Bevölkerung nur noch dem Sinken der Sterblichkeitsziffer zu verdanken sei. Die Geburtenzahl, o bitte, die habe bereits das französische Niveau erreicht. Also keine Bange! Die Republik verbucht als ihre größte Errungenschaft die Verkümmerung der deutschen Nation, und Rabbi Hirsch ist zu taktvoll, um hier Forderungen zu erheben, die eine natürliche Vermehrung ermöglichen!

Er „vergißt" — man kann doch nicht an alles Geringfügige denken —, daß 16 000 Menschen jährlich Selbstmord begehen, da zwar für die Dawesvögte viel Geld vorhanden ist, desto weniger aber für die simplen Opfer, die eben zusehen müssen, daß sie schnell einen Gashahn losdrehen oder sich einen Revolver pumpen. Dazu lumpige 100 000 „Abenteurer", die alljährlich auswandern übers Wasser, um in der freiesten Republik mit der herrlichsten Verfassung nicht *ins* Wasser gehen zu müssen. Die 450 000 ungeborenen Deutschen, die dank Elend und Wohnungsnot nicht zur Welt kommen können, zählt der herrliche Dr. Hirsch wohl auch nicht. Man spricht von *diesen* „Erfolgen" der Völkerverständigung nicht gern.

Rund 600 000 Deutsche könnten wir jährlich mehr zählen als jetzt, da uns ein unerträglicher Friedensvertrag (Scheidemanns „Verständigungsfriede") drückt, der unsern Gebietern als so unantastbar gilt, daß sie ihn in Locarno, Genf, ja in Paris doppelt und dreifach garantieren. Aber diese 600 000, das bedeutete große Störung der Ruhe und Ordnung.

Deshalb verliert man keine Worte über sie.

Wenn nur der Kurfürstendamm wächst und sich ausweitet über alle Welt.

Was Goldschmidt sieht

Alfons Goldschmidt, der tiefe Bewunderer Sowjetrußlands, hat auch Umschau in Deutschland gehalten. Kürzlich hat er darüber ein ganzes Buch geschrieben. In einem von Unflätigkeiten wimmelnden Kapitel dieses Buches, betitelt „Das (deutsche! A. R.) Gesicht" lesen wir:

„Es kann kein Zweifel sein, daß heute ein Männerherz manch guten Schmaus findet in Deutschland. Aber die Gesichter, die Gesichter! Jazzbandgesicht, Bargesicht, diese Gleichheit, ausdruckslose Uniformitäten. Gewiß, netter sind sie als die Dreiecksgesichter, im Zuge der Jahrtausende gespitzt, *oder als die dicken Blondgesichter, die Thusneldagesichter auf Kolossalköpfen*, auf dröhnenden Massen, oder als die vermiekerten Schnippgesichter, die Flanellgesichter, alle die Pikgesichter, *jene Gesichter mit der stumpffrechen Glasur, germanische Schwiegermütterkeifgesichter*, verflachte Kriemhildgesichter, die ganze Kollektion aus der Zeit des Heldenimperialismus. *Jenes Gemisch von Inzucht und Unzucht*, die gestärkten Vetternfrauen, die halbeleganten Appelgesichter, die grauenhaften Damen mit Zopf und Brunst.

— — — — — — — — —

O Gott, welche Karggesichter, Essiggesichter, Geizgesichter, welche Galerie kreischender Kleinbürgergesichter fand ich noch immer in meinem Land. Knopfnasen, Kinn wie ein Kutsch, Dutl, Kneifergesichter mit angestrengten Zwischenaugenfalten, grölende Holzgesichter und dieses furchtbare Kriegsfrauengesicht, das Gesicht des Mutterverrats, der Kanonenhetze, das falsche Panzergesicht, *schamloses Heroinengesicht aus der Wagnerzeit*. Verlorene Züchtigkeitsgesichter, brutale Hausgesichter, aufdringliche Veilchengesichter, mißgünstige Knochengesichter, Helmköpfe, verkniefste Quälgeister, scheinheilige Porzellangesichter, alle sah ich wieder, die Lehrerin von Anno 80, die Schwertjungfrau, die Kaffeestipperin, die stolze Heerfrau, *das Aas in allen Stuten, das die Männer und Söhne in den Krieg gejubelt*. Weh euch vor diesen Frauen! Weh euch vor den Beschreierinnen des großen Schlachtfestes."

Und der Zustand in Deutschland: Dem Alfons Goldschmidt wird nichts geschehen. Und wenn wir ihn eine Kanaille nennen würden, so könnte er klagen und das Gericht würde uns nach § 185 schwer wegen Beleidigung des Ehrenmannes verurteilen!

Das ist die deutsche Justiz von heute.

Reif für eiserne Gardinen

In einer Nummer der „Weltbühne" (46, 1928) lasen wir vom Theobald Tiger (Dr. Kurt Tucholsky) ein „Gedicht", in dem die zweite Strophe lautet:

Hat der Germane die Partie verloren
in Fußball oder Politik,
dann übermannt ihn das Gefühl bis über beide Ohren,
dann ist er fromm und philosophisch (mit Musik).
Geht's gut, schlägt er des Gegners Augen auf;
geht's schief, dann wird gesungen ein doitsches Lied,
weil das ja immer zieht —
er ist ein Drittel Held, ein Drittel Kellner und ein Drittel
Nibelungen . . .

In der Antwortecke der gleichen Ausgabe steht zu lesen: „Willy Hellpach. Sie schreiben im ‚8-Uhr-Abendblatt': ‚... fast möchte man zu dem Genius unserer Geschichte beten, daß er ... uns nicht etwa bald wieder ein Genie beschere, das uns politische Geschenke in den Schoß legt.' Der Genius hat Ihr Gebet erhört."

Wir fügen hinzu: Weder Genies noch Mittelmaß, nur syrische Sumpfblasen.

Nur keine Strafe für Deserteurhetze

Zu erstklassigen Staatsbürgern von heute gehören zweifellos die Mitglieder der Liga für Menschenrechte. Diesen noblen Zeitgenossen ist selbst der heutige Strafgesetzentwurf noch viel zu streng und namentlich ist die Hetze zur Desertion noch immer nicht als Gentlemanverbrechen erklärt worden. Kein Wunder, wenn Herr Dr. C o h n

seine Getreuen im Saal des Reichswirtschaftsrats (!) zu Berlin zusammenberief. Es sprach zunächst der „Berl.-Tageblatt"-Mitarbeiter Rudolf Olden. Nach dem Bericht der „Berl. Volkszeitung" (19. Dez. 1928), auch eines Mosseblattes, führte dieser Herr aus:

„Während die Aufwiegelung von Soldaten früher mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft wurde, wird dieses Vergehen nach dem neuen Entwurf mit Strafen bis zu fünf Jahren Zuchthaus bedroht!

Noch bedenklicher ist die Landesverratsgesetzgebung mit dem Paragraphen über die ‚Ausspähung von Staatsgeheimnissen'. Darnach kann jeder Journalist bestraft werden, wenn er sich über politische Fragen orientieren will, die von einer gerade am Ruder befindlichen Regierung vor der Öffentlichkeit geheimgehalten werden.

Den Schutz der Familie glauben die Gesetzgeber dadurch fördern zu können, indem sie die Strafgrenze für Ehebruch von sechs Monaten auf ein Jahr Gefängnis heraufgesetzt haben.

Der Redner sprach zum Schluß die Hoffnung aus, daß es wenigstens gelingen möge, die Beseitigung der Todesstrafe zu erreichen, um die immer noch im Reichstag gekämpft wird."

Das war doch wieder einmal meisterhaft gedeichselt. Nächstens muß für Aufwiegelung der Soldaten (bei sich ergebender Notwendigkeit einer unbequemen Regierung natürlich) ein Ehrenpreis mit Davidsstern ausgesetzt werden.

Danach sprachen noch Justizrat Dr. Werthauer und Arnold Zweig. Beide ebenfalls aus bester palästinensischer Zucht. Der erste bekannt durch seine ungeheuren Honorare und bewußt falschen Berichtigungen, der andere durch den Ausdruck von der deutschen Nation des „viehischen Boche", von „Mördern und Amtskadavern".

Wirklich eine Auslese von Männern, die über deutsches Recht sprechen.

Levi macht in Verfassungsbruch

Dr. Paul Levi, ehem. Bolschewik, später schwarzrotgold über blutrot drapiert, im Februar 1930 gestorben, wollte auch auf seine Weise den überflüssigen Witzschwund loswerden. Und so suchte der kleine Vorderasiate sich den derzeitigen Präsidenten der Republik aus,

dessen Wesen durch Hindenburg doch nicht ganz verdeckt werden kann. Und folgendes schrieb Paul Levi in der Zeitschrift „Der Klassenkampf“ (Nr. 13, 1929) über seinen Reichspräsidenten:

„Zur Freude und zur Beruhigung des deutschen Republikaners war am Sonntag in der Presse zu lesen, zum Verfassungstag wurde eine Denkmünze geschlagen; Wert drei und fünf Mark. Auf der Vorderseite befinde sich der Kopf von Hindenburg; was auf die Rückseite komme, sei noch Gegenstand der sattsam bekannten Erwägungen der Regierung. Wenn die Regierung nicht dem untreu werden will, was der Herrgott am sechsten Tage als Krönung seines Werkes schuf, dann gehört, wenn auf der Vorderseite der Kopf Hindenburgs ist, nach anatomischen Gesetzen auf die Rückseite ein Popo. Diesen anzusehen, dürfte dem deutschen Bürger, Steuerzahler und Untertanen nützlicher sein als das Gesicht Hindenburgs, das man nachgerade schon auswendig kennt. Denn er, der Popo, ist nicht das Zentrum geistiger Kräfte, er ist das Zeichen der Beharrung und der Trägheit, er ist das Zeichen der Undifferenziertheit, ist die Aufgabe von Individualität und Charakter, ist mit anderen Worten das Sinnbild einer Koalition.“

„Es ist schon nachgerade eine müßige Sache, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat den politischen Verfall aufzuzeigen, den diese gegenwärtige Koalition bedeutet.“

Da wir annehmen, daß auch Levis Freunde nicht zu den Steuerdrückebergern, sondern zu den begeisterten Förderern der Republik zählen, so gilt die Aufforderung auch für sie selbst. Wir geben ihnen also den guten Rat, ihr „Gesicht“ recht tief in die Rückseite der Hindenburgmünze zu drücken. Das wäre eine dem Steuerzahler Dr. Levi sicher entsprechende Betätigung.

Unser Glück ...

Der uns nicht mehr ganz unbekannte Erich Kästner, eifriger Mitarbeiter am Organ für charakterlich zu kurz Gekommene, schreibt in der „Weltbühne“:

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten
mit Wogenprall und Sturmgebraus,
dann wäre Deutschland nicht zu retten
und gliche einem Irrenhaus.
Die Frauen müßten Kinder werfen.
Ein Kind im Jahre. Oder Haft.
Der Staat braucht Kinder als Konserven,
und Blut schmeckt ihm wie Himbeersaft.
Dann läge die Vernunft in Ketten.
Und stände stündlich vor Gericht,
Und Kriege gäb's wie Operetten,
Wenn wir den Krieg gewonnen hätten —
Zum Glück gewannen wir ihn nicht!

Unser Glück, daß uns wenigstens die Kästner, Hilferding und Hermann Müller erhalten blieben.

Der neue Sokrates

Georg Kaiser, der bekannte Gemäldespezialist, der deshalb ins Gefängnis gesperrt werden mußte, ist selbstverständlich überzeugter Pazifist. Als solcher hat er jetzt Platonische Gespräche nachgemacht (die Hauptstärke unserer heutigen Literatur). Er läßt dabei den Sokrates über Krieg und Kriegsächtung folgendes sagen:

„Ihr habt die Ächtung des Krieges beschlossen. Wie könnt ihr eine Sache ächten, wenn ihr die Träger dieser Sache mit Ehren überhäuft? — Dein Krieger bleibt ein Ehrenmann — doch der Krieg ist ein Verbrechen. So nenne deine Ehrenmänner auch Verbrecher! Verscheuche sie von den Plätzen — führe wie lichtscheues Gesindel sie durch Nebenstraßen im Morgengrauen, bevor das gute Volk zur Arbeit aufsteht. Laß sie in Lumpen laufen — mit schwarzen Pestmarken — ein Abscheu für Kinder schon: rennt weg — ein Krieger! Schafft das: Dann ist geächtet, was geächtet werden muß, der Krieg im Krieger!“

Wir sind keine Freunde des Sokrates, aber gegen eine derartige Leichenschändung müssen wir ihn doch in Schutz nehmen. Er hatte selbst als Soldat für Athen gekämpft und hätte den Georg Kaiser,

wenn er ihm in die Hände gelaufen wäre, trotz seiner Behäbigkeit sicher windelweich geschlagen.

Die Einheitsfront

Das deutsche Volksbegehren gegen die Young-Versklavung hat bekanntlich die höchste sittliche Entrüstung beim auserwählten Volk und seinen Knechten hervorgerufen. Es war natürlich auch ein Skandal, den bisher ungehindert wirkenden Ausbeutungspolitikern das große Geschäft vermasseln zu wollen. Und ein extrem koscheres Blatt hat die Maske einmal fallen lassen und ausgesprochen, *was* die heutige Republik eigentlich darstellt. Der „Israelit" (Nr. 45 vom 7. November 1929) schrieb:

„*Ein* Gutes hat der Ausgang des Volksbegehrens gebracht. Es hat den Regierungsinstanzen und den Stützen der Republik gezeigt, daß die Hetze gegen das Judentum in Wahrheit eine *Hetze gegen Reich und Staat*, gegen Republik und Verfassung, gegen Gesetz und Ordnung und Frieden ist."

Das Judentum ist also unser „Reich", unser „Staat", unsere „Ordnung". Ja, warum zetert denn ganz Israel, wenn man von der *Juden*republik spricht? Es sollte doch stolz darauf sein!

Deutsche Menschenausfuhr

Die Ritter der Young-Front haben Pech. Zetern sie da täglich über „Verleumdung", wenn vom kommenden Sklavenexport aus Deutschland als notwendiger Folge — und beabsichtigter Wirkung — des Young-Planes geschrieben wird. Dabei ist einwandfrei nachzuweisen, daß bereits deutsche Sklavenkolonien in Frankreich bestehen und immer mehr deutsche Arbeiter als „Reparations"heloten in die französischen Kolonien abgeschoben werden. Nun kommt der Führer der Demokraten selbst, Minister a. D. Erich Koch-Weser, und — fallen Sie nicht um, Mosse, Ullstein, Mahraun! — fordert die Ausfuhr deutscher Arbeiter in die Kolonien unseres Feindes.

In Nr. 311 des „General-Anzeigers" für Dortmund vom 12. November 1929 schreibt der große Demokratenhäuptling einen Leitaufsatz über „Pan-Europa und Deutschland", der wörtlich folgendermaßen schließt:

„*Der Umstand, daß Frankreich in ein Pan-Europa seine Weltkolonien einbringen müsse, braucht weniger zu erschrecken.* Sie sind nicht in gleicher Weise selbständig wie die englischen Dominions und haben gegenüber dem Mutterlande nicht die gleiche Bedeutung. *Auf die Länge gesehen, würde es sowohl für Europa als namentlich für die afrikanischen Kolonien Frankreichs ein Glück sein, wenn zur Nutzbarmachung dieser Kolonien mehr europäische Menschen zur Verfügung ständen, als sie Frankreich hergeben kann.* Es scheint, daß bei den französischen Staatsmännern in letzter Zeit eine starke Hinneigung zu dem Gedanken des europäischen Zusammenschlusses vorhanden ist. Es würde grundfalsch sein, sich dem von vornherein zu widersetzen. *Für deutsche Tüchtigkeit ist es eine große und notwendige Chance, für ein größeres Gebiet als das Deutsche Reich wertvolle Arbeit liefern zu können.* Nur dann wird *ausgenutzt* werden können, was im Deutschen steckt und jetzt verkümmert oder sich im inneren Hader und im eifersüchtigen Wettbewerb vieler Qualifizierten um wenige Stellen zerreibt."

Deutlicher kann man nicht sein! Da wir zu wenig Raum zum Leben haben — 'raus in die Fieberkolonien Indochinas, 'raus in die Wüsten von Algier und Tunis, 'raus in die Urwälder Madagaskars, in die Sümpfe vom Senegal ... Um für ein „größeres Gebiet" — Pan-Europa, Indochina mit inbegriffen — zu fronen.

Interessant ist, wie eng hier der Pan-Europa-Gedanke mit unserer Darstellung vom Young-Plan zusammenfällt. Es zeigt sich, daß die Führer der „deutschen" Demokratie sich über die Folgen ihrer Politik durchaus klar sind: *Export deutscher Sklaven zugunsten der Kolonien fremder Völker als Ersatz der Schwarzen und Gelben.*

Antichristentum

Schabbes-Christen

Voller Jubel meldete die JTA. am 26. Dezember 1925 aus Detroit: das Komitee für Freundschaft zwischen Juden und Christen hielt im Tempel „Beth El" zu Detroit eine Zusammenkunft ab, an der 12 Bischöfe, 6 Hochschuldirektoren sowie zahlreiche Geistliche und Rabbiner teilnahmen. Referate hielten Rabbi Dr. Leo M. Franklin, Mr. Milford Stern im Namen der Kongregation „Beth El", ferner der Präsident des Freundschaftsbundes Rev. John W. Hering, Episkopalbischof Hermann D. Page aus Michigan und Rev. Reinhold Niebuhr aus Detroit. In seinem Referat führte Reinhold Franklin aus, Voraussetzung für gegenseitige Achtung zwischen Juden und Christen in Amerika sind: 1. die protestantische Kirche in Amerika müsse öffentlich gegen den unchristlichen und unamerikanischen Bund Ku-Klux-Klan vorgehen; 2. alle Versuche zur Judenbekehrung müssen aufhören; 3. die Erzählung von der Kreuzigung Jesu darf in den christlichen Schulen den Kindern nicht so beigebracht werden, als ob die Juden die Schuldigen waren.

Das ist wirklich tadellos gemacht. Wir schlagen noch einen 4. Punkt mit etwa folgender Fassung vor: Jesus wurde von den damaligen Völkischen Pilatus ausgeliefert, weil er gegen die Wucherer in einem Wodanshain auftrat. Die Juden aber jubelten Jesus zu, weil sie die Verfolgten und Ausgeraubten waren ...

Die Gottesjagd

Ein Rabbiner namens Bernhard Cohn ist unter die Dichter gegangen. Er fühlt sich als Prophet wie weiland Hosea und Jesaja, der seine Reden an die Wände Jerusalems klebte. Er schrieb unter dem Namen Bernhard ein Stück, das er die „Jagd Gottes" betitelte. Cohn jagt seinen Gott folgendermaßen:

Ein Judenjunge verläßt die Heimatstadt und läßt sich taufen. Kehrt dann mit der Absicht zurück, seine Volksgenossen auszuplündern. Er wird aber als „Messias" empfangen und fühlt sich wohl in der Rolle. Die Anbetung der Juden läßt ihn sein Vorhaben bereuen, er anerkennt, daß die Juden besser sind als die Christen. Zum Schluß wird der Arme von den gemeinen Antisemiten gesteinigt.

In seiner Vorrede sagt der Talmud-Rabbi: „Mehr als interessant ist, daß die jüdische Lehre das Böse ebenso in den Dienst Gottes gestellt hat wie das Gute", was wirklich sehr hübsch und aufrichtig formuliert ist. Der edle Schulchan aruch empfiehlt ja Lug, Betrug und Christenbegaunerung und stellt dieses Böse in den Dienst des Guten, d. h. des Juden. Gewinnt dieser, so ist der Gott erjagt und eine neue Jagd kann beginnen. Diese frommen Übungen werden seit 3000 Jahren durchgeführt; wie die Gegenwart zeigt, hat dieses Dauertraining schöne messianische Früchte gezeitigt.

Feinschmecker ...

Weihnachten und Ostern pflegen die Abkommen Jakobs in ihrer besonders schönen Art zu begehen: indem sie nämlich nach bewährtem Muster den Stifter des Christentums verhöhnen. Der überall „berühmte" Verfasser des „Fröhlichen Weinbergs", der Halbjude Zuckmaier, schrieb, um das Osterfest 1926 würdig zu feiern, ein Frühlingsgedicht, dessen zweite und vierte Strophe folgendermaßen lauten:

> Wenn der Wind im Frühling bläst vom Nord,
> Heißt er Knospentod und Blütenmord.
> Auf den Dächern schrei'n die Katzen weh,
> Wie der Herr im Garten Gethsemane.

Wenn der Wind im Frühling bläst vom Ost,
Bringt er Sonne, Kraut und starke Kost,
Hühner legen, Hahnen schwillt der Kamm,
Und wir schlachten froh das Osterlamm.

Allerhand Achtung vor so viel — Unbekümmertheit. Das „Gedicht" hatte in hochgeistigen Kreisen offenbar großen Anklang gefunden: es war abgedruckt in Nr. 73 der „AZ. am Abend" (München) und im „Mannheimer Tagebl." vom 20. März 1926. Vermutlich noch in anderen Blättern der Auserwählten.

Auch die „Frankf. Ztg.", das Hauptorgan der „jungen deutschen Demokratie", berichtet über den Karfreitag. Diesmal tut es eine „Dame". Sie schreibt (2. April 1926):

Ich habe geschlafen die Nacht.
Neben mir du, die Nacht ohne Schlaf,
hingst am Kreuz — —
Ich dir die Nächste,
ich dir zuerteilt,
ich schlief.

Die Zugeteilte ist leider wieder aufgewacht. Schade.

Der ungepeitschte Sublimer

In Berlin O erscheint die „Tribüne" des Max Gruschwitz. Ein Blatt für Atheismus und Judenfreiheit. Folgende Stilblüten aus Nr. 36, 1927 zeigen, welcher „Geist" heute die Straße beherrscht:

„Die allerschlimmsten Feinde aber, die wir haben, das sind diejenigen Burschen, die die Frechheit besitzen, den Sozialismus mit der Religion verkoppeln zu wollen, sind die sogenannten ‚Religiösen Sozialisten'. Nicht oft genug kann betont werden, daß diese Leute Lügner sind, Verbrecher am Gedanken des Sozialismus! Menschen, die es wagten, die Worte ‚Religion ist Opium für das Volk' oder, wie Bebel sagte, ‚Religion und Sozialismus sind wie Feuer und Wasser — sie schließen einander aus!' umzufälschen in den lächerlichen Satz des famosen SPD.-Staatssekretärs Schulz: ‚Ich kann mir sehr wohl einen frommen Katholiken vorstellen, der Sozialist ist', speien dem hehren Gedanken des Sozialismus und des Klassenkampfes ins Gesicht und sie geraten dann schließlich zu dem skandalösen Bekenntnis des sozialdemokratischen Pfarrers (!!) Hartmann in Köln, der seinen Parteigenossen direkt religiöse Gesinnung empfiehlt. Wir wissen, wie stumpfsinnig im allgemeinen der deutsche und im besonderen der schlesische Arbeiter ist — aber das eine sollte man doch wohl von ihm erwarten: daß er zum Knüppel greift, wenn sich ihm ein Halunke unter der Maske eines ‚religiösen Sozialisten' naht. Wie tief ist die Sozialdemokratie gesunken, wie völlig verrottet ist sie geworden, daß sie sich nun schon mit den Pfaffen prostituiert!!!"

Wie man sieht: bei Gruschwitz könnte selbst Kurt Tucholsky noch in die Schabbesschule gehen. Und damit der Hohn auf das Deutsche schlechtweg nicht ausbleibt, steht gleich nebenbei, groß in der Mitte der ersten Seite, ein Gedicht:

Sei deutsch!

Deutscher, schling nur deutschen Käse!
Riecht er auch nach Rieselfeld . . .
's schmeckt, wenn man die deutsche Näse
Fest und treu zusammenhält!

Deutscher Käse ist nicht ohne . . .
Roquefort? Gervais? Erbfeinddreck!
Schweizer? Pah! Neutrale Zone!
Auslandsware! Hände weg!!

Deutscher, liebe deutsche Frauen!
Wenn sie oft auch fade sind . . .
Laß dich mit 'nem Gretchen trauen:
Jedes Jahr kriegst du ein Kind!

Hindenburg braucht doch Soldaten,
Wie der Knülz den Schmutz und Schund . . .
Suchst 'ne Frau du, laß dir raten:
Königin-Luise-Bund!!

Trinke stets nur treu und bieder,
Lindenblüte, deutschen Tee!
Singe echte deutsche Lieder,
Dann tut dir der Bauch nicht weh!

So z. B.: Im Bett hat Flundern,
Unsre Tante Henrieutt' — — —
Deutscher, trau 'nur deutschen Wundern!
Warenzeichen: Konnersreuth . . .

Der Mann läuft noch heute ungepeitscht einher. Er würde es auch noch tun, wenn er seinen richtigen Namen unter das Gedicht gesetzt hätte.

Eine Mädchenkreuzigung als Revue

Im „Völkischen Beobachter" vom 27. Oktober 1927 finden wir eine Meldung, die wir nachstehend wörtlich bringen, ist sie doch sicher eine der fürchterlichsten Urkunden unserer Zeit.

„Unter der Oberleitung des Juden Em. Tausig wird den Bremern zur Zeit eine ‚Revue' gezeigt. Bislang gab es das in der schönen Hansestadt, wo einst Hauff die Motive fand zu seinen ‚Ratskeller-Phantasien', noch nicht. Aber nun hat Bremen seit einigen Tagen seine ‚Revue'. An den Litfaßsäulen und Plakatständern wird sie angepriesen als ‚Nachtrevue'. Das Spiel beginnt erst um 11 Uhr nachts; und allabendlich füllen junge und alte Lustgreise den Saal, um zu nippen an dem Giftbecher krankhafter Erotik, die der Veranstaltung das Gepräge gibt. Geilheit und Nacktheit feiern Triumphe! Das Publikum rast und findet alles wunderschön. In 24 Bildern rollt das Programm ab, ein ‚Gedicht der Beine', wie einer der Ansager bemerkte. Rein künstlerisch ist die Sache nicht viel wert. Kunst scheint ja auch nicht die Hauptsache bei der Geschichte. Nacktheit will man zeigen, denn Spekulation auf die Sinnlichkeit der Menge hat stets noch Geld gebracht —, und darauf kommt es ja an! Das Wort ‚Kunst' ist leider heutzutage oft der zweckmäßigste Deckmantel für Schmutz. Und viel, viel Schmutz bringt die Bremer Revue. Am widerlichsten und krankhaftesten tritt derselbe zutage in dem Stück 17 der Pantomime ‚Delirium' (erläuternd war im Programm dem Titel beigefügt ‚Mimo Grand guignol').

Besagter Wiener Jude Em. Tausig ist dafür verantwortlich — aber keine Polizeibehörde, kein Staatsanwalt zieht den zur Verantwortung, der Nacht für Nacht seelisches Gift hineinimpft in deutsche Menschen.

Was den Zuschauern geboten wird in der Pantomime ‚Delirium' sind Sumpfblüten, entsprossen undeutschem Orientalengehirn. Was da auf der Bühne steht, hat nichts von dem quirlenden Prickeln einer frohen Operette. Nein — schwer und müde, gleich stagnierendem Grundwasser eines bazillendurchseuchten Morastes, schleicht das Laster über die Rampe.

Doch lassen wir den Juden Tausig selbst sprechen, indem wir dem von ihm geschriebenen Begleitartikel des Textbuches die markantesten Zeilen entnehmen:

‚Da sitzt eine schöne Dame der besten Gesellschaft. Man sieht . . ., wie sie den zudringlichen ‚Orientalen' (!) . . . abzuweisen versucht.' — Die Brutalität seiner Rasse gegenüber Frauen bricht durch.

‚Sie will fliehen, aber er packt sie und reißt ihr das Kleid in Fetzen. Er zwingt sie zum Tanz, zu einem schwülen, lüsternen Tanz!' — — — ‚Während sie in Todesangst schwebt, greift der Mann zum Kokain, seine Nerven weiter aufzupeitschen.' — ‚Dämonische Wut packt den Orientalen — —' — — ‚Die weiße Tochter der Christen soll für seinen Gott büßen.

Er faßt sie, die vor Schrecken Gelähmte, und bindet sie in symbolischer Kreuzigung . . .' — — — ‚Reißt ihr die Kleider vom Leibe.' ‚Er wirft Messer nach der Frau' . . . ‚Schneller fliegen die Messer, und eins trifft ins Herz. Blutend sinkt sie zusammen, die Fesseln geben nach, sie rollt die Treppe hinunter. Das Tier, der Vampir, in ihm ist erwacht. Er stürzt sich auf sie, er trinkt ihr Blut. Sein Gott war gerächt.'"

Also die viehischen Schandtaten des Nürnberger Kreuzigungsjuden (Mayer) und Freundes des Grafen Pestalozza von der frommen Bayerischen Volkspartei werden hier auf der Bühne einem zahlungskräftigen Publikum vorgeführt!

Daß der Orientale in der Maske eines europäisierten Buddhisten auftritt, tut nichts zur Sache. Er ist und bleibt der Jude, der in der Schändung des deutschen Weibes seine größten Triumphe feiert!

Aber daß solche Delirien ekelhafter Perversität in aller Öffentlichkeit über eine Bühne tollen dürfen, ohne daß ein Sturm der Entrüstung losbräche, zeigt uns besser als vieles andere, wie moralisch unsäglich tief das deutsche Volk in der Barmat- und Kutiskerdemokratie gesunken ist!

Chaplin, der liebe Jesus

Die Blätter der Deutschen Volkspartei können natürlich an Fortschritt hinter der „Vossischen“ usw. nicht zurückstehen. So bemühte sich denn auch der „nationale“ „Hannoversche Kurier“ (Nr. 209, 1927) um Charlie Chaplin, das galizische Heldenideal von heute. Darüber erzählt uns in genannter Ausgabe ein Heinz Liepmann:

„Chaplin: Kerlchen in Dur, zerlaust vom Schicksal, unbewehrt schon lange der Tücke preisgegeben — — Still: sie ist verziehen — —, aber er ist immer so. Seine Hosen wackeln Hilflosigkeit, sein Stöckchen schüchterne Sehnsucht zum Gentleman, der man nie sein wird. O heiliger Chaplin, du bist der liebe Jesus unserer Zeit, da wir alle so maßlos einsam sind. Und du leidest für uns alle. Aber: Du, mein Junge, bist ein geriebener Hund, du bist ein Gauner, mein kleiner, sehnsüchtiger Charlie, du hast ja deine kleinen und dann ein bißchen großen Trümpfe und meistens ein happy end, du bist eben doch ein klein wenig amerikanisch, mein Charlie —, in Rußland hießest du Raskolnikoff. Bruder, Bruder, du bist nicht so charakterlos wie alle Schauspieler, jeden Tag einen anderen Charakter spielen zu können, nein, du bist eben sehr einsam, und Nietzsche ist einmal vom Festmahl auf die Straße gelaufen und hat ein Pferd umarmt. Du wirst es verstehen.“

Es versteht sich von selbst, daß der Herr Liepmann nicht wegen Gotteslästerung belangt worden ist. Das geschieht nur, wenn man an Jehova und seinen famosen Gesetzen etwas auszusetzen hat.

„Hallo! Ehre sei Gott in der Höhe“

In jedem Jahr, wenn die Weihnachtszeit herannaht, beginnen die hebräischen Kulturzentralen Weihnachtsgedichte zu machen. So auch der Stephan Großmann, in dessen „Tagebuch“ (Nr. 43, 1927), der gleichfalls jüdische Lion Feuchtwanger also dichtete:

In Bethlehem (Palästina) im Jahre 1 vor Christ
in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember Christus geboren ist.
Hallo! Ehre sei Gott in der Höhe.

Drei Könige aus dem Orient kamen auf den raschesten Verkehrswegen,
nicht ohne Risiko, um dem Säugling erstklassige Gratifikationen zu Füßen zu legen.
Hallo! Und Friede den Menschen auf Erden.

Noch in 1926 feierte man überall in USA. die große und nachhaltige Bedeutung dessen, was damals geschah.
Hallo! Ehre sei Gott in der Höhe.

Und da der Verkauf von Alkohol in jenen Zeiten verboten war,
starben in der Christmeßnacht an Ersatzalkohol 11 Menschen und 3 Nigger in jenem Jahr.
Hallo! Und Friede den Menschen auf Erden.

„Happy Halleluja“

In der Comédie des Champs Elysées zu Paris thront als Leiter Mister Cohn. Um seinen Namen wohlklingender zu machen, nennt er sich Mr. Jefferson-Cohn. Und gab den Christus-Film „König der Könige“. Mit Weihrauchgeruch im Saal, mit orientalischen Parfüms, Vorderplätze zu 500 Franken für Kasse-Börsenpiraten, die sich die Tat ihrer Urväter alle ansehen wollten. In der Hauptloge als Gast (der Spott nicht schlecht) die Mistinguette, die Revue-Soubrette, die Edel-Straßendirne von Paris. Ihr gegenüber (auch nicht schlecht) der — deutsche Botschafter und das ganze diplomatische — Korps. Dann kam die „Eroika“, später der „Karfreitagszauber“. Und dann erzählt die „Frankfurter Zeitung“:

„Inzwischen heilt der Tischler Blinde und Lahme; für den Zuschauer unsichtbar. Nur die trefflichen Typen seiner Jünger treten in Erscheinung. Endlich taucht sein Antlitz auf. Sanft und seelenvoll mit biblisch gewelltem Haar. Ganz leise wird ein bißchen geklatscht . . .

„Christus und die Jünger verlassen den Raum. Der Kelch auf dem Tisch beginnt zu leuchten, ein Täubchen flattert vorbei, die Kapelle spielt den Einzug auf die Gralsburg, und der Vorhang fällt.

„Pause. Man ist hungrig geworden und begibt sich ins Foyer. „Is'n it really impressing? Splendid made up!“ „Quelle belle femme

Mariemadeleine!" . . . Vornehme Kellner servieren vornehme Speisen zu vornehmen Preisen. Man spricht mit seinen Bekannten, verabredet sich für den nächsten Tag und kehrt nach erklungenem Glockensignal erfrischt wieder auf seinen Sitz zurück.

„Die Passion: Gebet auf dem Ölberg, die Gefangennahme, das Urteil des Pilatus und der Weg zum Richtplatz. (Hier entfernte sich diskret mein Begleiter, um seine Garderobe zu holen.) Bis Golgatha war es weit. Das Kreuz wird zu Boden gelegt. Christus muß sich hinstrecken. Man sieht das Zuschlagen des Henkers — die Nägel werden eingetrieben, das Kreuz wird aufgerichtet . . .

„Das Publikum *applaudiert!*

„Leise läßt ein Nachbar die Feder seines Chapeauclaque springen — der Aufbruch ist nah — und hinter mir sagt eine Stimme: ‚Pardon, il n'y a rien plus d'interessant!'

‚Und es ward eine Finsternis über das ganze Land . . ." — Applaus — Judas erhängt sich — Applaus — der Tempelvorhang reißt in zwei Hälften — wiederum Applaus — und wie Christus trotz Stein und Wachsoldaten aufersteht, klatschte, wer sich nach der Kreuzigung noch nicht entfernt hatte, mit *anhaltender* Begeisterung.

„Ein Uhr. Es gießt in Strömen. Langsam vollzieht sich der Abtransport des Publikums. Auf dem Pflaster pfeift einer den letzten Schlager: „Sing Halleluja, *happy Halleluja* . . ."

*

Die Juden *klatschen Beifall* bei der Kreuzigung!
Die Höhe der Demokratie ist erreicht.

Der zu revidierende Prozeß

Auch die Ostern 1928 gaben dem Syriertum Gelegenheit, sich im Vollgefühl der seit dem November 1918 errungenen Macht auszutoben und jene Maske der „Humanität" abzuwerfen, die sie früher noch ab und zu aufzusetzen für zweckmäßig fanden. Als langen Spitzenaufsatz brachte der unter der Hauptschriftleitung des Dr. Emil Faktor erscheinende „Berliner Börsenkurier" am Karfreitag, den 6. April 1928, eine „Karfreitagsbetrachtung" seines Rassegenossen Hermann Friedemann unter dem Titel „Zurück zu Barrabas?"

Wir drucken die wichtigsten Teile nachstehend ab, sind *sie* doch und die Tatsache, daß sie ohne Widerspruch geblieben sind, ein Zeugnis des furchtbarsten Verfalls. Also Friedemann schreibt über den Karfreitag zu Jerusalem u. a.:

„Dieser Freitag, kurz vor dem jüdischen Frühlings- und Befreiungsfest, in einem nicht genau festzustellenden Jahr während der Regierung des Kaisers Tiberius, war für die römische Welt ein Tag wie alle Tage; kein Ereignis, das auch nur den Mittelmeervölkern als bemerkenswert hätte auffallen können, hob ihn aus dem Ablauf der Zeit heraus.

„Nur für die Einwohnerschaft der Stadt Jerusalem hatte die Nähe des Festes ein solches Ereignis gebracht, kein großes, aber doch gemütsbewegendes, eifrig besprochenes, in dieser lastenden Zeit: *ein schon verurteilter Freiheitskämpfer,* der Römerfeind und politische Mörder *Jeschu Bar Raban, war auf Wunsch seiner Volksgenossen freigegeben worden.* Eine solche Amnestie war Festbrauch, dem der römische Prokurator Pilatus sich nicht hatte versagen können. Allerdings war das Zugeständnis nur möglich geworden, weil man zwischen zwei Gefangenen zu wählen hatte, und weil der andere, *zufällig gleichfalls des Namens Jeschu,* als Volksverderber und Glaubenslästerer den tatsächlich oder angeblich von ihm beleidigten fremden Machthabern ausgeliefert werden konnte. *Aber dies hatte keine Bedeutung.*

„Viele Jahrhunderte später hat eine über das Abendland sich ausbreitende Gemeinde, die für die Wirklichkeiten des tiberischen Zeitalters keinerlei Maßstab mehr haben konnte, gerade die Kreuzung zweier Gefangenenschicksale als Sinnbild empfunden. Die westländisch entstellten Namen Jesus und ‚Barrabas' drückten einen überweltlichen Gegensatz aus, erhielten himmlischen und höllischen Klang; wobei die Reihenfolge, in der die Zeitgenossen diese Namen gehört haben müssen, sich naturgemäß umkehrte. Für die wenigen Menschen, die bei dem Streit um die Osteramnestie des Pontius Pilatus anwesend waren, vollzog sich der Gefangenenaustausch im Bereich des Belanglosen; und soweit überhaupt ein Bedeutungsunterschied empfunden wurde, kann es nur zugunsten des Jeschu Bar Raban geschehen sein, ganz abgesehen von der Parteinahme. Dieser ‚*Barrabas*' war verständlich. *Er hatte sich schuldig gemacht,*

aber nicht anders, als liedgefeierte Helden der Volksgeschichte sich schuldig gemacht hatten, er war kein gemeiner Mörder. Die Gesinnung, die ihn getrieben hatte, wurde von Denkenden mißbilligt, von vielen heimlich geteilt, und jedenfalls war es eine, in allem Glaubenseifer durchaus irdische, mit Händen greifbare und tatbereite Gesinnung. Was sollte man mit dem anderen Jeschu, dem Wanderprediger, anfangen? Mit welchen gemeinverständlichen Gründen sich für ihn einsetzen? Mochte er harmlos sein; seine wirren, vieldeutigen Reden waren darum kein Grund, den anderen, Besserbegriffenen, an seiner Stelle zu opfern. Vielleicht sogar war er gleichfalls ein Römerfeind; aber die Aussprüche, die freilich hinreichten, ihn den Fremdherrn ans Messer zu liefern, waren aufreizend dunkel, atembeklemmend geistig und lebensfern, soweit sie nicht etwa sinnlos waren, es fehlte ihnen die zuverlässige Schlichtheit. Konnte man einem Manne folgen, der jeden Ansatz zur Willensäußerung sogleich mit dem lähmenden Wort entwertete: sein Reich sei nicht von dieser Welt?

„Erst die Umwertung aller Werte, zu der das Leben und noch mehr das Sterben dieses Mannes den menschlichen Geist gezwungen hat, ließ aus der Gegenüberstellung: Jesus — Barrabas einen Gottesprozeß werden, eine beispiellose Selbstanklage und Selbstverurteilung der Menschennatur, den Sieg des Reiches, das nicht von dieser Welt ist, über die Reiche, die von dieser Welt sind, des Geistes über den Stoff, der Gotteskindschaft über den Willen, des Friedens über den Kampf.

„Aber das alles war doch nur Unterwerfung unter das Wort, das „im Anfang war"; die Erdenmächte sind unbesiegt und unbesiegbar. Der große Prozeß, den die Evangeliendeutung die Anhänger des Barrabas gegen die Jünger des Heilandes führen läßt, ist bis heute noch nicht entschieden, und manchmal, gerade in unseren Tagen, schien es sogar, als werde versucht, ihn, in einem Wiederaufnahmeverfahren, zum zweitenmal zugunsten des Barrabas zu entscheiden.

„Der Gekreuzigte, so lehren die christlichen Kirchen und so bestätigt es, in vergeistigtem Sinn, die Menschheitsgeschichte, ist auferstanden. Aber auch Barrabas ist nicht tot. Sein Geist führt

ein verurteiltes, von den Bekenntnissen mißachtetes, dafür aber erdenmächtigeres, an äußeren Wirkungen stärkeres Leben als der des Nazareners. Und sogar die grundsätzliche Verurteilung ist erschüttert, es geschähe dem alten Kämpfer ja wirklich auch schweres Unrecht, wenn keiner der Unzähligen, die Blut von seinem Blute sind, die Geistesklarheit aufbrächte, sich auch mit Worten zu ihm und zur Revision des großen Prozesses zu bekennen."

Kann man noch mehr verlangen? Der gewöhnliche Mörder Barrabas vor 1900 Jahren wird genau so zum Patrioten umgefälscht, wie der Eisenbahnmörder Schlesinger (der darauf ausging, seine Opfer zu berauben) zu einem „hoffnungsvollen Musiker" umgelogen wurde. Dieser Mörder Barrabas ist also von „zuverlässiger Schlichtheit", von „tatbereiter Gesinnung", entgegen dem „wirren" Jesus von Nazareth!

Ein Wunder!

In der heutigen Demokratie hat sich ein wahrhaftiges Wunder ereignet, das wir mit gebührender Ehrfurcht vermerken: die neue Mappe des Schmutz- und Schundzeichners Georges Groß wurde vom Staatsanwalt wegen Gotteslästerung beschlagnahmt. Die Dinge, die hier gezeichnet wurden, müssen ganz hanebüchen gewesen sein. Von ihnen gibt die Berliner „Welt am Montag" wonneschmatzend folgende Schilderung:

„Wir sehen auf dem ersten neben Symbolgestalten des uniformierten Militarismus einen Geistlichen, der auf der Nase ein Kreuz balanciert; Unterschrift: ‚Seid untertan der Obrigkeit.' Was bedeutet das? Für jeden einsichtigen Menschen ist der Sinn sofort klar: es gab während des Krieges Geistliche, die mit dem Gotteswort jonglierten und die Friedenslehre Christi in eine Mordparole umfälschten . . . Auf dem zweiten inkriminierten Bilde speit ein wüster Pfaffe von der Kanzel, die ein Bild des Lammes schmückt, aus geiferndem Rachen Granaten,

Kanonen und Bajonette über seine — wenig andächtigen — Zwangszuhörer; *Unterschrift: ‚Die Ausschüttung des heiligen Geistes'.* — Die dritte Zeichnung zeigt einen gekreuzigten Christus; man hat seine nackten Beine in Militärstiefel gesteckt, durch die die Nägel hindurchgetrieben sind; in einer Hand seiner gefesselten Arme hält er ohnmächtig ein Kreuz, und *aufs Gesicht hat man ihm eine Gasmaske geschnallt. Unterschrift: ‚Maul halten und weiter dienen'.*"

Laut „Bayer. Kurier" (14. April 1928) fügt das jüdische Blatt, wütend darüber, daß eine solche Sudelei dem allgeduldigen Publikum vorenthalten wurde, hinzu:

„Ich weiß nicht, woher sie (die christlichen Priester nämlich) die Courage nehmen, denen, die die Wahrheit sagen und Christi Lehre in ihrer Reinheit verteidigen, Prozesse an den Hals zu hängen, wie sie es gegenüber Grosz . . . versuchten . . . Denn schließlich wird ja auch das Volk in seinen weitesten Kreisen erkennen, daß nicht *der* Gott lästert, der Christus mit der Gasmaske zeichnet, sondern *der*, der sie ihm umbindet!"

Und der alljüdische „Montag Morgen" höhnt:

„Man muß schon ein Staatsanwalt vom alten preußischen Schrot sein, ein Anwalt von Thron und Altar, um in diesen Blättern Gott gelästert zu sehen. Gewiß ist Grosz kein religiöses Gemüt, der Mythos von der unbefleckten Empfängnis oder der Besuch der drei Könige beim Christkindlein dürfte ihn kaum inspirieren. Er ist ein Künstler, der mit beiden Füßen auf dem Boden der heutigen Erde steht. Aber man könnte glauben, daß er in diesen drei Blättern, die der Staatsanwalt als Lästerung Gottes ansah, geradezu eine ursprüngliche, tiefe Frömmigkeit offenbart, daß so bitterer Haß gegen die, die den Namen Gottes kriegspatriotisch geschändet haben, nur aus einer großen Liebe zum seligen Kinderglauben (!) entstehen konnte, die enttäuscht worden ist . . . *Wir in Deutschland dürfen uns zum Glück gewisser demokratischer Freiheiten erfreuen. Es ist töricht und überflüssig, daß uns der Staatsanwalt immer wieder diese kleine Freude zu stören versucht.*"

Der Hohn ist nicht schlecht. Und daß der Grosz nicht auf 6 Monate eingesperrt wird, dafür garantiert der sieghafte Barmatgeist.

Grosz wurde auch wirklich freigesprochen . . .

Das marxistische Vaterunser

Zur Osterzeit 1928 ging durch die marxistische Presse folgende Umdichtung des Vaterunsers, die man unter die höchsten Errungenschaften neudeutscher Geistigkeit wird einreihen müssen. Diese neue Dichtung lautet:

„Wir beten nicht:
Vergib uns unsere Schuld!
Wir werden uns unsere Schuld selbst vergeben.
Vergeben wird sein uns die Schuld in dem Augenblick,
da wir unser Messer hindurch durch die Rippen
unseres Zwingherrn gestoßen haben,
da wir den Geist der Knechtschaft in uns gemordet haben.
Dann, wenn wir allwissend,
allfühlend, allsehend, allerkennend, allmächtig,
dann, wenn wir frei sind! — Amen!"

Also wählt Kommunisten und Sozialdemokraten! Dann gibt es gratis Messer zum Ermorden und nachher Freibier für jeden gesinnungstüchtigen Messerschwinger.

Jesus, der „Lümmel"

In der „Neumarkter Zeitung" vom 3. April 1928 veröffentlichte der Gemeinderat von Rackschütz einen Bericht über die letzte Gemeindeversammlung, in der u. a. auch Tatsachen aus der amtlichen Wirksamkeit des Schulrats Dr. Kurz vorgetragen wurden. Der stellvertretende Vorsitzende des Gemeindekirchenrats brachte darüber zwei Protokolle zur Verlesung:

1. Protokoll von Kl. Bresa, verhandelt am 23. Oktober 1927. Schulrat: Wo hat Jesus gewohnt? — In Bethlehem. — Schulrat: Ach, Bethlehem war genau so ein Drecknest wie euer Bresa. — Erdteil? Kinder: Asien. — Schulrat: Also ein Asiate war er. — Wir Deutsche glauben an einen Asiaten! Bei der Geburt — Windeln. Wozu sind die? — Also eingemacht hat er sich auch wie jedes Kind. Weiter war er auch nischt! — *Weggelaufen ist der Lümmel seiner Mutter!* — Und immer wieder Lümmel. — Mit

Bezug auf Jesu Tempelreinigung: Wenn er das heute gemacht hätte, käme er mit dem Staatsanwalt in Konflikt! Anhänger hat er überhaupt nicht gehabt. Zwölf hat man zusammengebracht. Einer war auch danach! Als Verbrecher ist er gestorben. Am Kreuz allein. Auch den Vater hat er vergeblich angerufen, der hat ihm auch nicht geholfen.

Vorgelesen, genehmigt, unterzeichnet. Gezeichnet Adolf Rose, Lehrer; gezeichnet Neugebauer, Pastor.

Wir verbuchen auch dies auf die Errungenschaften des 9. November 1918.

Straflose Gotteslästerung

Gotteslästerung ist große Mode. Nicht Lästerung Jehovas natürlich; das wird streng bestraft. Aber Lästerung christlicher Glaubensvorstellungen. Da geschieht nichts, und wenn der Staatsanwalt eingreift, so stellt er das Verfahren wieder ein. Er weiß, wie er sich im heutigen Staat zu betragen hat.

So wurde Walter Hasenclevers Komödie „Ehen werden im Himmel geschlossen" trotz aller christlichen Proteste nicht verfolgt. Um sich einen kleinen Begriff zu machen, wie weit die Dinge gediehen sind, ein Beispiel aus dem 1. Akt der Komödie:

Die Bühne ist in einen eleganten Damensalon umgewandelt. An den Wänden sieht man die Embleme des Himmels und Gobelins mit Bildern aus der Schöpfungsgeschichte, an der Decke Sternenbilder. Die Sonne erscheint in Form eines großen Spiegels, der Mond in Gestalt einer Stehlampe. Das Tischtelephon hat die Form einer Schlange, der Lautsprecher die des Höllenrachens.

Vor dem Spiegel steht mitten in Kartons und Hutschachteln die „heilige Magdalena" wie eine moderne Lebedame und probiert ein neues Kleid an. Eine Zofe mit Engelsflügeln ist ihr dabei behilflich.

Zofe (meldend): „Seine Exzellenz, der heilige Petrus."

Magdalena: „Ich lasse bitten." (Die Zofe läßt Sankt Petrus eintreten. Er ist ein behäbiger alter Herr in schwarzem Rock mit weißem Bart und goldener Brille und einer Aktentasche, die er vor sich auf den Tisch legt.)

Sankt Peter: „Guten Tag, mein Kindchen. Bist du vergnügt?"

Magdalena: „Peterchen, ich bin unglücklich."

Sankt Peter: „Was ist denn?"

Magdalena: „Ich habe kein Geld."

Sankt Peter: „Die Geschäfte gehen schlecht. Die Leute bezahlen keine Kirchensteuern. Und wenn sie bezahlen, handeln sie die Hälfte herunter. Unser Etat ist begrenzt."

Magdalena: „Bei der letzten großen Heiligenabfindung sind mir zwanzig Prozent Zulage versprochen worden."

Sankt Peter: „Du hast sie bekommen."

Magdalena: „Aber sie reichen nicht."

Sankt Peter (verzweifelt): „Wo soll ich's denn hernehmen? Der heilige Franziskus will auch leben. Die Engel kosten mich ein Vermögen. Unsere Reparationen gehen in die Millionen."

Magdalena: „Sieh mal, Peterchen, ich muß doch anständig aussehen. Bei uns soll alles vollkommen sein. Ich kann ein Kleid nicht zwei Jahre tragen. Hast du eine Ahnung, was Hüte kosten? Frag mal die heilige Therese. Ich muß standesgemäß auftreten."

Sankt Peter (öffnet seine Aktentasche): „Wir haben neulich zwei Schneiderrechnungen für dich bezahlt. Dein Parfümverbrauch ist gewaltig. Du brauchst jeden Monat eine neue Wäschegarnitur. Du ruinierst uns."

Magdalena: „Dann müßt ihr keine Frauen zu Heiligen machen."

Sankt Peter: „Dein Fall ist auch außergewöhnlich."

Magdalena: „Es steht geschrieben: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt."

Sankt Peter: „Wir vergeben dir deine Sünden, aber nicht deine Schulden."

Magdalena (setzt sich übermütig auf seinen Schoß): „Peter, ich muß dir einen Kuß geben."

Sankt Peter (erschrocken): „Hör auf! Der liebe Gott kann jeden Augenblick kommen."

Magdalena: „Wo ist er denn?"

Sankt Peter: „Er beendet seine Golfpartie."

Magdalena: „Ich gehe nicht eher fort, als bis du meine Schulden bezahlst."

Sankt Peter: „Das ist aber das letztemal!"

Magdalena (gibt ihm einen Kuß): „Danke, Peterchen. Willst du einen Wermut?"

Sankt Peter: „*Schenk mir lieber einen Whisky.*"

Magdalena (schenkt ein): „Was gibt es Neues im Himmel?"

Sankt Peter: „Viel Ärger, Prozesse, Denkschriften, Petitionen. Wir arbeiten Tag und Nacht. Die Menschen wissen gar nicht, wie gut sie es haben."

*

Magdalena (mit tiefer Verneigung): „Meister!"

Der liebe Gott: „*Laß gut sein, Lenchen. Wir sind unter uns.*" (Er setzt sich.) „Hübsch bist du eingerichtet. Sehr geschmackvoll. Sogar einen Lautsprecher!"

Magdalena: „Willst du etwas Musik hören?"

Der liebe Gott: „Was steht denn im Programm?"

Magdalena (liest vor): „16.30 Uhr: *Choräle.*"

Der liebe Gott: „*Ausgeschlossen.*"

Magdalena: „17 Uhr: Hörspiel: Der Durchzug der Juden durchs Rote Meer."

Der liebe Gott: „Dauert zu lange." (Zu Sankt Peter): „Ist Post gekommen?"

Sankt Peter (öffnet die Aktentasche): „Die Dissertation eines Studenten der Theologie in Heidelberg."

Der liebe Gott: „Thema?"

Sankt Peter: „Kann Gott in seiner Allweisheit, Allgüte und Allgerechtigkeit das Böse zulassen?"

Der liebe Gott: „Die Menschen haben Sorgen!"

Sankt Peter: „Die Generaldirektion der Marskanäle bittet um Verlängerung der Konzession."

Der liebe Gott (unterschreibt): „Genehmigt."

Sankt Peter: „Die himmlischen Heerscharen sind in Gärung begriffen. Die Engel verlangen den *Achtstundentag*. Sie wollen es nicht schlechter haben als die Menschen. Der heilige Augustin beschwert sich über Bevorzugung des heiligen Antonius. Er hatte beim letzten Empfang keinen guten Platz."

Der liebe Gott: „Der heilige Augustin soll still sein. Wenn man ein Leben geführt hat wie er, braucht man sich nicht zu beklagen."

Sankt Peter: „Meister, der heilige Augustin hat Beziehungen zur Presse. Wir müssen vorsichtig sein." ...

Der liebe Gott (er klopft seine Pfeife aus): „Die Throne wackeln. Ich habe keine Lust mehr, eine Rolle zu spielen, die zur komischen Figur geworden ist. *Die Monarchie hat abgewirtschaftet. Meine Kollegen auf der Erde packen ihre Koffer.* Und da ich schließlich nicht mehr bin, als der letzte Repräsentant einer veralteten Staatsform, die sich auf mich als oberste Instanz beruft, will ich mit gutem Beispiel vorangehen. *Ich will mich pensionieren lassen.*"

Zofe (meldend): „Eine Ordonnanz ist draußen mit einer Meldung."

Der liebe Gott: „Soll eintreten." (Ein Reichswehrsoldat mit Helm und Flügeln tritt ein und steht an der Tür stramm.) „Rührt euch! Habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollen nicht immer vor mir stramm stehen? Ich bin kein Feldwebel. (Die Ordonnanz rührt sich.) Was ist los?"

Ordonnanz: „Melde gehorsamst: drei Selbstmörder soeben im Himmel eingetroffen."

Der liebe Gott: „Die Menschen machen es sich leicht. Wenn sie nicht weiter können, schießen sie sich eine Kugel in den Kopf."

Sankt Peter: „Haben Sie die Akten?"

Ordonnanz: „Zu Befehl, Exzellenz." (Er nimmt aus seiner Meldetasche am Gürtel drei Akten und überreicht sie ihm.)

Sankt Peter: „Abtreten!" (Ordonnanz macht stramm kehrt und verschwindet.) „Die Selbstmörder nehmen erschreckend zu. Wir haben keinen Platz mehr. Wir müssen anbauen."

Wette: Wenn überall anstatt „der liebe Gott" der Name „Jehova" stünde: in wenigen Tagen wäre die „Weltpresse" erfüllt über deutsche Kulturroheit, das Buch wäre beschlagnahmt worden und der Verfasser würde auf 6 Monate ins Gefängnis gesperrt werden.

Theater, Film, Musik, Tanz

Königin Esther in Paris

Wie in Berlin „französische" Juden, so spielt man in Paris „deutsche" Israeliten. Heyermanns, Schnitzler, Natansen, Rößler. Nun ist die fromme „Selbstwehr" begeistert, daß nach den Bernstein, Porto-Riche, Bernard ein neues Stück erschienen ist, das die Theaterbesucher „erfreut". Es ist dies „Esther, die jüdische Königin", die in der Pariser Großen Oper aufgeführt wurde. Verfasser sind André Dumas und Sebastian Lecont, Komponist Mario. „Echt jüdisch", wie genanntes Blatt frohlockend betont. Nach Wiedergabe des modernisierten Inhalts, aus dem hervorgeht, daß das fromme Geschäft der Verspottung des Christentums eifrig betrieben wird, schließt die „Selbstwehr" (11. Dezember 1925):

„Dieses Stück wird mit Charme aufgeführt und besitzt eine große Dosis Witz und Humor; besonders komisch ist die Szene, in der der Geistliche die Taufzeremonie vornimmt. Dagegen muß das Bild, wo die Großmutter aus Frankfurt erscheint und erfährt, welches Verbrechen ihr Sohn und seine Familie begehen wollen (er wollte sich taufen lassen. A. R.) mit starkem Gefühl empfunden werden. Sie schreit aus vollem Herzen ‚Schmah Isroel' (höre Israel), und diese Worte müssen beim Zuhörer einen gewaltigen Eindruck hervorrufen."

Wie man sieht, hört ganz Israel atemlos darauf hin, wenn das „königliche Blut" bewahrt werden soll vor Verschmutzung mit den Gojim, die so dumm waren, ihnen Gleichberechtigung einzuräumen.

Circes Liebesgeschichten

Es gehört zum guten Ton des Jerusalemiter Hochadels, seine innigsten Gefühle, soweit sie denen ähneln, die einst den König David beim Anblick der Frau des Urias bewegten, nicht zu unterdrücken, sondern sie gleich ungeformt der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Man kennt das aus den „Werken" der Schnitzler, Bettauer und Genossen. Nun lebt in Paris als „Franzose" ein Nachkomme des frommen Salomo, der sich den Namen André Picard zugelegt hat. Dieser hat ein „Stück" geschrieben, betitelt „Circes Heirat". Selbstverständlich ist dieses Geniewerk ins Deutsche übertragen und auf einem Berliner rituellen Theater aufgeführt worden. Wir haben leider noch keine Gelegenheit gefunden, des neuen Weltwunders habhaft zu werden, dafür entschädigt uns aber das fromme demokratische „Berliner Tageblatt", welches Ende 1925 Picards Musenerzeugnis wie folgt bespricht:

„Circe ist umringt von Liebhabern. Aber endlich gelingt ihr der große Coup, sie fängt sich den reichen Industriellen fürs Standesamt. Vorher aber nimmt sie Abschied von ihrem Jungmädchendasein, gewissermaßen, und es ergibt sich eine Liebesnacht mit einem Süßling. Man sieht das Bett, man sieht das Pärchen. Er kam zu ihr als Pierrot, sie war begeistert und sprach in Zoten. Vor Liebe toll, verleugnet sie ihre Prinzipien und will den Dicken nicht mehr heiraten. Aber hinterher wird Pierrot verdammt praktisch. Jammernd, ganz beleidigte Seele, wirft sie den Lümmel hinaus und nimmt nun doch den Dicken."

Die Demokratie ist fraglos durch diese Besprechung erneut um einige Zentimeter tiefer in den Herzen der „B. T."-Leser verankert worden, und die moderne Geistigkeit hat den ihr gebührenden Triumph gefeiert.

Her mit der Präventivzensur!

Witze?! So viel ihr wollt. Hohn?! Jeden Tag in allen Feuilletons der Großstadtpresse. Aber Spott und Hohn nur über die Nichtjuden: über Geistliche, Generäle, über Rassenkunde, über Vaterlandsliebe,

über Ehrgefühl . . . Das ist in der Demokratie in Ordnung. Aber einen Spott über den Abkommen Abrahams? Unmöglich! Das ist Kulturschande, Roheit, Niedertracht. Nun hat sich aber etwas ganz, ganz Entsetzliches ereignet. Man denke: im Frankfurter (Frankfurter!!) Rundfunk hat ein Goi einen jüdischen Witz erzählt. Und der koschere Frankfurter „Israelit" (Nr. 49, 1925) ist darob ganz verdattert. Man höre, was er nach einer jammernden Einleitung schreibt:

„So bekam man beispielsweise an einem der letzten Abende ein witzig sein wollendes Histörchen zu hören, ungefähr in dem Sinne, daß sich ein Judd (der Sprecher sprach gut Sachsenhäuserisch) unbefugterweise in den Himmel eingeschlichen hätte, wo er doch als solcher eigentlich ganz anderswo hingehörte. Und es wird im weiteren erzählt, wie hübsch es Petrus anstellte, daß er ihn mit der Vorspiegelung einer ‚Versteigerung' aus dem Himmel wieder in die Hölle lockte.

„Gelacht hat vermutlich keiner darüber, schon deswegen nicht, weil der sogenannte Witz so alt ist wie alle antisemitischen Kalauer dieser Art. Geärgert haben sich aber von den 50 000 Rundfunkabonnenten Frankfurts gewiß sehr viele über diese bodenlose Takt- und Geschmacklosigkeit. Die Rundfunkstation, die bei den Sonntagmorgenfeiern sogar auf konfessionelle Parität hält, sollte bei den Abenderheiterungen auch etwas mehr Willen zu Takt und Geschmack zeigen.

„Vielleicht hat die Frankfurter Leitung des Rundfunks die einzelnen Künstler und diese selber ihre Temperamente nicht immer in der Hand. Sie sollten sie aber in die Hand zu bekommen suchen. Und wenn irgendwo, so ist hier eine Präventivzensur sehr von nöten. Vielleicht bedurfte es nur dieser Anregung."

Gegen den Verkauf der Schweineliteratur haben wir im frommen Rabbinerblatt nichts gelesen, geschweige denn, daß es nach einer Präventivzensur gerufen hätte. Wir schlagen vor, daß jedes Repertoire durch ein Dutzend talmudfester Rabbis nebst ihren Rebekkas durchgeprüft wird, ob es koscher ist, ob es nicht gar eine antisemitische Stelle aus Goethe, Grillparzer, Wagner enthält. Das beste wäre vielleicht, nur jiddisch und hebräisch singen zu lassen; Musik nur von Meyerbeer, Schönberg. Von den 50 000 Abonnenten werden sich 40 000 sehr darüber freuen. „Vielleicht bedurfte es nur dieser Anregung."

Lohnende Einfuhr

Im kleinsten Wassertropfen spiegelt sich der Himmel und im unscheinbarsten frommen Schreiber der große Geist des Hauses Ullstein. In Berlin müssen französische und jüdisch-französische Werke neuester Mode aufgeführt werden. Selbstverständlich! Das erfordert die Ehre europäischer Menschheit jüdisch-berlinerischer Prägung. Und sie müssen natürlich gelobt werden. Das erfordert die — Ehre Ullsteins. So schreibt denn Herr Franz Leppmann in der „B. Z. am Mittag" (19. Dezember 1925):

„Aus Frankreich kommt ein satirisch-politisch gefärbtes Lustspiel von Robert de Flers und François de Croisset, dessen Einfuhr sich gelohnt hat, denn wir haben dieses Genre nicht, vielleicht noch nicht, vielleicht werden wir es nie haben. Noch ist unsere Politisierung zu jung, noch sind unsere Wunden zu schmerzhaft, als daß wir politische Dinge so leicht, so giftlos nehmen könnten, so aus der Distanz der Heiterkeit, die beiden Parteien gerecht wird, indem sie beide ironisiert. Ansätze zu dieser überlegenen politischen Toleranz finden sich bei uns höchstens im alten Österreich, das mit pessimistischer Grazie seinem Untergange entgegentänzelte, und bei seinen Dichtern — — siehe Schnitzler, mit ein paar hübschen Sätzen in ‚Komtesse Mizzi' und im ‚Professor Bernhardi'.

Das Entgegentänzeln zum Untergange — „lohnt" sich also. Sehr hübsch gesagt, Herr Leppmann. Und an Aufrichtigkeit läßt der kurze Abschnitt nichts zu wünschen übrig. Nur für wen es sich lohnt, haben Sie verschwiegen, geschätzter Herr! Aber das sagen Sie uns gewiß das nächste Mal . . .

„Neun Zehntel nackte Weiber"

Deutschland hat seinen Fasching in jeder Form: im Reichstag genau so wie im Tanzlokal. Verhüllungen und Enthüllungen folgen einander in reizendem Spiel und ein Wohlgeruch demokratischer Sittlichkeit siegt über den anderen. Während aber der politische Fasching sein Gewand immer roter wählt, war der echte „Künstler"-Karneval

von 1926 am 16. Februar zu Ende gegangen. Was da getrieben wird, weiß man; was darüber geschrieben wird, davon nur zwei Beispiele:

In Hamburg fand z. B. ein „Künstlerfest“ unterm Titel Noa-Tawa, das auftauchende Eiland, statt. Darüber schrieb ein uns unbekannter Geistesverwandter der alten Rabbis im demokratischen „Hamburger Fremdenblatt“ (Nr. 37, 1926):

„Der Boden ist dichtbevölkert. Trotzdem ist die Textilbranche am Verkümmern. Außer Tischtüchern und Wandmatten sah ich nur wenige Stoffe. Dagegen floriert der Fleischmarkt in ungeahnter Weise. Die Noa-Tawaner lieben das Fleisch. Dieses wird von ihnen in rohem Zustand genossen. — Die Gemütsart ist fröhlich-ausgelassen und für leichte Berauschtheit prädestiniert. Die Körperhaltung ist leger, hingebungsvoll und geneigt. Die Umgangssprache ist meist von handgreiflicher Deutlichkeit. — Eine Eigenart der Noa-Tawaner besteht darin, daß sie ihre Hände nie bei sich, sondern immer bei anderen haben . . .“

„Bei 2785 Grad Fahrenheit im Schatten ging dieses monströse Kultspiel unter stürmischem Applaus in Szene. Tetje Tügel, Edith Voges, Eva Leidmann, Libo Dammert, Elfriede Mertens und selbstverständlich Paul Kemp sowie eine Reihe anderer — nicht zu vergessen die anmutige Schar mit der eigenen Haut bekleideter Tänzerinnen — ernteten körbeweise Beifall.“

Auch der demokratische „Montag-Morgen“, das Lieblingskind des sittenstrengen Stephan Großmann, weiß nur von den Herrlichkeiten der Frauen der Gojim zu erzählen, die den Jerusalemitern soviel Vergnügen machen. In Nr. 3 dieser Zeitung stellt ein Jünger unserer Zeit freudestrahlend über den Filmball zu Berlin fest:

„. . . aufreizend aber über dem Marmorsaal lag die Erotik des Bemerkt- und Engagiertseinwollens — die leidenschaftlichste aller Nuancen der Erotik. Sie wurde gekühlt mit tausend Versprechungen . . .“

Über den Reimann-Ball heißt es:

„. . . Immer mehr entwickeln sich die Kostümfeste zu Körperschauen (!), man sah halbnackte Männer und neun Zehntel nackte Frauen, darunter manche wahrhaft sehenswerte! . . . Josephine Baker (die Vortänzerin einer Neger-Revue. A. R.) zeigte das Braun ihrer Glieder aus nächster Nähe dem Volk (!) . . .“

Über das Reklame-Fest:

„. . . Der Berichterstatter bemerkte niemanden, aber sehr, sehr vieles, vieles. Er bestätigt gern, daß die Frage: ‚Was ziehe ich an?‘ — im Programm beantwortet mit: ‚Von der stahlgepanzerten Jungfrau von Orleans bis zur Venus Kallipygos (d. h. mit der schönen Rückenverlängerung. A. R.) findet dein kapriziöser Sinn tausend Möglichkeiten‘ — mehr in letzterem (!) Sinn gelöst wurde. So wurde das Fest der Reklame zu einer ausgesprochenen Reklame für die Frau . . .“

Das gottvolle Aas!

Hermann Heyermans, der „belgische“ Schriftsteller aus irgendeinem niederländischen Getto, hat ein neues Stück geschrieben, das — selbstverständlich — von seinen Berliner Rassegenossen aufgeführt worden ist. „Eva Bonheur“ heißt es, und es muß schon ein großes Malheur sein, daß das „Berl. Tagebl.“ nicht mehr restlos mitkam. Aber seiner gelinden Kritik fügt es bei (Nr. 104, 1926):

„Trotzdem stürmischer Beifall, eine Bombenovation. Erklärung? I l k a G r ü n i n g !

„O Ilka — ein wagenradgroßer, dicker, dicker Lorbeerkranz mit goldbestickter Schleife sei dir hier zu Füßen gelegt . . . Geliebtes Scheusal in Nachtjacke und Barchentunterhosen, sei bedankt für die große Kunst der Menschendarstellung! G o t t v o l l e s A a s m i t s c h i l l e r n d e n H e x e n a u g e n, verrosteter Stimme, h e r r l i c h e r F r e ß b e g i e r, giftigem Sirupslachen, erschütternder Mäusefurcht — spiele das nie an einer Schmiere in Niederbayern, du würdest furchtbare Senge bekommen!“

Ein A a s, das des Gottes voll ist, wirklich eine ebenso neue wie bezeichnende Stilblüte des „B. T.“, in dem der fromme katholische Joseph Wirth Leitaufsätze schreibt.

Alraunereien

Ein gewisser Siegfried Geyer hat die „Alraune“ des halbvergessenen Hanns Heinz Ewers in Berlin auf die Bühne gebracht. Warum auch nicht: ein Stoff für die demokratische Geistigkeit der Tauentzien-

straße, wie er besser nicht zu haben ist. Über die Erstaufführung berichtet das führende Blatt dieser Geistigkeit, die „Vossische Ztg." (5. Mai 1926):

„Links und rechts fallen die Opfer des Vampirs, der männermordenden Alraune. Tiefer sinkt sie von Szene zu Szene, tiefer dekolletiert erscheint sie von Szene zu Szene. Vorspiel: wie sie aus der Galgenwurzel gezeugt wird. Schluß: wie sie sich nach so viel Übeltaten umbringt. Zu diesem Zweck legt sie unverzagt auch ihr Hemd ab. Was verspricht sie sich davon? Offenbar will sie dadurch auf feinkünstlerische Weise die Hitze ihres Blutes andeuten."

Es ist nur ein Wunder, daß hierzu kein christlicher Choral gespielt wurde. Beim „Panzerkreuzer Potemkin" beginnt nämlich die Musik mit einer Parodie auf „Jesus, meine Zuversicht". Jedenfalls: für den Völkerbund werden wir immer reifer.

Neuer Stoff für die Geistigen

Die „Literarische Welt" ist tief bedrückt. Ihr mondänes Leserpublikum und ihre Theaterelite hatten sich *so* auf das angekündigte lesbische Liebesstück von Bourdet gefreut. Reinhardt-Goldmann hatte es auch in Berlin uraufgeführt. Aber „Die Gefangene" war eine große Enttäuschung. „Bourdet hat sich vorbeigedrückt", zürnt sie voll sittlicher Empörung (Nr. 24/25, 1926), er zeigt das Interessanteste gar nicht auf der Bühne! Und also schreibt das Blatt der geistigen Elite von heute: „Es wurde Bourdet als besonders geschmackvoll nachgerühmt, daß er die andere Frau nicht auftreten läßt. Doch wie so oft, ist Geschmack und Takt auch hier nur die ästhetische Form für Impotenz und Feigheit. Zwei Männer sprechen in einer einzigen Szene über ein lesbisches Drama, das sich angeblich hinter den Kulissen abspielt. *Aber wann bekommen wir endlich das Stück zu sehen*, in dem diese Liebe selbst, das Besondere an ihr, die eigene Psychologie, die andere Lyrik, die dialogische Ausstrahlung dieser mannsfremden Erotik den Ernst der literarischen Gestalt bekommt und vor allem das hoffnungslose Fremdwerden des Mannes neben dieser unnahbar ungreifbaren Beziehung? *Das wäre gewiß ein neuer Stoff für unser stoffbedürftiges Theater*.

„Auch dem ethischen und gesellschaftlichen Problem der lesbischen Liebe ist der allzu taktvolle Bourdet ausgewichen. ‚Unheilvoll und gefährlich' heißt es, ist diese Liebesleidenschaft. — Ja, warum denn? Nur weil der Vater, der Herr Attaché, es nicht fassen kann, und der brave Gatte begreiflicherweise darunter leidet? Was ist das Böse dabei? Die Grenzen des Natürlichen und Sozialen müßten wieder einmal ernst in Frage gestellt werden. Unproblematisch ist die Sache gewiß nicht. Aber man müßte sich immerhin einige Gedanken darüber machen. Einstweilen ist diese Frage so offen, daß sie lohnende Ausblicke bis zu den fernsten metaphysischen Hintergründen gewähren könnte."

Der Verfasser dieser reizenden Zeilen nennt sich Béla Balász, ob er so heißt, können wir natürlich nicht sagen. Vielleicht heißt er Moritz Cohn. Vielleicht setzt er sich selbst hin und schreibt dem Reinhardt-Goldmann ein zünftiges lesbisches „Drama". Das wäre eine ungeheuer wichtige Aufbautat in unserer aufbaubedürftigen Zeit, in der der Demokratie alle Gedanken ausgegangen sind und Thomas Mann auf Joseph in Ägypten zurückgreift, um einen Mythus bis auf den Vater Abraham zu schreiben. Vielleicht nimmt er, der „subtile Geist", die Anregung des Béla Balász auf? Und schreibt einen Roman etwa unterm Titel „Unterm Himmel von Lesbos" oder „Lesbos, die Insel der Verheißung"? Da er ja die Schriftstellerei nicht vom Standpunkt nationaler Ertüchtigung betrachtet, wird es ihm nicht schwer sein, unserer Anregung Folge zu leisten.

Die Jazz-Plutokratie

In Hannover erscheint der demokratische „Hannoversche Anzeiger", ein Blatt, das nicht viel vorstellen will und diesen Zweck auch voll und ganz erreicht. Aber ab und zu findet er auch ein Korn. Kürzlich war der neben Chaplin größte Held der USA. in Europa: Whiteman, der Jazzkönig. Alle Illustrierten brachten ihn. Ein unglaublich fettes Individuum, specknackig und eben borniert wie ein echter König des heute alleinseligmachenden Jazzes sein muß. Darüber schreibt nun besagter Anzeiger (Nr. 147, 1926):

„Whiteman ist einer der vier amerikanischen Jazzkönige, die um die Palme des größten Erfolges ringen. Sie alle stehen — und dieser

Umstand verleiht ihrem stolzen Titel als Jazzkönige eine tiefe symbolische Bedeutung — mit der Plutokratie der 5. Avenue in sehr nahen persönlichen Beziehungen. So ist der Jazzkönig Kahn einer der Söhne des bekannten Bankiers Otto H. Kahn, in dessen Familie allerdings die Musik zu Hause ist: hat er sich doch auch als Patron der Metropolitanoper weit über Amerika hinaus einen Namen gemacht. Der junge Roger Wolf Kahn hat ein umfangreiches Verlagsgeschäft auf dem Gebiete der Jazzkomposition geschaffen, das den alteingeführten Organisationen ähnlicher Art äußerst gefährlich geworden ist. Obgleich erst 18jährig, schreitet der junge Kahn erfolgreich auf der Bahn des Ruhmes vorwärts, und heute bereits ist er der einzige, der sich neben Whiteman gleichberechtigt zu behaupten vermag. Beide sind übrigens in künstlerischer Hinsicht nahe verwandt, beide zielen darauf ab, die Negerrhythmen mit ihren charakteristischen Synkopen zur Grundlage einer spezifisch-amerikanischen Musik zu machen und insbesondere eine echt amerikanische Sinfonie zu schaffen. Whiteman ist allerdings bisher unerreicht, er war der erste, der die Bedeutung des Jazz richtig erkannte und die Möglichkeit, den Foxtrottrhythmus sinfonisch auszugestalten, früh erkannte."

Vater Kahn und Sohn haben sich also fein in der Arbeit geteilt. Vater Kahn zahlte 1914 50 000 Dollar für die Zeitung der deutschen Landesverräter in der Schweiz. Vater Kahn zahlte 1915 für Frankreich. Vater Kahn legte dann die Hand auf die Schwefelgruben im Lande Abd el Krims, die ihm die französischen Poilus erobert haben ... Und sein Sohn schreibt die Niggertänze der Nachkommen Abrahams und Hams dazu.

Neulich hat Mascagni sich einem Vertreter der „Tribuna" gegenüber über die jiddisch-negroide Musik der Whiteman-Kahn geäußert. Er sagte:

„Um Gottes willen, sprechen Sie nicht von dieser Scheußlichkeit. Man behauptet, daß die Jazzbandmusik von den Negern zu uns gekommen sei. Das ist ein großer Irrtum, der den Negern bitter Unrecht tut. Ich selbst habe vor etwa zwanzig Jahren eine große Zahl von Tanzliedern und Tanzweisen der Neger gesammelt, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß hier ein wahrhaft wertvolles, künstlerisches Material unbenutzt brachliegt. Vielleicht werde ich schließlich doch noch meine Absicht ausführen, eine Symphonie nach

Originalmotiven zu schreiben, nur um die Musik einer Rasse, die wir zu Unrecht zu gering einschätzen, zu Ehren zu bringen. Wenn ich eine Jazzbandkapelle mit ihrer blökenden, meckernden, brutalen Lärmmacherei höre, so erleide ich geradezu körperliche Qualen; wie furchtbar ist der Mann, der das Saxophon bläst und sich die erdenkliche Mühe gibt, die Laute der niedrigsten Tiergattungen nachzuahmen!"

Mascagni ist also auch noch sehr zurück in der Wollkopfkultur der Vater Kahn und Sohn. Der „Hannoversche Anzeiger" sollte ihm eins aufs Dach geben.

Revue und Völkerbund

Die Berliner Revuen beginnen, d. h. die Gesellschaftskultur der Hauptstadt ist entfaltungsträchtig. Die eine Revue „Es geht schon besser" dient mit Tanz und Jazz dem bekannten „Wiederaufbau des Vaterlandes". Was man im Parlament hört, muß, um das Volk richtig zu erziehen, auch im Varieté — und noch anderswo — wiederholt werden. Sonst glaubt man's am Ende doch nicht, wenn man auf die drei Millionen Arbeitslosen sieht.

Also Israel rast vor Entzücken über die Volksgenossen Welisch und Schanzer, die „Dichter" der Revue. Vor allem aber über den gleichfalls aus dem Getto stammenden Nelson und seine Musik. Die „Voss. Ztg." schreibt (14. September 1926):

„‚Paraguay': das müssen Sie gehört haben. Sie werden es hören. Es wird Ihnen eine Saison lang ins Ohr gehämmert werden. Valencia wird Ihnen nicht länger mehr aus Ihrem Leib die Seele mit den Augen saugen, Sie werden, charlestonierten Pulses, diesen Rhythmus in sich hineinstampfen lassen müssen. Sie werden ‚Es geht schon besser' steppen, Sie werden ‚Friderike' im Ohr tragen, ja, Sie werden vielleicht doch für den Anschluß Österreichs an die deutsche Republik plädieren, wenn Sie sich an den Scharm von Nelsons ‚Anschluß gesucht' erinnern."

„Das sitzt. Das ist Musik. ‚Gebrauchsmusik' mit den Mitteln einer höhern. Das ist Einfall und Findung. Und ist mehr. Bemühung. Arbeit. Kammermusik. Jawohl. Aufs feinste durchinstrumentiert, maßvoll bejazzt, mit geistreichen Geigen, mit Witz im Blech und immer

wieder mit diesem Flügel, dieser Stabilität, die Nelsons Hände zu einem labilen persönlichen Instrument zwingen. ‚Paraguay, Paraguay . . .'"

Famose Geschäftsreklame. So wird Musikmode gemacht. Cohn lobt Itzig vor aller Welt. Itzig lobt Cohn. Die Menschen glauben alles, kaufen Cohns und Itzigs Erzeugnisse und wissen nicht, daß der eine den andern innerlich als Hohlkopf oder Kanaille betrachtet. Aber gemeinsame Interessen verbinden.

Daß der Chefredakteur der „Vossischen Ztg.", Bernhard, zum Vorsitzenden der Pressevertreter beim Völkerbund gewählt wurde, paßt ausgezeichnet zum Paraguay.

Spiegelberg, der Messias

Nachdem „Hamlet" im Frack gespielt worden war, haben es die bolschewistischen Regisseure nicht mehr ausgehalten. Sie haben auch die „Räuber" modernisiert. Piscator heißt der Deckname des Mannes, dessen wahrer Name mir eben entfallen ist. Und Slang heißt der andere Mann, der ihn in der „Roten Fahne" dafür lobt und offen ausspricht, welchen Zweck die neue Übung hatte. Er schreibt in Nr. 208 vom 19. September 1926 genannter Bolschewistenzeitung:

„Indessen beweint ‚Räuber Moor' seine verlorene Unschuld, wofür er Spiegelberg verantwortlich macht. Spiegelberg, der bei Schiller ein feiger, hetzerischer, niederträchtiger, ehrgeiziger, phrasendreschender Jude ist.

„Diesen Spiegelberg hat Piscator rehabilitiert. Er hat aus ihm einen Revolutionär gemacht, der dem unartigen Knaben Karl und seinen Jungens an Erfahrung, Einsicht, Erkenntnis der wahren Feinde der Gesellschaft und der Notwendigkeit ihrer rücksichtslosen Bekämpfung um ein mächtiges Stück voraus ist.

„Erst durch Piscator fällt der ‚Adel' von Karl ab wie vermoderter Plunder: Was taugt ein Junker in einer Welt der Klassenkämpfe! Ein Junker, der seine Amalia für zu hoch geboren hält, um durch einen gemeinen Räuber zu fallen, der ihr also höchst eigenhändig mit den Worten ‚Ist der Tod von meiner Hand süß?' den Dolch in die Brust — Pardon, in den Busen — stößt, was sie mit einem selig hingehauchten ‚Ach, so süß' quittiert.

„Erst durch Piscator werden die Räuber von vorgestern, die klassischen Räuber mit den breiten Hüten, mit den Stiefeln bis zum Hintern und den Bärten bis zum Nabel, zu Opfern der herrschenden Klasse: zu Lumpenproleten, Anarchisten und Terroristen, die ohne ihren Hauptmann verzweifeln.

„Weil ihnen das verfluchte Erbteil der Väter, das blinde, tierische Sklaventum, die Augen verdunkelt.

„Weil sie nicht wissen, warum und zu welchem Zweck sie sich gegen die Herren auflehnen.

„Weil sie — hilflos in den Geburtswehen der neuen Zeit — den Dolch gegen den kehren, der ihr Führer sein sollte: gegen Spiegelberg.

„Spiegelberg, dessen Tod nichts bedeutet, weil sein Wissen, sein Haß, gegen die Unterdrücker von Späteren bewahrt, gesteigert und zur Reife gebracht werden."

Also diesen Juden Spiegelberg hat das Berliner Staatliche Schauspielhaus auf die Bühne gestellt. Der Jude als Führer des Proletariats. Bei einem Schiller ein feiger, verlogener Bursche, bei den Bolschewisten der Held!

Ob es noch nichtjüdische Idioten gibt, die an der Planmäßigkeit jüdischer Arbeit nach diesem Beispiel zweifeln?

Die geniale Waleska . . .

Wir kennen aus dem Roman Kurt Münzers „Der Weg nach Zion" den Jubel, daß es dem Juden gelungen sei, alle Rassen zu verpesten und morsch zu machen. Dieser Münzer schreibt auch weiter unbefangen Romane in Berliner „deutschen" demokratischen Blättern. Und Feuilletons in zionistischen. So jubelt er auch in der „Wiener Morgenzeitung" (12. Dezember 1926) über das jüdische Berlin:

„Es wird getanzt in Berlin, viel getanzt. Waleska Gert, eine geniale Jüdin, ein Geist, der Laster, Unzucht, Elend, Komik in Tanz und Lautgebilde konzentriertester Fassung umsetzt. — Waleska Gert gab, ehe sie in Paris Feinschmecker hinriß, zwei Abende in

Berlin. Sie formt Zwei-Minuten-Szenen, Typen der Verkommenheit, in denen Verbrechen, Wollust, Tragik, bis zur Groteske verdichtet, ganze Romane aufblättern. Ein Lebenslauf in einer Tanzvision. Natürlich, daß ihr Publikum in zwei Lager streng geschieden ist: Begeisterung und Empörung. Es gibt keine Mitte für diese großartige Frau."

Wir gönnen natürlich dem Kurfürstendamm und den Parisern, den „Feinschmeckern", die Wollüste der genialen Waleska. Nur wünschen wir ganz zaghaft, sie möge sich in Jerusalem produzieren und ganz dort bleiben zur Erheiterung ihrer Volksgenossen à la Münzer.

Die schnapsende Daweskolonie

Der ehemalige Bankdieb, dann Vizepräsident des Wallstreet-Staates hat bekanntlich seine Sache gut gemacht. Er und seine treuen Gehilfen im Deutschen Reichstag und in der „deutschen" Presse haben dem deutschen Volk weisgemacht, daß nach Annahme seines „Gutachtens" die Zeit des goldenen Friedens gekommen sei. Und so kam es, wie es kommen mußte: drei Millionen Erwerbslose standen im dritten Dawes-Winter auf der Straße, die Folge, daß das sogenannte Deutsche Reich erst 1,5, jetzt 2,5 Milliarden Mark an die Komplizen des Misters Dawes zahlen muß, folglich die deutsche Dawes-Armee der Arbeitslosen nicht beschäftigen kann.

Aber dafür dürfen diese drei Millionen in die jüdischen Warenhäuser hineinschauen, die jüdischen Bankpaläste bewundern oder an den Kiosken die Dawes-Presse lesen, z. B. das „Berliner Tageblatt", welches uns den Dawes-Vertrag aus seinem warmen Judenherzen heraus so heiß empfohlen hat. Dieses Blatt erzählte uns z. B. am 25. Januar 1927 so nebenbei, was die oberen Zehntausend der Nutznießer des Elends der drei Millionen zu verbrauchen geruhen. Unterm Titel „Kellner, die Rechnung!" lesen wir:

„Nehmen wir also einen großen Berliner Kostümball, der vor wenigen Tagen im Zoo stattfand. 4000 Karten wurden zu diesem Ball ausgegeben, aber nur 3531 Garderoben sind abgegeben worden. Möglich, daß es Leute gab, die ohne Paletot kamen. Die 3531 Herren und Damen, die sich in dieses Massenvergnügen gestürzt

haben, saßen an 486 Tischen in 17 Sälen und wurden von 150 Kellnern bedient. Die Kellner verabfolgten nicht weniger als 1253 Flaschen Sekt und 600 Flaschen der verschiedensten Weine. Außerdem wurden 6000 Gläser Schnaps und fünf Fässer Bier vertilgt, welch letzterer Konsum der überraschend geringen Zahl von 1500 Gläsern entspricht — aber bei den Kostümbällen spielt ja das Bier eine recht untergeordnete Rolle. Am ‚kalten Büfett' wurden 800 Portionen verabreicht, es scheint also, daß die ‚Festteilnehmer' durch das Tanzen nicht allzu hungrig geworden sind. Für die Ausstattung der Räumlichkeiten wurden 20000 Mark verwendet, über tausend Meter Stoff, viele Zentner Papier und drei Zentner Farbe wurden zu der Verkleidung der Wände gebraucht.

„Und nun, um zum Allerwichtigsten zu kommen — zwölf Kapellen spielten in den zehn Stunden, die dieser Ball andauerte, 545 Tänze, wovon mehr als zwei Drittel auf das Konto des Charlestons gingen, während der Rest sich zwischen Tango, Boston und einigen Outsiders verteilte."

Ein Ball! Solcher Bälle aber waren in Berlin etwa 500! Festessen zu 40 Mark das Essen; ohne Wein versteht sich.

Das ist echte Demokratie! Die drei Millionen Hungernden können wirklich froh sein, daß es dem Kurfürstendamm so gut geht . . .

Übrigens brachte die illustrierte Beilage des „Berl. Tagebl." dann Bilder unterm Titel Schmarotzer des Tages. Da sah man selbstverständlich keinen jüdischen Bankdirektor, sondern u. a. einen Armen, der weggeworfene Zigarrenstummel aufsammelt. Die Unterschrift besagt, dies sei einer, der nur auf dem Kurfürstendamm suche, weil er gute Marken rauche.

Hohn? Ach wo, der deutsche Arbeiter wählt immer noch Herrn Scheidemann als seinen Vertreter, den besten Freund des „Berliner Tageblatts".

*

Wenige Tage vor dem obengenannten Aufsatz schwelgte das gleiche Freundesblatt des Arbeiterführers Scheidemann von einem „Goldrauschfest". Am 23. Januar 1927 schrieb es:

„Der Internationale Varietétheaterdirektoren-Verband wird auch in diesem Jahre aktiv an der Ballsaison beteiligt sein. Der Verband will diesmal ein großes internationales Kostümfest vom Stapel lassen, das er ‚Goldrauschfest' genannt hat. Der Clou der ganzen Veranstaltung soll eine ‚Sensation der fünf Minuten' sein. Während dieser Zeit wird der Sportpalast in ein Meer von Gold getaucht sein. Tausende von Goldstücken (natürlich aus Pappe) werden ins Publikum prasseln, und vom Himmel wird es Gold (Konfetti) regnen. Wenn die Stimmung am höchsten ist, wird Ballettmeister Terpis von der Staatsoper eine große Polonaise bilden, die alle Winkel des großen Ballhauses absolvieren wird. Und kommt jemand in einem besonders originellen (nicht kostbaren) Kostüm zum Ball, dann hat er die Chance, 1000 Mark in bar zu verdienen. Außerdem planen die Veranstalter noch eine Neuheit: am Ballabend werden einige Berliner Häuser durch Mannequins die neueste amerikanische Mode der bemalten Beine und Schultern vorführen lassen."

Kultur! Echte Kultur! Was Wunder, wenn der fromme Joseph Wirth das „Berl. Tageblatt" benutzt, um alle Republikaner gegen die Reaktion aufzurufen! Er weiß, was sich gehört, wenn die Kultur vom 9. November 1918 bedroht ist!

Die „neue Oberschicht"

Die Novemberdemokratie, deren Gründung wir am 9. November zu feiern wiederum das zweifelhafte Vergnügen haben, versprach uns Kultur, Geistesfreiheit und andere schöne Dinge. Es gab tatsächlich Deutsche, die diese Jungensprache Kanaans für bare Münze nahmen. Nun haben wir die „Kultur": Nigger, Bauchtänzerinnen, Bordellsänger als geistige Führer und anderes mehr.

Und daß das Theater dabei mit auf den Juden kommen würde, war klar. Und damit auch das Publikum.

Wir wissen das; aber wie erstaunt waren wir, in der „Voss. Ztg." eine Wahrheit darüber zu lesen. Man denke: eine Wahrheit in der „Voss. Ztg."! Gar nicht auszudenken.

Am 23. Oktober 1927 veröffentlichte dies Ullstein-Blatt eine Zuschrift über das Theater, und da stand u. a. zu lesen:

„Dazu kommt eine Umschichtung des Publikums, das dem Theater noch geblieben ist. Ein gewisser Mittelstand, für den es früher selbstverständlich war, daß die erwachsenen Familienangehörigen mit einiger Regelmäßigkeit das Theater besuchten, ist heute in seiner Kaufkraft so geschwächt, daß er für den Theaterbesuch nur noch in sehr beschränktem Umfange in Betracht kommt. Dafür kann das Theater heute gewiß mit Besuchern rechnen, die früher nicht in dem gleichen Maße da waren. Es hat sich eine neue Oberschicht gebildet. Aber diese Oberschicht ist viel weniger einheitlich und vom Standpunkt des Theaters aus ‚zuverlässig' als der alte Mittelstand mit seiner kulturellen Tradition. Er verlangt überdies ein viel bunteres Programm der Bühne. Vor allen Dingen gehen seine Interessen weit mehr auf Sensation und Amüsement, als es beim alten Stamm der Theaterbesucher der Fall war."

Es ist hart, so was im Hauptorgan demokratischer Geistigkeit lesen zu müssen; so vor aller Öffentlichkeit! Die „neue Oberschicht" dank Inflation und Deflation ist also kulturunfähig.

Wir verzeichnen das: die Novemberdemokratie kann ihre Erfolge schon gar nicht mehr zählen.

Alljüdische Kontrolle über den Film

In Amerika ist das Judentum nun daran geschritten, die restlose Kontrolle über das gesamte Filmwesen zu übernehmen. Die „Jüdische Preßzentrale Zürich" (Nr. 424, 1927) meldete:

„Der frühere Generalpostmeister der Vereinigten Staaten und jetzige Präsident des Verbandes der amerikanischen Filmproduzenten, Will Hays, lud im Anschluß an die jüdischen Proteste gegen die Aufführung des Films ‚König der Könige' Alfred M. Cohen und Dr. Boris D. Bogen, Präsident resp. Sekretär des amerikanischen Ordens ‚B'nai B'rith', ein, an der Überwachung der Filmproduktion in dem Sinne mitzuwirken, daß künftig keine antisemitischen Filme mehr produziert werden. Der Verband der Filmproduzenten verpflichtete sich nach der Aussprache, Filmproduktion und -verleih

daraufhin zu überwachen, daß alles Aufreizende und Antisemitische aus dem Film ausgeschaltet werde, wobei die aktive Mitwirkung der Leitung des ‚B'nai B'rith' in Aussicht genommen wird."

Shylock — die Märchengestalt

In Berlin wird der „Kaufmann von Venedig" gegeben, und wie immer bei dieser Gelegenheit, setzt sich ein Schwarm syrischer Berliner hin, um den Shylock zu verteidigen, ihn als den edlen Märtyrer erscheinen zu lassen, der von einer Menge roher Nichtjuden gepeinigt wird. Es versteht sich also von selbst, daß auch das „liberale" „Tagebuch" des versehentlich in Berlin anstatt am Jordan wohnenden Stephan Großmann sich dieses Stoffes bemächtigt (Nr. 50, 10. Dez. 1927). Wie das geschieht, zeigt, daß der Schulchan aruch tiefstes jüdisches Wesen darstellt. Wilhelm Speyer also schreibt:

„Der ‚Kaufmann von Venedig' ist gewiß eines der abscheulichsten Stücke der Weltliteratur. Hier sprechen Fememörder Verse einer unvergänglichen Poesie. Das nichtsnutzige Gefolge eines reichen Großkaufmanns besingt das Mondlicht und die Heiligkeit der Nacht in solchen Worten, daß sie das Herz erzittern machen. Ein Kehlkopf singt, aber kein Kopf und ganz gewiß kein Herz. ‚Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft' — was ist es mir, wenn der platte Lorenzo so betörend flötet?

„Wäre der Antisemitismus intelligent — was er seinem Wesen gemäß nicht sein darf, da ein System durch die Geisteskraft besteht, die es schuf —, er finanzierte Schauspielertruppen, die jahraus, jahrein in allen Kleinstädten und Dörfern dieses Landes den ‚Kaufmann von Venedig' spielten. Hier ist sein ‚Potemkin'! Keine Shakespeare-Philologie, kein rührender Hinweis auf die rasselose Märchengestalt des Shylock oder auf Jessikas süße Menschen-Anmut wird uns die Gewißheit rauben, daß der ‚Kaufmann von Venedig' die große Gelegenheit für jede judenfeindliche Bewegung darstellt. In Ahlbeck und in Marktredwitz weiß man nichts davon, welche Auslegung Erich Schmidt oder Gundolf diesem Drama gaben. Und im Parkett des Berliner Staatstheaters weiß man es auch nicht. ‚Kaufmann von Venedig'? So sagt man mit schräg abgewendeten Augen. ‚Oh, das ist ewiger Bestand der Weltpoesie! Dem

Tagesgezänk enthoben!' — Aber es gibt kein Theaterstück, das je dem Tagesgezänk enthoben wäre, so unvergänglich an Schönheit immer es sei! Dazu ist die agitatorische Kraft des Theaters und der Schönheit zu groß. Ein kriegerisches Stück weckt unsere Sehnsucht nach dem Krieg, der Prinz von Homburg nach den Hohenzollern, der Kaufmann von Venedig nach dem Rassenhaß."

Ja, was wissen wir Gois davon, was Seine Majestät Herr Gundolf-Gundelfinger über Shakespeare zu schreiben geruht, über die „Märchengestalt" des Shylock und über Shakespeares Unverstand...

Aber eine Rettung kommt dem Speyer: die Bergner, die „sittlich waltende Macht", spielt die Porzia, das „holdeste Schauspielerwesen dieser Erde". Nun, wir wollen dem Speyer seine Göttin lassen, ein verkümmertes, wie halbgeborenes Wesen mit runden Niggeraugen. Wir wollen aber doch feststellen, daß die grausamste Verkörperung des blutigsten Ausbeutertums, als Jude verwirklicht, sofort zur Märchengestalt wird und, in Stephan Großmanns Sprache ausgedrückt, in „Vertretung des radikalen Bürgertums in allen kulturellen und sozialen Fragen den entscheidendsten Fortschritt repräsentiert". D. h. die „Demokratie".

*

Da wir gerade beim Stephan aus Wien (erste Etappe der „Europäisierung") sind: er hat einen großen Zorn auf den Bund für Mutterschutz. Von wegen des Abtreibungsparagraphen. Und zwar psalmt er wie folgt:

„Auf dem Frankfurter Kongreß des Bundes für Mutterschutz stellte der Leiter des Krankenhauses Hamburg-Barmbeck die Berechnung auf, daß in Deutschland etwa eine Million Abtreibungen jährlich durchgeführt werden. Das will sagen, daß durchschnittlich jede deutsche Frau zweimal in ihrem Leben ein mit Gefängnis bedrohtes Verbrechen begeht. (Ungerechnet die gleichfalls strafbaren Versuche.) Die meisten freilich entschlüpfen den Richtern, darunter höchst sicher deren eigene Frauen. Immerhin ist die Zahl der wegen Abtreibungsdelikten vorbestraften Personen nach der Reichs-Kriminalitätsstatistik von 1518 im Jahre 1913 auf 4408 im Jahre 1921, auf 5629 im Jahre 1924 und auf 7193 im Jahre 1925 gestiegen. Wieviel Elend, Tod, lebenslängliche Leiden der § 218

außerdem auf dem Gewissen hat, ist leider von keiner Statistik erfaßt. Doch eine ungefähre Vorstellung von der Bedeutung dieses Problems für die Massen (für die Zahlungsfähigen ist es ja kein Problem) geben diese paar Zahlen, und sie erhellen den ganzen Unsinn einer gesetzlichen Regelung, über die das härtere Gesetz des Lebens spottet und bei der nur die Armen schuldig werden."

Ist auch das nicht fein gesponnen? Anstatt aus dem Mangel an Luft und Raum die Folgerung nach einem größeren Deutschland zu ziehen, sollen kommende Geschlechter gemordet werden. Straflos!

Die reichen Judenweiber können sich vermehren, die deutschen Frauen aber ihre Kinder morden.

Auch das ist eine furchtbare Folge des „Sieges auf der ganzen Linie", den der Genosse Scheidemann verkündet.

Was sagt ihr, deutsche Arbeiterfrauen, zu diesem Führer und seinem Staat von Schönheit und Würde? Zu den vielen „Erfolgen" des Dr. Stresemann? Zur „entschiedenen Demokratie des sozialen Ausgleiches" der „Frankfurter Zeitung"?

Berlin plus Orient

Die „Jüd. Preßzentrale Zürich" (1. April 1928) weiß sich vor Wonne nicht zu fassen: „Waleska Gert, die unbestritten größte Grotesktänzerin und Gestalterin gegenwärtiger Tanzkunst, trat dieser Tage im Opernhaus zu Frankfurt am Main mit größtem Erfolge auf. Sie ist eine Tänzerin mit zuweilen so grandiosem Umriß, daß sie geradezu als Repräsentantin der modernen Jüdin gilt, rassig, blutvoll, wenn auch internationales Großformat. Mag auch jüdische Kunst für sie immer noch nicht mehr sein als ethnographischer Begriff, Waleska Gert steht trotzdem gar nicht so weit außerhalb. Vielleicht ist ihre parodistische Begabung ‚jüdisch' und vielleicht hat der Widerspruch, den sie zuweilen hervorruft, diesen Ursprung. Erotisch-östlich kann als ihr Signum gelten. Grandios ist sie im parodierten Negertanz, klassisch in der Nähe der größten Schauspielkunst der Welt, der Maskenkunst der Asiaten, die plastisch-deutlich wurde in einem Moment der Parodie ‚Boxen'; elementar im Gekreisch und in der großen Aufdeckung der

Urinstinkte in der Gestaltung ‚Die Amme'. Der sprudelnde Witz und der Blick für die Blößen der Zeit ist vielleicht auch Tradition des jüdischen Berlins plus Orient — im Blut."

Das Beste wird wohl das orientalisch grandiose Gekreisch im internationalen Großformat der modernen Jüdin sein.

Gute Bezahlung

Es gab einmal eine Kinodiva, die nach einem ausschweifenden Leben zugrunde ging. Über sie hat Arnolt Bronnen einen sogenannten Roman geschrieben: „Barbara la Marr." Und das „Berl. Tagebl.", dessen Hauptschriftleiter aus verständlichen Gründen gegen das Gesetz gegen Schund und Schmutz auftrat, „würdigt" dies neue Erzeugnis des Asphalts, indem es die Filmlaufbahn der Frauen folgendermaßen erklärt (10. 5. 1928):

„Tausende beginnen die Wanderung, einige erleben die großen Augenblicke, und man sagt, daß unter diesen einigen kaum eine sein wird, die den Traum, die Wanderung und den großen Augenblick nicht eindeutig bezahlt hätte. Bezahlt an Hilfsregisseure, an Regisseure, an Kollegen und Direktoren, bezahlt an Freunde und Fremde, an Dicke und Dünne, an Gutmütige und Schufte, an Sympathische und Widerliche.

„Die Bezahlung war gut, die Quittung ist ehrlich bisweilen."

Ist es ein Wunder, wenn der Film die verjudetste „Branche" unter allen ist? Höchstens kann der Mädchenhandel hier noch konkurrieren.

Das fromme und reine Welttheater

Ende Juni 1928 tagten in der allbeliebten „Lichtstadt" an der Seine zwei Theaterkongresse, über deren Schluß das „Berliner Tageblatt" (25. Juni 1928) berichtete: „Der Kongreß des Welttheaters, der ohne großen Lärm nützliche Arbeit geleistet hat, brachte als interessanteste Kundgebung Reinhardts Manifest über den Schauspieler, ausgezeichnet übersetzt und vorgetragen von Joseph Chapiro. Die ‚Comoedia' bringt heute diese Analyse der Künstler-

seele mit einigen rühmenden Kommentaren. Der Kongreß hat einstimmig beschlossen, Max Reinhardt für diesen Beitrag zu danken."

Und über den anderen Kongreß an der gleichen Stelle: „Der internationale Schauspielerkongreß schloß mit einer Neuwahl des Vorstandes. Zum Präsidenten der Internationalen Vereinigung aller Künstler der Bühne, des Kinotheaters und des Rundfunks (wie jetzt die internationale Künstlergemeinschaft heißt) wurde einstimmig der Franzose Harry Baur gewählt. Der bisherige Präsident Rickelt wurde zum Ehrenbeirat der Gemeinschaft auf Lebenszeit ernannt. Stellvertretender Präsident wurde Wallauer (Deutschland). Der nächste Kongreß der internationalen Union soll in Wien stattfinden. Die beiden Kongresse endeten mit einem Empfange im Garten der Rothschild-Stiftung, bei dem als Vertreter Herriots der Direktor der Kunstverwaltung die Honneurs machte."

Syrien war also beidemal unter sich.

Trotz allem ...

Daß Reinhardt-Goldmann zwar Millionär und mehrfacher Schloßbesitzer geworden ist, befähigt ihn natürlich in der heutigen Demokratie zu allen Ehren wie Castiglioni oder Bosel, daß es aber bergab mit seinem Theater geht, schmerzt seine Gemeinde doch sehr. Man ist traurig, den schon lange herrschenden Kitsch nicht mehr geheimhalten zu können. Selbst die „Literarische Welt" kann dies nicht mehr tun. Sie schrieb ganz niedergeschmettert (Nr. 25, 1928) anläßlich Goldmanns erstem Abend nach seiner Rückkehr aus Amerika:

„Es ist so vieles, was uns an so einem Abend abstößt. Hunderte von Autos speien vor dem Portal Kurfürstendamm-Karikaturen in Smokings und Brokatmänteln aus, die in solcher örtlichen Konzentration fast wie die Produkte einer infernalen Phantasie wirken. Viele Millionen Aktienkapital schauen auf uns herab."

„Und dann beginnt's. Was gut und teuer ist, wird durcheinander serviert, die feinste Jazzband Amerikas, der berühmteste Negertänzer Europas, die elastischsten Exzentriks der Erde, die bezauberndsten Dekorationen des Weltalls — nach zwei Stunden hat man einen total verdorbenen Magen. Was für eine Gier, um jeden Preis die große Sensation der Sommersaison zu machen! Was für eine Skrupellosigkeit, in Massen aufzuhäufen, was immer der verdorbene, stumpfe Gaumen dieser degenerierten Menschenkaste fordert! Was für ein Verrat an uns allen!"

Verrat? Durchaus nicht! Goldmann steht dem „Ödipus" genau so gegenüber wie dem Jazz. Damals „zog" die blutige Maske, Geschrei Tausender, heute wittert die gleiche Nase perverse Niggergerüche und den „Rhythmus des Stapfens" („Fr. Ztg."). Also macht man eben damit Geschäfte.

Und im Grunde ihrer Seele ist die „L. W." des Willy Haas ja auch gar nicht böse:

„Wir lieben ihn; auch wenn wir auf ihn schimpfen, lieben wir ihn. Wir fühlen in solchen Augenblicken, was wir an ihm haben. Es wäre ein Schmerz, dies alles zu verlieren — und zwar für immer. Ein Reinhardt, der ein oder zwei Jahre in Amerika arbeitet, wäre kein Reinhardt mehr. Diese tolle Jagd nach Geld muß ein Ende nehmen. Reinhardt muß hier bleiben. Mag er schon Amüsierkitsch spielen, wenn er zu nichts anderem Lust hat — er ist trotzdem eine Sache, die uns alle dringend angeht!"

Natürlich: „Uns" — aus Syrien, die „wir" mit „vielen Millionen Aktienkapital" die Sache machen, während deutsche Kunst in der Demokratie um ihre letzten Stellungen ringt.

Die Jazz, der Nigger, der Reinhardt herrschen. Warum bloß die „L. W." so ungezogen ist, von ihren Rassengenossen als von „Kurfürstendamm-Karikaturen" zu sprechen? Denn kann man den Bewohner dieses Viertels noch — karikieren?

Geistiger Bolschewismus

Die „Literarische Welt", die vom Syrier Willy Haas herausgegeben wird, tut meist „geistig unparteiisch". Nun aber die „proletarische", vom Millionär Katzenellenbogen (!) dick finanzierte bolschewistische Piscator-Bühne in Berlin Bankerott gemacht hat, ist im geistigen Israel ein großes Wehklagen ausgebrochen. Da stellt sich nun einer an die Klagemauer (Nr. 24, 1928) und jammert: „Der Fall Piscator erscheint mir symptomatisch für das Schicksal geistiger Bewegungen in Berlin. Wer den Leiter dieses Theaters kennt, wer eine noch so lose Fühlung mit seinem Mitarbeiterstabe hat, der weiß,

daß diesen Menschen nichts ferner liegt, als albernen und unredlichen Salonkommunismus für westliche Snobs zu liefern. Sie wollen aufrichtig nichts, als ihrer Überzeugung (die durchaus nicht in allem die unsere ist) den denkbar aktivsten Ausdruck geben. Nun ist seit Jahren innerhalb der kommunistischen Bewegung, gar innerhalb der Partei, jeder Versuch eigener geistiger Aktivität den quälendsten Einengungen durch eine ehrliche, aber grunddeutsche, undialektische, bornierte Bureaukratie ausgeliefert. Nicht umsonst sind allzu viele glühende, überzeugte Revolutionäre verbittert beiseitegetreten. Die besten Kommunisten fehlen heute in den Reihen der Partei, die sie dennoch immer noch lieben. Piscator selbst aber ist bei der Stange geblieben. Er hat es fertigbekommen, innerhalb der Partei zu bleiben und dennoch diese großartige Waffe: das erste revolutionäre Theater Berlins zu schmieden. Dafür hat er unsere uneingeschränkte Bewunderung. Diese Tatsache ist aber auch ein schlagender Beweis gegen das blöde Geschwafel jener Gesinnungsschnüffler, die à tout prix einen zwiespältigen Gschaftlhuber aus diesem ehrlichen und gradlinigen Menschen machen wollen."

Wie man sieht: Thomas Mann ist in guter Gesellschaft.

Presse und Literatur

Endlich im Hafen

Man kennt den kürzlich verstorbenen Messias: Häusser. Er hatte (wie sein Blatt meldete), „am Rande des Grabes, den Abgrund hinüber und herüber messend", „ein Raum und Zeit aufhebendes" und den „Makro-Kosmos durchfliegendes" Werk geschrieben. Dreitausenddreihundert Seiten stark soll es sein. Alle Rätsel sind — wie versichert wird — „restlos gelöst". Sein „Testament" offenbare den „höchsten Geist aller Zeiten". Er sei größer als Lao-tse, Kant, Fichte, Lenin, Mussolini, Tolstoi usw. usw. Also man sieht: ohne Häusser wäre Weltuntergang. Vor dem Tode hatte dieser Genius aber das Größte getan: er hatte den Professor von Hannover, Theodor Lessing, Abkommen Abrahams, begeisterten Anhänger eines dichtenden Bordellbesitzers (Serner), als Ehrenmitglied in den Häusser-Bund aufgenommen. In der Ernennung wird Lessing „als kühner Kämpfer für den Fortschritt" angeführt, was wir unsererseits richtig finden, sofern als Ziel dieses Fortschreitens ein großes Narrenhaus ins Auge gefaßt worden ist.

Lessing hat natürlich auf die Ehrung geantwortet (Ehrenmitgliedskarte 11 999). Er verspricht den Herren, „zu ihnen zu stehen", um „gegen Roheit und Dummheit" anzukämpfen („Häusser Nr. 177, 1925). Da der Erste Vorsitzende des Bundes, Häusser, neben Lessing das einzige Ehrenmitglied war, so nehmen wir an, daß die Ehrenkarten gleich mit 11 998 anfangen. Das ist bequemer und schaut nach was aus. Ein Mann, größer als Kant und Lao-tse, mußte doch auf seine Reputation halten.

Herrn Lessing aber gratulieren wir von ganzem Herzen. Er ist

am Busen jener Menschen gelandet, zu denen er von je gehörte. Wir gratulieren aber auch der heutigen Demokratie und ihren begeisterten Hofdichtern zum neuen Erfolg eines ihrer Jugenderzieher und hoffen, daß noch mancher Cohn dem Beispiel Theodor Lessings folgen wird.

Übrigens: Häussers „Werk" lasse sich niemand entgehen. Es kostet auf dem Subskriptionswege bloß zehn Dollar, also eine lächerlich geringe Summe für das viele Papier.

Betthasen und Kulturmäzene

Wir gestehen zu unserer namenlosen Schande, neue, bedeutsame Bekenntnisse demokratischer Geistigkeit übersehen zu haben, und danken dem „Tannenberg", daß er folgende Schönheiten aus dem „Berliner Tageblatt" nicht der Vergessenheit hat anheimfallen lassen. Danach veröffentlichte dieses Leib- und Magenblatt der Scheidemann und Joseph Wirth ein sog. Gedicht eines Mannes namens Ulitz, das mit folgenden wunderbaren Worten beginnt:

> Dann ist die müdeste Stunde der Nacht:
> Wenn die letzten Dirnen in die Betten gekrochen sind,
> Ihre bunten Gesichter fahl geworden wie Schiefer,
> Und Männer neben ihnen mit hängendem Kiefer.

Herrlich, nicht? Es ist ganz richtig für einen „B. T."-Dichter, die Dirne in den Mittelpunkt seiner „Gedanken" zu stellen; ist doch der heilige Parlamentarismus nur die politische Seite der frommen Prostitution unseres europäischen Fortschritts. Daß diese Wahrheit auch anderen leuchtet, zeigt folgende „B. T."-Kritik:

„Erika Gläßner ist eine exotische Dame von vielen Graden und mit schmalzig anliegendem Bubihaar. Großartiger Betthase! Aber gespickt, Kinder, gespickt! Der blauseidene Pyjama strafft sich über Rundlichkeiten, wenn sie zwischen den Kissen bolzt (soll es nicht ‚balzt' heißen?). Und sie läßt es sehr gern sich straffen."

Diese Erika ist eine von den geistigen Mosse- und Ullstein-Blättern verhimmelte Diva. Daß diese „sich gern straffen" läßt, ist eine Indiskretion des jüdischen Rezensenten gewesen. Aber da er weiß, daß eine Bühne von heute unter Leitung eines Nachkommen der

Erzväter keine moralische Anstalt ist, wie sie sich der reaktionäre Schiller gedacht hat, so wird er wohl seine Gründe für die Annahme gehabt haben, daß die den Betthasen großartig gebende Erika ihm nicht böse sein wird. Seht, liebe Deutschen, das nennt man — Kultur besitzen.

Die fromme Else

Die Else Lasker-Schüler ist kürzlich 50 Jahre alt geworden. Alle Gazetten aus dem Holz der Zedern vom Libanon flöten ein gemeinsames Loblied. Namentlich über die „Keuschheit der östlichen Seele" wissen sie alle große Dinge zu erzählen. Und diese Keuschheit habe in der Else Lasker ihre schönste Verkörperung erfahren. Auch wir gedenken der alten Else. Sie schrieb in „Frau Dämon":

> Die holdesten Nächte umfängt meine Gier
> mit blutgefärbten Banden,
> Denn die Schlange, der Teufel vom Paradies,
> ist in mir auferstanden.
> Ein Giftbeet ist mein schillernder Leib
> und der Frevel gilt ihm als Zeitvertreib,
> mit seinen lockenden Düften
> den Lenzhauch der Welt zu vergiften.

Ein schöneres Selbstbekenntnis über die Düfte des Ostens wird man sicherlich nicht so leicht finden können.

Unsere Novemberpoesie

Der „Dichter" Bert Brecht wird seit einigen Jahren von den Kurfürstendammern in allen Tonarten des Jargons hochgelobt. Und das hat — von ihrem Standpunkt aus — seinen zureichenden Grund. Sein neues Werk „Baal" wurde von der nur deutsch geschriebenen „Prager Presse" wie folgt geschildert:

„Baal ist ein junger Mensch, der bis 1912 gelebt hat, erst ohne Beruf, doch immerhin Lyrik ‚verfertigend', die er in Chauffeurkneipen vorsingt, einmal stellenloser Mechaniker genannt, später wird

er Zuhälter, wenn man dies einen Beruf nennen soll, schließlich ‚natürlich bestimmter Mörder', holt sich auf der Flucht durch Wälder eine Lungenentzündung und stirbt in einer Holzfällerhütte. Die Lyrik mit inbegriffen, ist seine Existenz wesentlich erotisch, die Sexualdämonie, die erstaunlicherweise anscheinend noch immer nicht aus der Mode kommt, macht ihn wie Lulu zum Menschenfresser und schließlich zum Opfer seiner selbst. Seinetwegen verlassen Männer ihre Frauen, verludern, begehen Selbstmord und damit Wedekinds Geschwitz (Lulu) eine zeitgemäße Gegenfigur habe, hängt sich ein homosexueller Freund ihm an... Alkoholverbrauch und Geschlechtsverkehr sind die Dominanten der Biographie Baals..."

Baal ist also ein Ideal des Geistes vom 9. November 1918. Aber bei aller Förderung des neuen Genies Brecht sollte die Novemberpresse doch ihre alten Vorkämpfer wie, sagen wir einmal, z. B. Erich Mühsam nicht vergessen. Auch er hat es verdient, unter die Heroen eingereiht zu werden.

Der Cohn am Abend

Den armen Alexander Weisz vom Wiener „Abend" hatte man nun allen Talmudgesetzen zum Trotz doch wegen Erpressung und Bestechlichkeit zu etlichen Monaten Kerker verurteilt. Sein ehemaliger „Chef", früherer kaiserlicher Rat, dann Bolschewist, dann Sozialdemokrat Cohn-Colbert, rückte entrüstet als „Abend"-Besitzer von seinem langjährigen Chefredakteur ab: Ein Gauner! Halunke! Wenn ich das gewußt hätte!...

Mitten im Taumel der sittlichen Ergüsse aber hat den armen Cohn-Colbert der Schlag getroffen. Man denke: kommt da ein Dr. Fritz Tauber, ebenfalls wohnhaft in Wien, und erhebt in einer Schrift „Ich klage an" gegen den frommen Cohn die furchtbarsten Beschuldigungen. Colbert sucht zwar emsig den Vertrieb der Schrift durch Aufkauf und Drohungen unmöglich zu machen. Darauf erhebt — man denke sich den Schreck — besagter Tauber Klage wegen unlauteren Wettbewerbes!

Tauber erzählt, daß Cohn-Colbert einen Mann zu dem Zweck aufgenommen hatte, der ihm gegen verschiedene Institute, insbesondere Versicherungsgesellschaften, Notizen bringen sollte.

Diese erschienen dann im „Abend" meistens mit den einleitenden Worten: „Wir warnen davor." Ließen sich die so angegriffenen Anstalten herbei, einen Pauschalbetrag zu zahlen, so wurden weitere Angriffe eingestellt, zahlten sie nicht, so wurde der Auftrag gegeben, gegen die Gesellschaften auf das schärfste vorzugehen. — Wie man sieht, eine einwandfreie, in allen marxistischen Blättern übliche Bekämpfung des Kapitalismus.

Als es nun einmal Krach zwischen Cohn und dem Tauber gab, ging dieser klagend zu Weisz. Der aber sagte: „Lassen Sie das alte Schwein reden." Tauber gesteht ganz geknickt:

„Meine Tätigkeit beim ‚Abend' hat mich belehrt, daß der Kampf, der dem einen etwas Heiliges ist, dem anderen nichts anderes als eine schmutzige Quelle des Gelderwerbes sein kann. Ich habe Colbert, der sich als der große Bekämpfer des Börsenunwesens aufspielt, als Börsenspekulanten, als Schwindler mit Auer-Aktien, als Intriganten, Provisionsnehmer, Denunzianten, Betrüger und so weiter gebrandmarkt."

Wir haben zwar noch nichts davon gehört, aber es ist höchste Zeit, dem tüchtigen Cohn-Colbert einen hohen Posten in der Leitung der 2. oder 3. Internationale anzutragen. Er hat es durch seine Tüchtigkeit zweifellos verdient. Und etliche Spargroschen wird er sicher auch mitbringen...

Freidenkerpoeterei

Marxistische Jugendweihe. Dazu ließ man natürlich die hervorragendsten Dichter der Demokratie antreten. Sie legten ihre Seele in der Zeitschrift „Der Freidenker" nieder. Einer von ihnen dichtete mit väterlicher Gebärde also:

„Sohn, den ich in Sünde
Und Ekel gezeugt,
Den deine Mutter mit Abscheu gesäugt,
Grausam kamst du und ungebeten,
Ich hab' dich geschlagen und getreten,
Ich hab' dich gequält und hab' dich gestoßen,
Heut' trittst du ein in die Reihe der Großen!

Steh auf und verkünde!
Dein Körper ist voll von Beulen und Malen,
Deine Augen gespenstisch vom Zu-viel-wissen,
Deine Kleider schmutzig und zerschlissen,
Dein Hirn ist in tausend Fetzen gerissen . . .
Du kamst auf die Welt, um zu bezahlen . . ."

Daraus ist ganz offenbar zu ersehen, wie ein gesinnungstüchtiger Freidenker sich die Kindererziehung vorstellt. Nach einer Beschimpfung der Konfirmation schließt der Poet:

„Sohn des Elends, Kind der Gosse!
Auf! Tritt ein in unsere Reihen
Und empfange die neuen Weihen!
Sieh, ab heut' bist du Genosse!"

Wie aus diesem bescheidenen Beispiel ersichtlich, macht die Gehirnerweichung bewundernswerte Fortschritte. Es ist hohe Zeit, daß die gesamte Judenschaft der Zeitschrift eine Unterstützung zuteil werden läßt.

Dichterische Entgegenbiegung

Daß „Männer", welche in der „Weltbühne" schreiben, und jene, die diese mit Überzeugung lesen, für Amazonen eine Schwärmerei empfinden, ist verständlich. So ein schlotternder junger oder alter Greis, der sich nur mit Mühe mit einem trockenen Zwirnsfaden von Rückenmark von einer Berliner Bar zur anderen schleppt oder den Tag geschäftig durch Manicure und „Berl. Tageblatt" hinter sich bringt, ein solcher Graf Muffat fühlt schon im voraus ein angenehmes Kitzeln auf dem Rücken in der Erwartung einiger solenner amazonenhafter Liebkosungen. Und er dichtet deshalb mit letzter Inbrunst die Amazone an wie früher ein Mann eine Frau.

Lebt da in Berlin ein sogenannter Dichter aus Jerusalem, F. M. Huebner benamst. Früher sang er „Brust, Bauch und Schoß sind international". Das ist jetzt einige Jahre her. Und das bedeutet im Leben unserer Asphaltklassiker viele, sehr viele Jahrzehnte. Jetzt greift er zur Feder und bedichtet die „Amazone" in Siegfried Jacobsohns „Weltbühne" (25. Mai 1926):

Knabenstolz und Weibesschmiegung,
so verwirrend eins im andern . . .
Wohin lockt mich fortzuwandern
fliehende Entgegenbiegung?
Wem Du, leihend, Dich ergibst,
wird betrogen. Seine Liebe
harrt vergebens, daß der Triebe
Sturm Dich löst und Du verstiebst.
Rumpf und Knie und alle Form
hält sich marmorn unzerstört.
Weib, das wütend sich verheert,
bleibt gestrafft in Mannesform.

Hoffentlich stolpert der Dichter bei der leiblichen „Entgegenbiegung" nicht ebenso wie über die schwere deutsche Sprache.

Der beschnittene Freytag

Als der Jude Guhrauer Goethes Briefwechsel herausgab, strich der „Objektive" das Wort an Knebel: „Es bedarf nur eines Betteljuden, um einen Gott am Kreuze zu verhöhnen." Und damit niemand die Tat merke, strich der Mann auch die Stelle in einem Briefe Knebels an Goethe, in dem auf diese Bemerkung Bezug genommen wurde.

Jetzt geht es auch andern an den Kragen: Freytags „Soll und Haben" ist „zeitgemäß" von Dr. Fritz Skowronnek gekürzt erschienen. Tadellos sind alle Stellen herausgeschnitten, die das Innere der Söhne Jakobs bloßlegen. Am Schluß des zweiten Kapitels des ersten Buches wird die Stelle untern Tisch geworfen, wo Veitel Itzig Pläne schmiedet, um, ohne mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen, den deutschen Freiherrn Rothsattel um sein Gut zu bringen. Im Zeitalter der Kutiskerdemokratie ist das freilich sehr „zeitgemäß" . . .

In einem offenen Brief an den Monsieur Skowronnek stellt A. Zimmermann vom Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband noch folgendes fest:

„Als ‚zeitgemäß' erschien es Ihnen, im dritten Kapitel alle Stellen zu unter — — drücken, die den heuchlerischen Schiebergeist des

Juden Ehrenthal offenbaren und nach Freytags Absicht offenbaren sollen. Ehrenthal will den Baron durch Geschäfte, die dieser nicht zu überschauen vermag, um sein Gut bringen.'

‚Warum, Herr Doktor, lassen Sie ausgesucht diese Stelle fort?'

‚Ein Hauptzweck des vierten Kapitels ist, den tiefgehenden Unterschied zwischen den jungen Kaufleuten Wohlfahrt und Itzig zu zeigen. Hier hat Freytag mit deutlich erkennbarer Absicht den tiefinneren Gegensatz zwischen der Veranlagung beider herausgearbeitet. — Mit ebenso deutlich erkennbarer Absicht haben Sie, Herr Doktor, hier den Rotstift geführt. Sie haben zwölf Seiten verschwinden lassen, um die Absicht Freytags zu vereiteln.'

‚Im dritten Kapitel des dritten Buches entlarvt Anton Wohlfahrt den schlimmen Juden Schmeie Tinkeles als Schurken. Eine solche Entlarvung mag ja für die auch heute noch weitverbreitete Familie Tinkeles peinlich sein. Aber daß sie heute nicht mehr ‚zeitgemäß' sei, kann man doch beim besten Willen nicht sagen.'

‚Im achten Kapitel gestatten Sie sich gleich 20 Seiten zu streichen. Warum? Der Leser soll den Werdegang Veitel Itzigs zum Gauner nicht verfolgen können.'

‚Im vierten Kapitel des zweiten Buches (S. 101) der Schlüter-Ausgabe ist eine Stelle gestrichen, in der die ‚kühle Unschuld' des Händlers Ehrenthal geschildert wird.'

‚Im gleichen Kapitel strichen Sie ‚in pietätvoller Form' gleich acht Seiten. Warum? Weil hier einige bezeichnende Musterstückchen jüdischer Gerissenheit, Spionagefertigkeit und Frechheit geschildert werden.'

‚Eine ähnliche, kürzere Stelle ist am Schluß des vierten Kapitels gestrichen.'

‚Im ersten Kapitel des zweiten Buches ist das erste Drittel ausgemerzt. Hier reden zwei jüdische Gauner miteinander, und da ist es wohl nach Ihrer Ansicht nicht zeitgemäß, daß Unberufene dieses Gespräch belauschen. Deshalb strichen Sie es, Herr Dr. Skowronnek!'

‚Noch an zehn weiteren Stellen habe ich ähnliche, teils lange, teils kürzere Streichungen festgestellt. Alle Streichungen verfolgen den gleichen Zweck."

Skowronnek hat also gewußt, daß es unzeitgemäß ist, über Juden zu schreiben. Aber wie nennt man, sehr geehrter Herr, eine solche Ausmerzung in einem geschlossenen Kunstwerk? Das Wort können

Sie sich sagen, Herr Skowronnek. Die Barmats können Ihnen die Hände schütteln. Jetzt brauchen es nicht einmal Juden zu sein, die „zensurieren". Es finden sich „Deutsche", die das gleiche Geschäft betreiben.

Im übrigen: In den sechziger Jahren erschien der berühmte Roman Retcliffes „Biarritz". Er enthält lebensvolle politische Schilderungen aus allen Staaten, u. a. behandelt er auch die jüdische Weltpolitik in geradezu meisterhafter Weise... Jahrzehnte vergingen, jüdische Verlage gaben das Werk neu heraus, strichen aber alle Stellen, welche der Judenfrage gewidmet waren, verfälschten das Werk des Antisemiten Retcliffe und machten ein Geschäft mit seinen Büchern. Damit nun dieser hochbedeutsame antisemitische, historische Roman „Biarritz" nicht verlorengehe, gab der Deutsche Volksverlag das Werk neu heraus. Er suchte alle mißliebigen Stellen wieder zusammen und stellte der „gereinigten" Ausgabe den ursprünglichen Roman entgegen. Auf die „beschnittenen" Stellen wurde durch Anmerkungen aufmerksam gemacht. Was damals von Retcliffe über die Judenherrschaft vorhergesagt worden war, ist buchstäblich eingetroffen und heute weltpolitische Tatsache geworden.

Von Dr. Fritz Skowronnek aber weiß jeder Deutsche jetzt, was man von ihm zu halten hat.

Poesie von heute

Der Hofpoet der Novemberrepublik ist bekanntlich Gerhart Hauptmann. Vom Alljudentum verhätschelt, dankt er, indem er im „Berliner Tageblatt" Aufsätze über „Deutschtum" schreibt. Man weiß bei Mosse, daß das ungefährlich ist. Und um den Namen Hauptmanns auch in weiteren Kreisen im Munde zu erhalten, gibt es auch einen Hauptmann-Preis für Dichtung. Für das Jahr 1925 hatte ihn ein gewisser Jakob Haringer erhalten. Dieser Glückselige hat ein Büchlein geschrieben: „Weihnacht im Armenhaus", in dem folgendermaßen das demokratische Dichterherz überläuft:

Einsamer Spatz auf einem Dampfer nach Amerika.
O blinder Passagier im toten Schnellzug der Seele.
Bin ich, des giftigen ICHs Vervielfältigungsanstalt, noch nicht ausgestorben.

Leb wohl, Deutschland, romantisches Revolverinstitut.
Du glotzt die Zeit an . . . ICH die Abortwand,
An der jeder Commis sich verewigt . . . Nimmer
Blättre ich dich aus des seidnen Hemds letzten Röslein,
Und der Sonne Heringstonne schaukelt grau in der Blutlache des
Monds —
Und die Sterne: Gottes Möwen flattern, und die Tugend,
Der alte Maggi-Suppenwürfel, bittert.
Der liebe Gott ist gestorben.
Und die Sagen des Bergdorfs verschüttet Dein greisig Haar. Und
der Himmel,
Diese blaue Kaffeeaufwärmplatte,
Streicht Deine Seele mit Schwarz und Elend an.

Der neue Dichterheros hat aber noch andere schöne Gleichnisse: Zum Beispiel:

Der Schnee des Herzens wird zu Dreck.
Und die Sterne,
Gottes Unterhosenlöcher, schwindeln . . .

Oder:

Der Hoffnung Käse stinkt.

Nun, die Hoffnung ging doch in Erfüllung: Haringer hat den Hauptmann-Preis erhalten, ehe er ganz verrückt wurde. Es ist jetzt höchste Zeit, daß das „Berliner Tageblatt" ihn uns als Hoffnung deutscher Dichtkunst vorsetzt.

In Lesbos gefangen

Deutschland ist seit längerer Zeit großes Heil widerfahren. Nicht nur Pariser Revuen gibt es zu sehen, sondern auch das lesbische Drama Bourdets „Die Gefangene".

Das gehört sich natürlich für die Geistigkeit vom Kurfürstendamm. Aber immerhin verdient der grunzende Hohn über den heutigen Verfall ganz bescheiden vermerkt zu werden. Die „Frankf. Ztg." schrieb anläßlich der Frankfurter Aufführung (Nr. 287, 19. April 1927):

„Wir in Deutschland kennen die lesbische Liebestragödie schon

längst durch Wedekinds Gräfin Geschwitz, die Freundin Lulus. Gräfin Geschwitz hat inzwischen in Deutschland reichlich Schule gemacht. Die Schule ist sogar so sehr zur eleganten Mode geworden, daß unsere deutschen Gretchen sich oft lieber auf lesbischen denn auf banal-normalen Liebespfaden ertappen lassen. Hier gibt es (mit Ausnahme von Pommern und dem masurischen Seen-Plateau) wohl keine Väter mehr, vor denen man sich solch ein Geheimnis in der höchsten Not bewahren müßte. Wir sind in Deutschland fabelhaft interessant geworden. Die Tragik des Herrn Bourdet mag uns spannen, aber nicht innerlich umwälzen. Nichts Menschliches ist uns fremd!

„In Paris aber ist es nach Bourdet noch glaubhaft, daß der fünfunddreißigjährige Jacques von seinem Freunde d'Aiguines über das Phänomen der lesbischen Liebe erst aufgeklärt werden muß — so daß die deutschen Backfische kichern."

Die Kräfte, die Deutschland von innen ausgehöhlt haben, haben dauerhafte Arbeit geleistet, erklärte das genannte Blatt freudestrahlend am 12. Dezember 1918.

Es hatte recht: die Demokratie hat sich „stabilisiert". Mit Päderastie, Lesbos und Zuhältertum auf der „ganzen Linie" gesiegt.

Der Kläffer und der Dichter

Man darf natürlich in Deutschland sogar heute noch national sein. S e h r national sogar. Aber nur dann, wenn man Gönner hat, wie etwa Stresemann seinen Litwin. Mag man diese Mäzene nicht, wird man verdächtig. Schneidet man sie, so gehört man nicht zur Gesellschaft. Will man sie gar ablehnen, so gehört man zu den Schändern des Jahrhunderts. Das hat kürzlich auch der bekannte deutsche Dichter L u d w i g F i n c k h erfahren. Man denke: er hatte die Frechheit, das Judentum links liegen zu lassen, ebenfalls weigerte er sich, mindestens monatlich einmal seinen Kotau vor Juda zu machen.

Und siehe da: schon schoß ein Namenloser, der sich T y l l nennt, einen Giftpfeil aus dem Busch ab. Dieser Busch heißt „Die Sonntags-Zeitung" in Stuttgart. In Nr. 12, 1927, werden Finckhs Werke mit dem üblichen syrischen Schleim überzogen, um den Deutschen den glänzenden Gehalt zu verdecken. Über seinen „Rosendoktor"

schreibt der ungenannte Schmierfink: „Es kommen da Sätze vor, wie ... Und sie schlief die Nacht und ich lag auf der Schwelle ihres Zimmers und behütete sie. Heilig wie ein Kind. Und am Morgen küßte sie mich auf die Stirn: ‚Ich danke dir.' (Vermutlich hat sie dazu gedacht: Du Trottel.)"

Dann meint der „Tyll", der scheinbar mit gierigen Augen Jagd nach den blonden Frauen der Deutschen macht, Ludwig Finkh, „dieses Pubertätswesen", er habe „überhaupt keine Periode der Mannbarkeit gehabt": „er wurde senil."

Daß Finkh Wilson anklagt, ist für den „Tyll" ein Riesenverbrechen. Wir begreifen: hat doch Wilson allen Barmats und Tylls den Weg geebnet. Das neueste Buch Finkhs, „Bricklebritt", wird mit Hohn abgetan. Am Ende heißt es: „Im übrigen lebt der Dichter des Erdgeruchs am Bodensee und protestiert in regelmäßigen Abständen gegen eine Verschotterung des Hohenstoffeln."

Daß den Kritikern, die ihre krumme Nase nur in die Dichter des Bordellgeruches stecken, der deutsche Erdgeruch fatal ist, begreifen wir. Die Abneigung ist gegenseitig und echt.

Wir hoffen, alle Syrier einst vom deutschen Erdgeruch zu befreien und sie auf ihren Sinai zu setzen oder in subtropische Länder zu Madegassen und Senegalesen. Dort werden sie sich nicht über Mangel an dem, was sie unter „Mannbarkeit" allein verstehen, zu beklagen haben.

Levis Himmelskönigin

Man muß immer wieder staunen, welch christenfreundliches Herz die Levis und Cohns manchmal bei sich entdecken, wenn es gilt, die Zentrumsanhänger auf ihre wertvolle Koalitionsfreundschaft aufmerksam zu machen. In der Bildung der Reichsregierung war das Zentrum von wegen des Konkordats zu den Deutschnationalen abgeschwenkt, die selbstverständlich voller Freude waren, den langentbehrten Mitkämpfer „für Thron und Altar" als vorgesetzten Reichskanzler begrüßen zu können. Damit sie aber nicht etwa auf ketzerische Gedanken kommen könnten, hält das gleiche überzeugungstreue Zentrum in Preußen die engste Bruderschaft mit dem Marxismus aufrecht, und mit Hilfe dieser ganz Frommen wird die Verfolgung

der Nationalsozialisten durch Dr. Weiß, den Polizeivizepräsidenten von Berlin, schwungvoll durchgeführt.

Somit verstehen wir, wenn die Paul Levis, anstatt hinter eisernen Gardinen zu sitzen, schöne Flötentöne fanden für den schwarzen Marxismus. Man höre und staune. Der galizische Berliner „Vorwärts" schrieb mit zartester Sammetpfote:

„Ein Mann von streng marxistischer Denkweise wie Paul L e v i beschwört soeben in einem Aufsatz die Partei, sich in der K o n k o r d a t s f r a g e nicht in eine ‚liberale' Kulturkampfstimmung hineinhetzen zu lassen. ‚Nichts wird unseren Kampf um die p o l i t i s c h e Seele der Zentrumsarbeiter so sehr zerstören, als wenn wir deren k a t h o l i s c h e Seele angreifen' — sagt Paul Levi. Diese ausgezeichnete Formulierung verliert auch dann nicht an Wert, wenn man weiß, daß Levi das Problem rein politisch sieht und ohne Würdigung der noch immer sich erneuernden religiösen Kräfte.

„Das ist es: Unser Kampf gilt dem brutalen, ganz und gar irdischen Kapitalismus und nicht den zarten Poesien, die der Glaube um die Himmelskönigin webt, gilt den robusten internationalen Kapitalsmagnaten und nicht den katholischen Heiligen im Büßergewand der Askese. Wollen die katholischen Arbeiter durchaus in der Sprache des Neuen Testaments ‚Mammonismus' sagen, wo Karl Marx von Kapitalismus spricht — so lassen wir sie dabei, bis ihre steigende Erkenntnis mit klarem Denken auch klare Begriffe schafft. Redet, ihr christlichen Arbeiterführer einer versinkenden Periode deutscher Arbeiterbewegung, was ihr wollt: wachsende christliche Proletariermassen fühlen wie wir. Sie und wir müssen sich begegnen. Wir werden uns finden, weil sie im Grunde Sozialisten sind wie wir."

Gut gedreht. Nur vergißt Viktor Schiff, der Redakteur des „Vorwärts" (früher Redakteur in der Zeitung des Patent-Mammonismus, des „Berliner Tageblatts"), daß ausgerechnet einer der größten Geldbonzen Israels in Deutschland, der 108fache Aufsichtsrat Jakob Goldschmidt, den gleichen „Vorwärts" liebevoll mit 800 000 schönen Goldmark „sanierte".

Und daß der gleiche „Vorwärts" vor den Mistern Dawes und Young auf dem Bauch liegt, zeigt seine Liebe für die „Himmelskönigin" im schönsten Licht des Zentrumsglaubens.

Die unmögliche deutsche Sprache

Die „Literarische Welt", die Ablagerstätte für die „Geistigkeit" des Bastardtums aller Völker, hat einen neuen Haß auf die deutsche Sprache im Herzen, in der sie doch selbst notgedrungen noch erscheinen muß. Das ist verständlich, sind die Schreiber doch eher an das Jiddische oder Hebräische oder an das Rauderwelsch von Whitechapel und Berlin-Grenadierstraße gewöhnt. Und deshalb lasen wir in der Nr. 28 vom 15. Juli 1927 folgenden sicher ehrlichen Erguß der berühmten „Toleranz":

„Unmittelbar nach dem Kriege hielten einige G'schaftelhuber in München die Gründung einer Akademie für die deutsche Sprache für außerordentlich dringend. Sie vollzog sich mit allem behördlichen Pomp. Zu welchem Zweck ist unersichtlich. Denn was diese Akademie nach außen hin tut, das kann ihr Zweck nicht sein. Diese Akademie gibt Bücher heraus. Deutsche Bücher, gewiß. Aber mit dem, was wir uns unter Sprache besonders vorstellen, haben diese Bücher nichts zu tun. Also es wurden herausgegeben: die Werke von Ranke. Gewiß, ein Historiker von Rang. Aber sprachlich dürfte da nichts Neues zu edieren gewesen sein, und Ranke-Ausgaben gibt's genug. Zweite Publikation: die Schriften von Friedrich List. Das war ein Nationalökonom fünften Ranges, der die originelle Idee hatte, die deutschen Hauptstädte durch Eisenbahnen miteinander zu verbinden. Sprachlich ist der List ganz gleichgültig. Dritte und vorläufig letzte Publikation: Carl Maria von Weber, Opern und Texte. Endlich eine gerechtfertigte Sache! Denn die Textbücher des ‚Freischütz' von dem Pseudoromantiker Kind, der ‚Euryanthe' von der Helmine von Chézy sind so ziemlich das Idiotischste, was sich so an ‚Dichtungen' in unserer Literatur herumtreibt usw. . . ."

Die Juden sind mit Rankes Sprache unzufrieden. Natürlich, wenn Karl Sternheim jüdischer Klassiker ist, können Ranke und List nicht dagegen aufkommen.

Im übrigen dürfen wir beruhigen: in der Deutschen Akademie sitzen auch die Juden Bernhard und Wolff drin. Es ist also noch immer Aussicht für die Sternheims und die Manns vorhanden.

Und dann erschienen Rankes Werke im Drei-Masken-Verlag. Ein jüdisches Unternehmen. Also hat Israel auch hier seinen Vorteil gezogen und die „Lit. W." hätte nicht so zu mauscheln brauchen.

Der Schrei nach der Nervenheilanstalt

In Hamburg erscheint die „Harpune", eine „Monatsschrift für Kulturradikalismus", herausgegeben vom „Nationalbolschewisten" Dr. Laufenberg und dem Dr. Funder, Schriftleiter der „Internationalen Logenkorrespondenz". Nachstehendes „Gedicht" einer Käte Rongsbak in Heft 7 vom 15. Juli 1927 zeigt, daß unter „Kulturradikalismus" wohl die geistige Vorarbeit für eine Nervenheilanstalt zu verstehen ist. Also die Käte dichtete unterm Titel „Memento vivere":

> Grausam aufgeblühte Hände,
> Glückhaft eingekniet in Wunden,
> Daß gleich Blut in blasser Schale
> Sie verrinnen . . .
> Aufgescheucht aus dunklen Nestern
> Allumfassender Gebärde,
> Hängen Schreie, atmen Lächeln . . .
> Überdachend, ur-beseeltes, weltentferntes
> Lichtgeschluchze . . .
> Luftverbrannte Spiegelfetzen
> Schielen auf geblähtem Leichnam,
> Dessen hohle Gebe-Geste kraftversprühend
> Vivo! Vivo! . . .
> Schiefgetretene Absatzgummi
> Übertanzen Tod und Leben.
> Lüstern schmeicheln satte Blicke
> Wucherungen, Blutgeschwüre.
> Liebekosend, schamhaft zärtlich,
> Reife Blüten unter den Messern,
> Deren spielerische Zunge
> Aufkreischt in den Purpurströmen
> Unrasierter Menschenleiber . . .

Hoffentlich hat sich die Käte jetzt ganz rasieren lassen, um beim nächsten Mal beim lichtfernen Lichtschluchzen noch schöner dabei zu sein. Und hoffentlich vergißt sie auch die schiefgetretenen Gummiabsätze, um sich in einer Gummizelle prüfen zu lassen, ob nicht ein Blutgeschwür an einer empfindlichen Stelle drückt.

Unnütze Aufregung

Der Landesverräter Friedrich Wilhelm Förster, den selbst (selbst!) Stresemann einen Lumpen nannte, läuft noch immer frei umher. Seinen Verleger Röttscher hat man aber erwischt und macht ihm den Prozeß wegen Landesverrats. Oder tut wenigstens so, nachdem ein unvorsichtiger Staatsanwalt in Unkenntnis der Dinge vorgeprellt war. Wer glaubt, daß man den Röttscher hängen wird, kennt die Novemberdemokratie nicht, die im Landesverräter einen Ehrenmann erblickt.

Aber immerhin, die Hebräer sind empört, daß überhaupt der Anschein erweckt wird, als ob ... Der Stephan Großmann zetert aus voller palästinensischer Kehle („Tagebuch“ Nr. 46, 1927):

„Noch niemals seit ihrer Einführung, zum mindesten nicht in normalen Friedenszeiten, war die Freiheit der Presse in Deutschland so arg gefährdet wie in unseren Tagen, unter dem Einfluß der Landesverrats-Psychose von Reichswehr und Reichsjustiz. Die §§ 92, 93 und 94 des Strafgesetzentwurfs bedrohen mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren jede Kritik, jede Recherche in politischen, wirtschaftlichen und militärischen Dingen, die der gerade herrschenden Regierungsgruppe und dem gerade amtierenden Oberreichsanwalt nicht in den Kram paßt.“

„Recherche“ — das ist der Berliner Fachausdruck für Landesverrat, für Verrat *aller* Dinge, die von den frommen Hütern Versailles' als nicht mit der Bibel übereinstimmend angesehen werden.

Und der protestantisch getaufte Stephan fährt mit vibrierender Stimme fort:

„Darf man übersehen, daß mit einer solchen Verhaftung ein gefährliches Präjudiz geschaffen wird? *Gegen eines der größten und angesehensten demokratischen Blätter Berlins haben zeitweilig ein Dutzend Ermittlungsverfahren wegen Landesverrats geschwebt — will man wirklich in aller Ruhe abwarten, bis sich der Untersuchungsrichter des Reichsgerichts nicht nur den Redakteur eines kleinen Wiesbadener Wochenblattes, sondern auch die Redakteure des ‚Berliner Tageblatts' und der ‚Vossischen Zeitung' nach Moabit holt?* Oder bis das Geschäftsinteresse der

Verleger heischt, daß in dem politischen Teil der Zeitungen nur noch ‚amtliche Mitteilungen' veröffentlicht werden? Die Leute der ‚Menschheit' haben, falls sie sich Mißgriffe oder Übertreibungen zuschulden kommen ließen, wenigstens einen triftigen Entschuldigungsgrund: daß es nämlich moralische Pflicht eines radikalen pazifistischen Journalisten ist, jenen Reichswehr-Politikern, die mit der ‚Schwarzen Reichswehr', den Feme-Morden, dem Wehretat, den Filmsubventionen belastet sind, das denkbar schärfste Mißtrauen entgegenzubringen. Denen, die stillschweigend die schlimmste Vergewaltigung der Pressefreiheit an sich herankommen lassen, wird keine ähnlich gewichtige Entschuldigung helfen.“

Schau, schau! Der Stephan weiß also ganz genau, *wo* man hinfassen müßte. Er erzählt aber auch, daß *alle* solche Versuche niedergeschlagen werden.

Selbstverständlich! Die Stimme des Weltgewissens wiegt schwer, schwerer als das *deutsche* Recht.

Auch gegen die „Frankfurter Zeitung“ „schwebte“ ein Verfahren. Es ist dann davongeschwebt.

Wenn man alle landesverräterischen Blätter verbieten und alle landesverräterischen Schriftsteller einsperren wollte: es gäbe keine Demokratie mehr in Deutschland.

Das wäre furchtbar. In Paris ließe man alle Hoffnung auf Locarno fallen.

Und daß dies nicht geschieht, dafür sorgen schon die Stephans und Ignazens.

„Frauen-Liebe“

Unter diesem Titel erscheint „jeden Mittwoch“ (in Berlin natürlich) eine Zeitschrift für lesbische Liebe. Herrliche Anzeigen zeigen gleich, was los ist: „Die Diele der Damen Domino“, „Damenklub Hand in Hand“, „Damenklub Skorpion“ (!), „Café Dorian Gray“, „Verona-Diele, der gemütlichste Aufenthalt aller Freundinnen“ usw. Dazu schreiben Jüdinnen und „Deutsche“ Leitaufsätze. Z. B. eine Herta Laser über „Aus der Bewegung“ (Nr. 38, 1927):

„Wie oft hört man, daß verheiratete Frauen plötzlich fühlen, daß ihr innerstes Sein gar nicht zum Manne strebt, daß der Kern ihres Wesens homosexuell ist. Da ist nicht immer die herrschende Mode ausschlaggebend, oft handelt es sich um wirkliche Homoeroten. Nun wird in den meisten Fällen die Ehe unglücklich. Man lebt noch eine Zeit nebeneinander, vielleicht sogar in Zank und Streit, schleppt seine Familienverhältnisse vor die Richter, wird geschieden, verspürt einen Ekel vor dem Leben. Und warum? Weil sich ein Mensch nicht die Zeit nahm, über sich selbst nachzudenken. Aus Gedankenlosigkeit werden wieder zwei Menschen unglücklich."

„Warum haben wir in unserer Bewegung keine eigentliche Führerin? Ich hörte einmal, wie Artgenossinnen darüber sprachen und doch zu keinem Ziel kamen. Es klang eine bittere Klage durch ihre Worte, sie redeten sich die Köpfe heiß, und doch ist die Erklärung so einfach: Wir wollen, ehe ich zu einer vielleicht nahe kommenden Besprechung dieses Punktes schreite, auch nicht vergessen, daß das Kampftum für unsere Sache noch sehr jung ist und daß jungen Bewegungen nur sehr schwer die ersten ernsthaft strebenden Menschen erwachsen; besonders da unsere Bewegung, außer daß sie nur für einen kleinen Kreis Menschen bestimmt, im täglichen Leben den mannigfachsten Angriffen ausgesetzt ist und die Vorkämpfer für unser Recht die allergrößte Unduldsamkeit in den meisten Fällen erfahren müssen. Die Frau hat, wie vorher gesagt, im Kern ihres Wesens immer das Bedürfnis, bewundert zu werden. Hat sich dieses Bedürfnis auch in vielen Fällen schon abgeschliffen und verlangt sie nicht mehr nach Bewunderung, so spürt sie doch den starken Wunsch in sich, von ihren Kreisen anerkannt zu werden und nicht auch von den Menschen, um deren Leben es sich ja letzten Endes doch handelt, verraten und verlacht zu werden."

„Tempo, Tempo, schreit unsere Zeit, aber wenn ihr spürt, daß dieser Ruf erschallt, dann schüttelt lachend den Kopf. Nicht Tempo! Jetzt heißt es nachdenken über das Leben, unser Leben, und eine geruhsame Stunde schafft euch, sie wird zu unserem Ziele führen. Zu unserer Befreiung aus Hast und Jagen und Unterdrückung."

„Versucht euch, einen kleinen Kreis zu schaffen, in dem Menschen ihrem Menschtum leben wollen: Versuchet ruhiger zu werden. Laßt Göttin Zeit nur schwingen die Geißel des zermürbenden, rasenden Tempos, haltet nicht mit. Und ihr werdet sehen, wie schnell die Göttin ihren Sinn ändert, wie schnell sie euch ruhige Stunden gönnt: Wissen wir doch, daß Götter den Menschen untertan sein müssen, wenn die Menschen sich einig sind."

*

Nun kann es nicht mehr fehlen: Wir unsererseits raten der Herta Laser, eine lesbisch-demokratische Partei zu gründen. Die männlichen Lilaströmpfe würden auch in Scharen kommen. Die Demokraten können dann ihre Bude zumachen und wir wären um eine Sittenstatistik reicher.

„Nationale" Redner zu kaufen gesucht

Gute Spießbürger sprechen noch immer von einer „nationalen Rechten" und meinen u. a. auch die Deutsche Volkspartei damit. Dieser gute Glaube war 1920 noch verzeihlich. Heute weiß man, daß die D. V. eine rein jüdische Gründung gewesen ist: Finanziert vom Bankhaus Warburg, vom Bankhaus Bleichroeder, vom Ostjuden Litwin u. a. Wie man in diesen Kreisen die Redner der eigenen Partei einschätzt, davon gibt folgendes einen kleinen Begriff:

Im Anzeigenteil der „Kölnischen Zeitung", des Stresemannorgans, vom 28. Februar 1928, Morgenausgabe Nr. 117 b, war in besonders großer Aufmachung zu lesen:

„Politischer Redner
für die Zeit des Wahlkampfes
von rechtsstehender Partei gesucht. Nur erste Kräfte werden gebeten, Offerten mit Lichtbild, Lebenslauf, Referenzen und Gehaltsansprüchen einzureichen . . . an den Agenten des Blattes in Essen."

Gibt es einen besseren Beweis für die Verlogenheit des parlamentarischen Systems, dem es nur darauf ankommt, Stimmen zu fangen, um den Parteibonzen ein Leben in Freiheit, Schönheit und Würde zu sichern, als diesen? Gesinnung, Charakter ist Nebensache. Wenn nur den dummen Wählern von einem bezahlten Redner etwas Ordentliches vorgemacht wird. Wahlversprechen brauchen ja nicht gehalten zu werden!

Die Gesinnungsverlumpung, das ist die größte Errungenschaft des 9. November 1918.

Selbsterledigung und Selbsterkenntnis

Wir wissen, wie sich die offenen und verschwiegenen Mitglieder der großen auserwählten Familie gegenseitig unterstützen. Auch in ihren literarischen Geschäften. Nichts zeigt wohl diese Tatsache deutlicher als ein Aufsatz des „Berliner Tageblattes“ (29. März 1928) über die Verbreitung des sogenannten „deutschen“ Buches im Auslande. Wir lesen da u. a.:

„Wie groß das Interesse für deutsche Bücher in Amerika ist, geht aus der Tatsache hervor, daß beispielsweise Emil Ludwigs ‚Napoleon‘ in Amerika innerhalb zwei Jahren eine Auflage von 165 000 Exemplaren erzielte, während er in der doppelten Zeit in Deutschland die zwar auch beträchtliche Auflage von 71 000 Exemplaren erreichte. Die Frage, für welche Art von deutschen Büchern sich das Ausland am meisten interessiert, ist nach den Erklärungen führender deutscher Verlagsfirmen dahin zu lösen, daß allgemein im Ausland solche Bücher Erfolg versprechen, die sich entweder auf historische oder aktuelle Tatsachen gründen.“

„Allgemein aber ist die Beobachtung, daß sich das internationale Geschmacksniveau sehr ausgeglichen hat, und daß daher ein auffallender deutscher Büchererfolg in den meisten Fällen auch in fremden Ländern wiederkehrt.“

„Eine weitere Beobachtung ist, daß die Übersetzung guter Durchschnittsliteratur fast nie ein Wagnis bedeutet, daß hingegen die repräsentativsten deutschen Autoren, zum Beispiel Thomas Mann, zwar vielfach in fremde Sprachen übersetzt sind, aber verhältnismäßig im Ausland nicht die Resonanz gefunden haben, die ihrer literarischen Stellung in Deutschland entspräche.“

„Den Rekord in der Zahl der Übersetzungen hält Ernst Toller, dessen Schriften in fast allen Sprachen, sogar in japanischer Übertragung, vorliegen. Von modernen deutschen Autoren sind außerdem in letzter Zeit Arnold Zweig mit seinem ‚Sergeanten Grischa‘, Jakob Wassermann mit dem kürzlich erschienenen ‚Fall Maurizius‘ und früheren Romanen, Lion Feuchtwanger, dessen ‚Jud Süß‘ bekanntlich in England der größte Bucherfolg des letzten Jahres war, Arnolt Bronnen mit dem Roman ‚Barbara la Marr‘, Leonhard Frank, Alfred Neumann und Valeriu Marcu mit seiner ‚Lenin‘-Biographie vielfach in

fremde Sprachen übersetzt worden. Im übrigen ist die Erfahrung zu machen, daß für einen ausländischen Verlag bei der Erwerbung deutscher Buchwerke weniger der bedeutende Name ausschlaggebend ist als das an sich interessante Sujet eines Buches.“

Dazu ist zu bemerken, daß kein einziges der genannten Bücher den Anspruch auf die Bezeichnung deutsch machen kann, sintemalen es die Verfasser selbst ablehnen, Deutsche zu sein. Valeriu Marcus Herkunft ist uns nicht bekannt, Thomas Mann ist jüdisch verheiratet und erklärte, er lehne es ab, die „Schöpfungen“ seines Sohnes vom Standpunkt nationaler Ertüchtigung zu werten. Alle anderen sind Juden: der Ernst Toller, Räterepubkikaner zu München, erklärt, das dümmste Ideal sei das Ideal des Helden; Emil Ludwig wurde ganz simpel als Cohn beschnitten, ist treuer Edelbolschewik, begeisterter Anhänger der Piscator-Bühne, Liebling der „Roten Fahne“. Und schreibt über — Bismarck! Arnold Zweig schimpfte über den „viehischen Boche“, Feuchtwanger, der Jude, riet den Deutschen auszuwandern, falls es ihnen in der Judendemokratie nicht behage usw.

Das alles nennt sich heute „deutsche Literatur“. Daß diese sich international „ausgleicht“, versteht sich, denn die „Franzosen“, die „man“ in Deutschland hochlobt: Marcel Proust, Bernstein, Maurois usw., sind auch Palästinenser.

Man zeige uns aber einen Professor an den deutschen Universitäten, der es wagt, gegen diese Versumpfung aufzutreten! Die Adolf Bartels sind selten, dafür laufen Geheimräte in Rudeln umher, welche erklären, die Rassenfrage sei eine Menagerieangelegenheit . . .

PEN-Brüder

Der PEN-Klub ist eine internationale Schriftstellerorganisation, deren wirkliche Drahtzieher sich noch im Hintergrunde halten, deren meisten Mitglieder aber durchaus im Sinne des internationalen Logenwesens wirken. „Man“ kam 1928 in Oslo zusammen. Bezeichnend war die Propaganda für den jüdischen, in Budapest zu Gefängnis verurteilten Landesverräter Hatvany-Deutsch und die gegenseitige Übersetzungsversicherung der geschäftstüchtigen Schreiber aller Völker. Die „Voss. Ztg.“ (23. Juni 1928) berichtete über den Schluß

der Tagung: „In der Schlußsitzung des Kongresses wurde einstimmig als Tagungsort des nächsten Jahres Wien gewählt. Das traditionelle große Bankett brachte Reden der 22 erschienenen Delegationen, unter denen die Ansprache Felix Saltens für den Wiener PEN-Klub durch Schwung der Gesinnung, die Rede Theodor Däublers für den deutschen PEN-Klub durch humanistische Weltweite auffielen. Der Dank für die norwegische Gastlichkeit kam immer wieder spontan zum Ausdruck."

Felix Salten (Salzmann) ist ebenso Jude wie Däubler. Die heutigen deutschen Demokratien wurden also auch hier ihrem Wesen gemäß vertreten.

Veränderte Zeiten

Der Alfred Kerr-Kempner vom „Berliner Tageblatt" kann sich bekanntlich vor Entzücken gar nicht fassen, wenn irgendein bolschewistischer Mordfilm wie der „Panzerkreuzer Potemkin" seinen Einzug nach Deutschland hält. Einst, als Rußland noch von Russen und nicht vom jüdischen Auswurf beherrscht wurde, da rief der Kerr anders. Ganz anders. Die „N.-S.-Briefe" erinnern an sein Gedicht „Ostpreußen" in der „Frankf. Ztg." (!) vom 31. August 1914. Es lautet:

Ist Dein Land, Immanuel Kant,
Von den Skythen überrannt?

Mit Gestank und mit Gelärme
Stapfen stumpfe Steppenschwärme.

Hunde drangen in das Haus —
Peitscht sie 'raus!

Rächet Insterburg, Gumbinnen,
Und vertobackt sie von hinnen.

Peitschet, das ist Menschenruhm,
Knutentum; Knotentum.

Reiter, Fußvolk, Rossesschwänze,
Peitscht sie rückwärts an die Grenze.

Sollen über Schmalleninken
In die edle Heimat hinken.

Bei Kraupischken und Pillkallen,
Stallupönen und Wirballen
Über ihre Haxen fallen;

Dürfen uns nicht unterkriegen —
Peitscht sie, daß die Lappen fliegen.

Zarendreck, Barbarendreck,
Peitscht sie weg! Peitscht sie weg!

Nun, als es hieß: Ostjuden ins Land! da wurden die Tore Neudeutschlands weit aufgemacht. Und die Kerrs bemühten sich am meisten, es weit aufzureißen.

Goethe umbelfert

Goethe steht heute schlecht im Kurse. Die jetzige Zeit kann die Beschaulichkeit des Alten von Weimar nicht ganz begreifen und dieser richtige Kern unseres Zeitgefühls gibt vielen Kläffern willkommene Gelegenheit, über den Großen ein Gezeter zu erheben.

Da ist unter vielen derartigen Edelgenossen auch jener Jakob Haringer, den der braunschweigische Kultusminister einen „bedeutenden Dichter" nannte. Besagter Herr hat ein Heftchen herausgegeben, betitelt „Leichenhaus der Literatur oder über Goethe". Wir wollen kurz zusammenstellen, wie ein Geistiger von heute über Goethe „urteilt":

Zunächst erscheint Goethe als ein „Massenmörder" und „Geck", als ein „Verbrecher", dessen „Schweinereien und Trotteleien" der große Haringer nicht alle katalogisieren will. Er überlasse diesen „literarischen Freibeuter", „seinen Schleim", seine „Schuljungengeistmaschine" den „ausmistenden Ästhetentrotteln". Was den Jakob Ha-

ringer aber nicht hindert, fortzufahren: „Es ist wahr, daß er oft Dreck schabt . . . Er kannte nur Speichelleckerei . . . ein gemeines Ausnützen des Nächsten." Weiter erscheint Goethe als „Mädchen für alles der Weltliteratur", als „Stinkkerl", als „größtes literarisches Diebsreptil": „Das, was vielleicht bleibt, sind einige Fetzen Dramen und zwei Verse. Aber dies rechtfertigt nicht das, was ihr aus eurem würdigen Meier gemacht."

Das zweitemal — beteuert Haringer — könnte er das „seichte Getratsch von Dichtung und Wahrheit" und das „blödsinnige Schullehrerversgeschnatter vom Faust" nicht „hinunterwürgen". „Als ob dies Uns heut' noch was anging, mit was sich dies Idiotenreptil gelangweilt." Uns groß geschrieben!

In dieser echt demokratischen Sachlichkeit geht es noch seitenlang weiter, und was das „Aas" (!) Goethe sonst noch getan hat, um dem Haringer seine Minderwertigkeitsgefühle ins Oberbewußtsein und kranke Oberstübchen zu heben, erregt immer neue Zornausbrüche des „bedeutenden Dichters".

Wir wollen dem Herrn den § 51 zubilligen. Er gehört hinein in die Geistigkeit von heute und ist Gleichnis der neudeutschen Kultur von 1918.

Schmutz und Schund

Kuppler — Patrönchen

Die Romantik ist ein böses Gift, stellt also der fromme Lewisohn fest. Der ebenso fromme Sigi Jacobsohn aber kennt auch das Gegengift, mit dem er die Welt gesund machen will. Und er nennt es mit bezaubernder Eindeutigkeit. In seinem Briefkasten der „Weltbühne" (Nr. 44, 1925) brachte er seine Seele folgendermaßen zu Papier, als er von einem Vorgehen der Polizei gegen die geheime Prostitution hörte: „Und da muß ich doch sagen: wenn in diesem Land der Vereine, der vielzuvielen Vereine, einer fehlt, der Lebensberechtigung hätte, so ist es der Koitierschutzverein. Man soll die Menschen nicht in der Ausübung ihrer wichtigsten Funktionen behindern. Abgesehen von der seelischen Roheit: es ist auch ungesund. Sexualtruisten tun not, um Sexualdorados zu schaffen, um von jungen phantasie- und temperamentvollen Architekten Sexualkoven bauen zu lassen. Mit Fußangeln und Selbstschüssen für schnüffelnde Polizisten."

Fein und geistig ist das gesagt, wie alles, was aus der Fuselbude der Jacobsohn, Wrobel und Genossen kommt. Die neuen Wortprägungen gehören unbedingt ins Vokabularium der neuen Zeit und der großen internationalen judokratischen Weltbewegung. In einem „Koitierschutzverein" (zu deutsch: Bordellvereinigung) müßten unbedingt die Jacobsohns Vorsitzende sein. Auf jeden Fall kennzeichnet das Dasein der Jacobsohn, Bettauer usw. die moralisch erhöhenden Folgen der Beschneidung in handgreiflichster Weise.

Freundinnen von heute

Der Pendelschlag zum „Frauenstaat" hat neben lebendigen Verkörperungen auch bereits vielfach seinen dichterischen Niederschlag gefunden. Ist da z. B. ein „Roman unter Frauen" erschienen, betitelt „Freundinnen". Da erfahren wir denn von den ungeahnten Süßigkeiten der Liebe unter heutigen Mädchenknospen. Verzückt steht die jugendhafte Heldin vor einem Muttergottesbild; und siehe da: im Park trifft sie ein Mädchen, das ihm gleicht. Folgt Bekanntschaft, schwärmerische Liebe, „ein verzweifelter Kuß verbrannte beider Bewußtsein — ihre unwissenden, fassungslosen Glieder preßten sich unerbittlich aneinander . . . atemlos, wortlos, zärtlich und gewaltsam riß der Taumel ihrer Jugend sie hernieder . . . Sie waren so verloren, so aneinander verloren, daß sie nicht wußten, wie sie weiterleben sollten, so schwer von aller Süßigkeit der Liebe."

Näheres können wir uns ersparen. Zum Schluß heiratet die eine doch einen Mann. Wie unnatürlich und skandalös! Die andere ist darüber höchst entrüstet und erhebt ein bitteres Wehklagen ob dieser Untreue.

Verfasserin dieses Romans ist Maximiliane Ackers. Der Verlag hat die Schrift mit folgender Leibbinde versehen: „Ein Roman vom Kurfürstendamm. Das Buch für mondäne Leute. Dies erste Buch der jungen Berliner Schauspielerin schildert das aufdringliche, tolle Leben des Berliner Kurfürstendammes mit großer Aufrichtigkeit. Die Gestaltung der lesbischen Liebe ist in diesem Roman — vielleicht zum ersten Male in deutscher Sprache — vollkommen gelungen."

Woraus zu ersehen ist, daß Deutschland große Fortschritte auf dem Wege zur Demokratie macht. Wir empfehlen Frau Dr. Mathilde Vaerting diese Schrift zum eingehenden Studium. Sie findet in der Heldin die „Gleichgewichtsstellung" zwischen Mann und Frau. Den „Menschen", heißt es in ihrer Sprache . . .

Sexual-Sensationen

Zur Zeit scheint der jüdische pornographische Geheimvertrieb neben dem amtlich genehmigten besonders im Schwung zu sein. Ein Judenverlag preist eine Liebhaberausgabe des Aretino in geheimen Rundschreiben an. ein jüdischer Buchvertrieb einer Großstadt Mitteldeutschlands versendet vertrauliche Bücherverzeichnisse mit solch gemeinen Anpreisungen, daß wir uns außerstande sehen, ihren Inhalt auch nur anzudeuten. Andere machen in Wissenschaft . . .

Hat sich da ein koscheres Konsortium zusammengetan, als da sind der Päderastenprophet Dr. Magnus Hirschfeld, Dr. Leo Klauber, Dr. Ludwig Levy-Lenz, Justizrat Dr. Johannes Werthauer (wohl der Barmat-Anwalt), und geben unter Mitwirkung von Dr. Otto Goldmann jetzt ein großes „wissenschaftliches" Werk heraus, betitelt „Sexual-Katastrophen". (Der noch genannte Kriminalkommissar G. Lehnerdt scheint der einzige Paradechrist des Unternehmens zu sein.) Der Verlag wird im Rundschreiben nicht angegeben . . .

Dieser ungenannte Verlag versendet nun bereits gedruckte Empfehlungen. Darin wird Hirschfeld als „Kämpfer für die Rechte derer, die da ‚anders sind als die andern'", gerühmt, d. h. als Vorkämpfer der Päderastie. Man nennt ihn den „tiefschürfenden Gelehrten" mit weitem Blick in das „geheimnisvolle Triebleben" (der Lila-Strümpfigen). Von Leo Klauber wird gerühmt, daß er die „wissenschaftliche Überzeugung" habe, daß das Verbot der Fruchtabtreibung zu Unrecht bestehe. Wo er diese tiefe Überzeugung her hat? Nun, von wo anders, als aus dem Paradies der Kinder Abrahams, aus Sowjetjudäa! Dort werde jeder Schwangeren, die es wünsche, das Kind auf Staatskosten abgenommen. Das sei für Leo Klauber eine „vorbildliche russische Einrichtung . . ." Der Paradechrist (falls er das ist) Lehnerdt soll einen in seiner Einfachheit verblüffenden Vorschlag zur „Umgestaltung der Prostitution" ausgearbeitet haben. Welcher, wird, um Neugier zu erwecken, nicht mitgeteilt.

Er selbst, der Herausgeber Ludwig Levy-Lenz, widmet sich der Sexualkunde und wird das Publikum belehren, „vorbeugende Maßnahmen" zu treffen, um gegen die Gefahr der Lustseuchen gefeit zu sein.

Werthauer predigt Hilfe „den unschuldig vom Gesetz Verfolgten" (Barmat?). Er soll sich, der Große, durch alle Wirrnisse hindurchgerungen haben und „seit längerem zur völligen (!) Verneinung jeder (!) rechtlichen und sittlichen Grundlage des Strafrechts" gelangt sein. Natürlich, „um die Kultur sich weiter entwickeln" zu lassen.

Wie man sieht: die bolschewistisch-jüdische politische Predigt des Chaos findet hier ihre „wissenschaftliche" soziologische Ergänzung.

Die Empfehlung dieses neuen hebräischen Zersetzungsmanövers schließt mit folgender Bordellhymne:

„Unter dem geschminkten Antlitz der Dirne kommt für den verständnisvollen Lebenskenner oft das arme, verzweifelte Mädchen, unter der Maske der Kindesmörderin das gehetzte Weib zum Vorschein. Wir erleben das grausige Schicksal der unehelich Schwangeren, die nach einem verzweifelten Kampfe mit dem Lebenswillen den Tod sucht, das furchtbare Ende des Urnings, der, wie sein Geliebter, den Selbstmord dem Leben innerhalb der ihn brandmarkenden Gesellschaft vorzieht. Dirnen, die diese Gesellschaft erst für ihre Zwecke herangebildet hat, fallen der Verachtung, der Bestrafung und schließlich dem bittersten Elend anheim. Das junge Weib, das dem elementaren Trieb zum Manne unterlag, die Hausfrau, die unter dem Zwange wirtschaftlicher Not handelte, werden vom Gesetz mit schweren Strafen bedroht, wenn sie nach schwerem Seelenkampfe ihre Leibesfrucht abtreiben."

„Es ist so bequem, so selbstgerecht und so unwahr, zu verachten und zu verdammen, anstatt die Keime der furchtbaren Katastrophen auf dem Gebiete des Geschlechtslebens klar zu erkennen und in ehrlichem Kampfe mit den herrschenden mittelalterlichen Anschauungen zu brechen."

„Die Verfasser wollen diesen Kampf zum glücklichen Ende bringen und wollen zu diesem erhabenen Zweck — die Sensation."

Der letzte Satz sagt wenigstens brutal, was hinter diesem ganzen, für den Staatsanwalt schon längst reifen Treiben steht: die Sensationslüsternheit.

Ein unerhörtes Attentat auf die Demokratie

Der „jungen deutschen Demokratie" droht eine neue furchtbare Gefahr, eine Gefahr, die leicht eine unheilbare Verletzung ihres Herzens herbeiführen könnte: einige reaktionäre Kreise wollen nämlich ein Gesetz gegen Schund und Schmutz in der Literatur durchsetzen. Das wäre natürlich ein furchtbarer Schlag gegen den Geist vom November 1918 und würde die ganze schreibende Demokratie und das ganze Geschäft mit „Die ohne", dem „Junggesellen", dem „Uhu" usw. einfach hinmachen. So ließ denn Israel und Co. die ganze Geistigkeit vor Wut aufschäumen. Ausgerechnet im Saal des ehemaligen Herrenhauses zu Berlin versammelte sich im September 1926, was sich zum Schutz von Schund oder Schmutz berufen fühlte und protestierte mit Händen und Füßen gegen das „Attentat". Schreiben und Telegramme aller auswärtigen Gönner wurden verlesen und fanden „begeisterte" Aufnahme. Walter v. Molo warf sich in seine „Berliner-Tageblatt"-Brust und erklärte mit merklichem Stolz, er wäre als einer der ersten gegen das geplante Gesetz aufgetreten. Thomas Mann, der früher bereits offiziell mitteilen ließ, er lehne es ab, das „Schaffen" seines Söhnchens vom Standpunkt nationaler Ertüchtigung zu betrachten, zeterte über „Antiidealisten" (der „Junggeselle" ist wohl eine „idealistische" Schöpfung?), gegen die „Rückwärtser" und bewies seinen Salonbolschewismus in einer Weise, daß ganz Israel von Mosse bis Scholem (oder umgekehrt, was sich gleich bleibt) ihn erneut loben kann. Ihre treue Genossenschaft im Kampf beteuerten auch Albert Einstein, das relative Genie, und selbstverständlich auch der Vorkämpfer aller Päderasten, der Großjude Magnus Hirschfeld. Man denke auch, wie schrecklich, wenn dessen Propaganda nicht mehr blühen könnte! Was würde dann aus der jungen Demokratie werden? Gar nicht auszudenken!

Empört waren auch die Bolschewiken Kokér und der Zionist Arthur Holitscher, welcher früher den Sowjetterror pries, wo bekanntlich alles Nichtbolschewistische verboten ist. Nun aber Schund und Schmutz bedroht sind und folglich auch alle jene, die Geschäfte damit machen, so muß Holitscher natürlich — wie es im Reichstagsjargon heißt — eine „warme Lanze" für die Bedrohten einlegen. Auch sein galizischer Volksgenosse Julius Bab fehlte nicht. Worüber soll dieser arme Mann denn schreiben, wenn Ludwig-Cohn oder Panter-Tucholsky oder Kerr-Kempner keinen Schund mehr niederlegen?

Genosse Dr. Löwenstein, Jude und Stadtrat von Berlin, verkündete stolz (so berichtet der „Vorwärts" vom 11. September 1926), daß die Sozialdemokratie mit „unermüdlicher Energie" wider das Gesetz gegen den Schmutz gekämpft habe. Das gleiche erklärte Genosse Meier namens der marxistischen Landtagsfraktion, und der Jude Preuß verurteilte das Gesetz von der „juristischen" Seite.

Wie man sieht: alle in ihrer Existenz bedrohten Existenzen haben sich zusammengefunden und dokumentieren ihre Daseinsberechtigung und -notwendigkeit mit einer Einmütigkeit, daß die zitternde Angst

um ihren Schund oder Schmutz gleichsam durch alle Poren der syrischen Haut dringt.

Aber sie brauchen keine Furcht zu haben: die heutigen Reichstagsparteien sind sich ihrer Pflichten den Hirschfelds und Löwensteins gegenüber voll und ganz bewußt. Diese werden ihre Geschäfte mit dem Schund oder Schmutz sicher ungehindert weiterbetreiben bzw. „geistige Nahrung" aus ihnen „beziehen" können. Die größte Errungenschaft der Revolution ist in sicheren Händen der Majorität von Marxismus, Demokratie und Zentrum.

Wie's gemacht wird

Man glaubt an keinen Plan bei der Entsittlichungsarbeit des Judentums an allen Völkern. Trotz Münzer; trotz Meyers „Ahasvers fröhlich' Wanderlied". Vielleicht helfen folgende Geständnisse des Juden Artur Landsberger etwas nach. In seiner Schrift „Asiaten" sagt er:

„Wir (die Juden) spannen unser Netz über ganz Japan. Wir haben entscheidenden Einfluß auf sämtliche Liebesinstrumente dieses Landes. Alle werden die Melodie spielen, das Lied pfeifen, das wir angeben. Stellen Sie sich Japan als einen Riesenkörper vor. Jedes Land ist nichts anderes. Wer die Unterleibsfunktionen dieses Körpers reguliert, hat Einfluß auf den ganzen Körper, hat Gewalt über ihn. — Sehen Sie endlich, was ich will? Der Kampf um die Weltherrschaft muß zwischen Amerika und Japan ausgefochten werden. Durch einen Krieg? Das wäre grausam. Durch diplomatisches Feilschen? Das wäre eine beständige Unruhe, verbunden mit fortgesetzten Rüstungen. Es gibt aber noch eine dritte Methode: Amerika saugt Japan auf. Es vertrustet nicht nur die Liebe. Es faßt das Land bei seinem stärkst entwickelten Instinkt. Hier, wo der Geschlechtsakt eine natürliche Funktion des Körpers wie jede andere ist, wo man daher nicht wie bei uns ganze Berge moralischer Widerstände überwinden muß, um zu ihm zu gelangen, braucht man nur in geschickter Form den nötigen Anreiz zu geben — und das entfesselte Geschlecht entkräftet sich in einem Rausch, dessen Dauer von uns bestimmt wird. Durch Schaffung immer neuer Reizmittel kann man

diesen Rausch in Permanenz erklären und aus diesem Lande die Insel der Besessenen machen."

Gefährdung demokratischer Heiligtümer

Ein furchtbares Pressegewitter ging Ende 1926 durch die deutschen Lande: die heiligsten Güter der Novemberdemokratie wurden von ruchloser Hand angetastet, und Groß-Schwabing erhob sich mit aller Macht, um seine Daseinsberechtigung und Daseinsnotwendigkeit darzutun: Schund und Schmutz waren in Gefahr! Das Unglück wollte es, daß ausgerechnet ein demokratischer Innenminister gedrängt wurde, einen Gesetzentwurf fertigzustellen, der die geistigen Blüten Berlins knicken sollte. Die unbelehrbaren Gojim hatten trotz aller neudeutschen Geistigkeit nicht begreifen können, wieso der „Junggeselle", die „Ehelosen", die zahllosen Magazine, der „Uhu" usw. zur seelischen Nahrung eines Deutschen gehören und warum ausgerechnet diese Ausdünstungen gewisser Seelen als Zeugnisse deutschen Geistes im Auslande herumgezeigt werden müßten. So konnten denn der fromme Marx und der derzeitige Minister Külz nicht anders, als diesmal auch dem Drängen der Gojim nachzugeben.

Darob also bliesen die Wächter Zions in ihre alten Posaunen aus Jericho und riefen alle ihre Schutztruppen zur Hilfe: die Lilastrümpfe schrien über Gefährdung des Marktes, Damen in Stehkragen und Monokel erklärten ihren unentbehrlichen Beruf als gefährdet, die gesamte bolschewistische Führerschaft im Geiste rückte sechs- und achteckige Hornbrillen zurecht und verfaßte Proteste ob Knebelung der Geistesfreiheit. Die Sozialdemokratie trommelte „die Massen" in die Säle, und die Cohns und Levis hielten Vorträge über die furchtbare heraufkommende Reaktion; aus dem ganzen Auslande liefen Sympathieerklärungen ein, das Pariser Café de la Rotonde war ebenso aufgeregt wie das Café Größenwahn zu München, und selbst Bernhard Shaw prüfte, ob sein Geschäft in Deutschland leiden könnte.

Ullstein seinerseits trommelte alle seine Ausgeher und Verkäufer zusammen, alle jene armen Teufel, die ein paar Groschen verdienen, damit Ullstein durch seine „Uhus" und „Morgenpost" Hunderttausende einsteckt. Diese armen Teufel protestierten auch für Schund

und Schmutz im Namen von Geistesfreiheit. Wer wollte es **ihnen** verübeln angesichts des dritten Daweswinters und der zwei Millionen Arbeitslosen, die uns die Barmatokratie beschert hat als „Sieg auf der ganzen Linie"!

Und dann geschah das Furchtbarste: eine Hauptstütze der Demokratischen Partei entzog seine Kraft: Theodor Wolff, der Chefredakteur des „Berliner Tageblatts" und des „Ulks", also der Herr des „undeutschesten aller deutschen Blätter", wie die „La Plata-Zeitung" in Buenos Aires kürzlich feststellte. Einen demokratischen Minister ansehen zu müssen, der gegen Schund und Schmutz zu kämpfen gedachte, das war selbst für das abgehärtete Herz des Théodore Wolff zuviel: er trat aus der Partei aus. Und so können denn die Kerrs, Polgars, Klötzels nebst anderen Kindern Israels und Schabbeschristen mit Wonne erklären, daß der große Theodor das Banner der „Geistesfreiheit" nicht niedersinken läßt und sie weiter beschäftigen wird.

Sie werden weiter kritisieren und „dichten". Etwa so wie ihr Kollege Paul Boldt im „Prager Tagblatt" vom 20. November 1926, der unter dem Titel „Die schlafende Erna" also geistete:

> Auf einer Ottomane aus Mohär
> Liegt sie in Seidenröcken, eine Truhe
> Voll Nacktheit, und ich denke voll Unruhe
> An dein Geheimstes — schönes Sekretär.
>
> Die Frauen tuen Wundervolles in die Seide.
> Am Knie beginnt es. Ich will es auspellen,
> Wenn Küsse summen nach hautsüßen Stellen
> Im Bett, daß wir nicht schlafen können beide.
>
> Du großes Mädchen, die noch kleinen Brüste
> Schmücken dich mir. Auf den geheimen Schmuck
> Hast du die linke weiße Hand gelegt.
> Ich dachte: Soll die eine, die sie trägt —
> Die schwarze Blume welken von dem Druck?
> Und nahm die Hand weg, die ich leise küßte.

Ist das nicht die Schönheitskunde aus der Jerusalemer Straße zu Berlin?

Schmutz dem Kinde!

Bisweilen sind die Judäer verflucht offen. Gleichsam aus Wut, daß das Gesetz gegen ihren Schund und Schmutz doch durchgegangen ist, bricht das ganze Innere eines solchen geistigen Demokraten von heute urplötzlich nach außen. So im „Tagebuch" vom 11. Dezember 1926. Zuerst wird mit schiefem Lächeln also begonnen:

„Wenn sich auch nicht bezweifeln läßt, daß die Urheber des Gesetzes gegen Schund und Schmutz es eigentlich auf die Kunst abgesehen haben, glaube ich doch nicht, daß man mit dem Gesetz der Kunst viel wird anhaben können. Wann hätte denn die Zensur etwas gegen die Literatur ausgerichtet? (Man scheint also gewisse Sicherungen eingeleitet zu haben! A. R.) Die deutsche Dichtung hat — von Goethe bis zu Heine — ihre schönste Blütezeit unter der Herrschaft der dümmsten und bösartigsten Zensur erlebt, die es jemals in Europa gab. Heute blüht die große englische Literatur, und England hat die rückständigste Zensur der Welt. Und was für eine Zensur war es, unter der die Russen von Gontscharow bis Tolstoi ihre Romane geschrieben haben! Nein, den Mißbrauch des Gesetzes gegen Schund und Schmutz muß man nicht ernstlich fürchten. Aber ich fürchte sehr seinen richtigen Gebrauch. **Wie schlimm wird es werden, wenn man der deutschen Jugend Schundschriften und Schmutzschriften vorenthält!**"

Und dann fährt das wohlwollende Judenblatt fort:

„Ganz unentbehrlich ist für die Jugend jedenfalls der Schmutz. Die alten Tanten stellen sich vor, daß die reine Phantasie von Jünglingen und Jungfrauen durch Schmutzschriften verdorben wird. Aber es steht in Wirklichkeit so, daß die Phantasie junger Menschen im Pubertätsalter und noch etwas nachher schmutzig ist — und diese Phantasie bedarf der Schmutzschriften, um ihre Erregungen auf unschädliche Art abzureagieren. Nimmt man der Jugend die Schmutzschriften, so wird die Zahl jugendlicher Sexualverbrecher furchtbar anwachsen — die Ventile sind geschlossen, der innere Druck muß zerstörend wirken. Für die Jugend bedeuten Schmutzschriften ebensoviel und noch mehr wie für die Erwachsenen die Zote. Was würde aus allen den braven Bürgersmännern und Arbeitern, die am Wirtshaustisch, im Kegelklub oder bei Herrenabenden wacker draufloszoten, wenn man ihnen dieses Seelenventil schließen könnte — welche

Schweinereien würden sie anstellen, wenn sie keine Schweinerei mehr reden könnten!"

Das muß selbst für ein einigermaßen abgehärtetes Gemüt genügen. Leider wird es wohl so kommen: der Schmutz und Schund wird trotz des neuen Gesetzes erhalten bleiben. Denn keine demokratische Regierung wird das „Tagebuch", die „Weltbühne", das „Berliner Tageblatt" usw. verbieten ...

Das schwerverdauliche Schundgesetz

Obgleich der alljüdischen Geistigkeit noch gar nichts geschehen ist und trotz des Gesetzes gegen Schmutz und Schund die Mosse- und Ullsteinblätter ruhig weiter erscheinen, ist Israel sehr beunruhigt. Nicht nur im Inlande zetert jeden Tag ein neuer Schmock — der im tiefsten Innern seiner Nigroseele fühlt, daß sein Dasein und Wissen gänzlich unnötig auf dieser Welt sowohl wie in der künftigen ist —, sondern auch das Ausland ist mobilisiert worden. Vorposten ist z. B. in der Tschecho-Slowakei u. a. das in deutscher Sprache erscheinende jüdische „Prager Tageblatt" (4. 2. 27). Nachdem erklärt wird, daß die Nachfrage nach den Weibern das einzige Mittel für Poincaré sei, Geld ins Land zu bekommen, um den Franken zu stabilisieren, schimpfte das Blatt in beherrschungsloser Offenheit:

„In Österreich ist gegenwärtig der Prälat Seipel am Ruder, ein tief überzeugter Sittlichkeitsapostel, dem der Gedanke fernliegt, daß ein Staat, den die Politiker ins Elend gejagt haben, mit naturgesetzlicher Zwangsläufigkeit auch sittlich zurückgehen muß. Vor einiger Zeit hat er ein paar arme Leute, die sich damit zu ernähren suchten, daß sie pornographische Filme für den Export nach dem Balkan herstellten, verhaften und bestrafen lassen. Nun ist Wien unvergleichlich geeigneter als Prag, das Pariser Vorbild in unseren Längengraden zu vertreten; wenn also Wien durch die klerikale Herrschaft um die letzten Chancen gebracht wird, seine Vorzüge als Amüsierstadt auszunützen, so besteht keine Notwendigkeit, daß die konservativ-klerikale Parlamentsmehrheit auch bei uns in denselben Fehler verfällt und zu dem Alpdrücken von tausend unausführbaren Gesetzen, die sie uns schon geliefert haben, noch ein neues tausendeintes Heucheleigesetz aufnötigt, dessen Ergebnis nichts anderes sein kann, als eine Vermehrung der ohnehin schon recht zahlreichen Gesetzesumgehungen."

Diese Schweinefilme verfertigenden „armen Leute" sind sicher schwerreiche Galizier gewesen, denn daß die Herstellung von Filmen Riesensummen verschlingt, wissen die koscheren Leser des „P. T." natürlich ganz genau. Der Schluß ruft geradezu mit unverhüllter Energie zur Pornographie, auf deutsch: Schweineschriftstellerei auf. Und dann eine Klage der Pariser Bordellwesensvergötterer:

„... in dem Punkt, in dem Deutschland und England das schlechteste Beispiel geben, in der Zensur, die sich angeblich gegen Unsittlichkeit richtet, in Wahrheit aber als eine neue Schranke der linksgesinnten Öffentlichkeit sich auswirken muß, gerade in diesem kläglichsten Ergebnis der neudeutschen Regierungskoalition wird uns das große Reich zum Vorbild."

Wir begrüßen es mit aller uns zu Gebote stehenden Herzenswärme, daß hier aus berufenem Munde die Schmutzschriftstellerei als eine wesentliche Tätigkeit des demokratischen Radikalismus anerkannt wird.

Wir hätten diese Offenherzigkeit nicht erwartet.

Aber wenn das Herz voll ist, fließt auch die dicke Lippe manchmal über.

Markt für junges Fleisch

Wien ist die Hochschule der demokratischen Journalistik; die Hochschule jener Züchtung perversen Geschmacks, der heute bereits salonfähig in höchsten Kreisen geworden ist. Ein Beispiel aus dem „Wiener Journal" vom 22. Mai 1927. Dort hieß es in einem Aufsatz „Die Wienerin, die in Paris berühmt ist" (Untertitel „Mariette Lydis, die Malerin"):

„Gewisse Leute bewundern die erotische Phantasie dieser jungen, übrigens mutigen Malerin, deren Bilder man sich nicht in den Salon aufhängen möchte ..."

Und nun weiß der Kritikus sich vor Wollust nicht mehr zu lassen:

„Aber diese Frauenbilder, die von Erotik dampfen, sind bis zu

einem fast der Fruchtbarkeit angenäherten Grad . . . Die Frauen der Lydis sind das Weibstier, das auf dem Markt ausgeboten wird. Umzüngelt von der Gier der Männer sind alle diese Frauen prangende, strotzende, in ihrem Fleisch wie in das Fatum eingebettet, zur Verheerung, Vergiftung und Fäulnis vorbestimmte Wesen."

„Alle Hüllen wegzureißen, bis Augen, Münder, Brüste, Knospendes wie Verwüstetes nur noch das eine auszusagen wissen: Glanz und Elend des Geschlechtes . . . Markt jungen Fleisches."

In dieser Zeitung aber veröffentlichen alle führenden Politiker des demokratischen Europas wichtige Aufsätze.

Damit ist der „Geist des Fortschritts" durch seine Bannerträger selbst als ein der „Fäulnis vorbestimmtes Wesen" gekennzeichnet.

Die Kloake

Das wäre der Titel, den sich die „Literarische Welt" zu Recht hätte beilegen müssen, um das Wesen einer großen Anzahl der sie vertretenden „Geistigkeit" erschöpfend zu schildern.

1927 erschien eine Sondernummer von ihr: „Deutsche Jugendbewegung" (Nr. 32). Was hier geboten wurde, überstieg alle bisher gewohnten Schamlosigkeiten. Unter den Täuschungsschlagworten „literarisch" und „Sondernummer: Deutsche Jugendbewegung" wird versucht, Dr. Harmsen von der jungdeutschen Bewegung, die evangelische und die katholische Jugendbewegung in das jüdisch-kommunistische Fahrwasser von Leschnitzer, Wrobel, F. W. Förster und Genossen zu ziehen, mit denen diese in einer Zeitschrift Artikel veröffentlichen.

Fritz Riebold schrieb über „Vom Weg evangelischer Jugendbewegung", Dr. Nikolaus Ehlen über „Katholische Religion und Jugend", Dr. Harmsen über „Vom Wandervogel zum jungdeutschen Staatsgedanken" —, und in derselben Nummer erschien eine „Ballade der Vorstadt", die an Unzüchtigkeit alles bisher Veröffentlichte überbietet und klar das jüdische Ziel der Untergrabung der deutschen Fortpflanzung erkennen läßt:

— — — — — — —

Der Januar war unser Mai.
Im Treppenhaus wurde uns warm.

Wir standen da wohl bis morgens zwei,
Ich krault ihr das Haar unterm Arm.

— — — — — — —

Ich hat ihr die Hose herabgezogen,
Sie half mir sträubend dabei,
Dann waren wir bebend, eng versogen.
Ein Schutzmann klappt draußen vorbei.
Wenn die Sonne kam, dreht ich Granatendreck,
Und stopfte mir Kohl in den Darm.
Das war unser edelster Lebenszweck,
In Versammlungen schrie ich Alarm!
Und ging zu ihr.
Bis morgens drei.
Da glotzt bei uns lautlos auch ein Tier,
Und wir fielen wimmernd entzwei.

— — — — — — —

Mitblutend kauert ich wie im Versteck;
Es war nach Monden drei.
Der Doktor nahm ihr das Unglück ganz weg,
Weinend verhielt ihr die Mutter den Schrei.
Am Morgen trieb eine rote Tüte
Auf petroleumbuntem Kanal,
Drin war gesargt eine blutige Menschenblüte.
Und Himmel gongt Frühling! Sonne war Strahl!

An weiteren Kunstblüten aus diesem Propagandablatt der Weltrepublik seien erwähnt: „Der Roman des jüdischen Kindes" von Edmond Fleg, übersetzt von Mimi Zuckerkandl; ferner „Mob, die Geschichte einer Jungenszeitschrift". Hier offenbart sich die ganze Verhöhnung der deutschen Jugend. Man lese folgende Schweinerei als „Lebensbekenntnis junger Menschen":

Drei Jungs kommen aus einem Kino, die Nacht ist warm, über dem Dresdner Altmarkt läuft die Lichtschrift.

Drei Schüler, sie haben sich untergehakt und sind plötzlich still geworden. Der Chaplinfilm war so schön — aber sonst . . .

Morgen geht der Klamauk wieder los: Livius, Konjugation der unregelmäßigen Verben; „Sagen Sie die Geliebten Goethes nacheinander auf, Lehmann! Aber in richtiger Reihenfolge."

„Hast du Geld?"
„Nein!"
„Schade."
Sie steigen in das Pissoir hinunter, Altmarkt in Dresden, neben dem Rehfeldhaus, und da sagt einer: „Wir müssen eine Zeitschrift schreiben und dann die Bande durch den Kakao ziehen —!" Nach einer kleinen Pause, wollüstig gedehnt: „Durch den Kakaaooo — —!"
Hübsch plätschert das Wasser in die Rinne. Über die Seitenwand hinweg fragt er mich: „Wie wollen wir sie nennen?"
„Mob." Und so entstand das erste Heft.

Noch nicht genug „Freiheit"

Irgendein Schmock hat ein- und zweideutige Anzeigen in verschiedenen Zeitungen veröffentlicht und nun ein Buch geschrieben über die eingelaufenen Antworten. Es mangelt offenbar noch an Büchern in Deutschland. Ein anderer Schmock setzt sich hin und schreibt über den ersten eine meterlange Besprechung. Natürlich in der „Literarischen Welt" des Juden Haas (Nr. 42, 1927). An sich ist das belanglos. Bemerkenswert ist nur die Einleitung:

„Das puritanisch heuchelnde, unnatürlich fälschende Gesetz, mit dem die christlich-europäische Welt sich verkrüppelte, erotisch unfrei und hämisch machte, mußte zur Folge haben, daß der machtvolle sexuelle Trieb sich im Schleichhandel und auf Schmugglerpfaden das Seine holte. Das gilt für heut noch mehr als für frühere Zeiten (im Mittelalter hatte sogar die Kirche ein weitherziges Verständnis für die sexuellen Bedürfnisse des Menschen). Die Oberfläche trügt: bei scheinbar frivolerem, ungebundenerem Gebaren herrscht in der Zeit der kurzen Röcke, der durchsichtigen Kleider, des Tanz- und Badeflirts, der sportlichen Ungezwungenheit, der ungenierten Rede, herrscht auch in sogenannten vorurteilslosen Weltstadtkreisen, unter Künstlern und politisch linken Leuten, sobald es darauf ankommt, eine entsetzliche Befangenheit, Kargheit, Beschränktheit, ein Versagen und überhaupt Nichtbegreifen im Wesentlichen, ein Ignorieren, Nichternstnehmen, Nichteinmalspüren der sexuellen Verarmung und Unterdrückung. Auch das offizielle Schrifttum, und wäre es das am ehesten naturalistische, auf photographische Genauigkeit bedachte, gibt meistens romantisches Arrangement und kitschige Verklärung. Man muß zur Ergänzung und Berichtigung des da Gebotenen die illegale, unterirdische, verbotene Literatur hinzuziehen, das unter der Hand, unter Ausschluß der Öffentlichkeit, mit Hehler- und Kaschemmenheimlichkeit verschleißte Schrift- und Bildmaterial, die (richtig gelesenen und verstandenen) Annoncen, Reklamen und Handzettel. Auch hier wird mit Schwindel und Maskerade gearbeitet, grimassiert und posiert, aber die Nacktheit schimmert eher durch, die Lüge zwinkert sympathisch und will oft nur den gefährlichen, offiziellen Aufpasser düpieren, die Kostüme haben für kundige Augen einen tieferen Sinn, was Zeit und Sitte verrenkten, wird krasser offenbar."

Also im Zeichen der Bordelliteratur in der „Weltbühne" und in der „Lit. Welt" noch immer zu wenig „Freiheit" . . .

Die „honorigen Bordellwirte"

Zu unserer Schande gestehen wir, eine echte Kulturkunde unserer Zeit glatt übersehen zu haben. Zwar wissen wir, daß der „Vorwärts" laut aufjubelte, als das neue Gesetz zur „Bekämpfung" der Geschlechtskrankheiten alle Städte Deutschlands dem hemmungslosen Dirnenbetrieb auslieferte. Ein Mann, Moses mit Namen, schrieb dort, jetzt sei der Prostitution die Entehrung genommen. Nun hat neben dem Parteiblatt, dieser Zeitung, die deutsche ehrliche Arbeiterfrauen noch immer ohne Feuerzange in die Hand nehmen, noch eine weitere ihr Herz ausgeschüttet: Die Mannheimer „Volksstimme". Dem „Heimatgruß" von Bahia Blanca verdanken wir folgenden Hinweis:

Die sozialdemokratische Mannheimer „Volksstimme" (Nr. 66, 1927) läßt sich wie folgt vernehmen:

„Nicht einmal Wilhelm und seine 21 Kollegen hat man entschädigungslos enteignet. Selbst die Ludendorff, Lüttwitz und Ehrhardt beziehen von ihrer heißgeliebten Republik anständige Pension! Aber den honorigen (wörtlich! Verf.) Bordellwirten Deutschlands nimmt man ohne Entschädigung Beruf (!) und Brot. Dabei haben sie viele Jahrzehnte zu Nutz

und Frommen des deutschen Volkes gewirkt, im Schweiße (!) ihres Angesichts gearbeitet, Sitte gewahrt (welche Prachtmenschen! Verf.) und besser als die Schupo den Verkehr geregelt. Zum 1. Oktober wirft man sie zum alten Eisen. Sie erhalten keinen Pfennig Entschädigung oder Wartegeld. Hätten sie regiert wie Wilhelm, geputscht wie Ludendorff ..., so ständen jetzt erkleckliche Reichsmittel für sie bereit. Aber sie waren nur brave Gewerbetreibende (Oh, ihr armen Kuppelmütter! Verf.). So etwas ist nur in der glorreichen Republik möglich. Im Kaiserreich wählten die Bordellwirte in der ersten Klasse (Na also! Verf.) des gottgewollten Dreiklassenwahlrechts. Da wußte man noch dem Verdienst (!) seine Krone, der staatserhaltenden Arbeit ihre angemessene Bewertung zu sichern."

Wenn ein deutscher Arbeiter als Familienvater das vorstehende Geseire eines hebräischen Schmocks liest, muß es ihn ekeln, daß ein solches Parteiblatt noch immer zu behaupten wagt, es vertrete die Belange deutscher Arbeiter. Aber die Belange der Demokratie vertritt das Blatt sicher in vorzüglicher Weise.

In guter Schule

Ein gewisser Erich Kästner zeigt im „Tagebuch" des Bosel-Großmann (Nr. 40, 1927), daß er bei den Polgar und Tucholsky die neue Form gut gelernt hat. Über den „Jahrgang 1899", der zum Militär einberufen wurde, dichtet er u. a.:

„Wir haben die Frauen zu Bett gebracht,
Als die Männer in Frankreich standen.
Wir hatten uns das viel schöner gedacht.
Wir waren nur Konfirmanden.
— — — — — — — — —
Dann gab es ein bißchen Revolution
Und schneite Kartoffelflocken;
Dann kamen die Frauen, wie früher schon,
Und dann kamen die Gonokokken."

Das genügt wohl. Dem Kästner scheinen die Gonokokken in den Kopf gegangen zu sein. Eine Voraussetzung, im „Tagebuch" schreiben zu dürfen.

Die offenherzigen Mosses

Eine märkische Pastorengattin hatte sich bei einem Frauennachmittag geäußert, „Zeitungen, die alles Kirchliche und Nationale verunglimpfen, wie z. B. das ‚Berliner Tageblatt', gehörten nicht in ein christliches Haus". In einem darauf erfolgenden Wutanfall leistete sich das syrische „Berliner Tageblatt" u. a. folgenden Satz:

„Eine unbeträchtliche Person verdient es eigentlich nicht, daß man sich mit ihr beschäftigt. Aber die Frau Pastor ist sozusagen ein typischer Fall, und von Zeit zu Zeit ist es notwendig, einer Vereinsschwätzerin die selbstgefällig geblähten Höschen strammzuziehen."

Es versteht sich, daß gewisse protestantische Pfarrer sich trotz dieser Anpöbelung nicht hindern lassen werden, ihre Weisheiten im „B.T." auch fernerhin niederzulegen.

Eine „Tagebuch"-Nummer

Der sogenannte nationale Bürger liest vielleicht die sich geistig nennende Schundliteratur nicht, also auch nicht das „Tagebuch" des Wiener Juden Stephan Großmann. (Jetzt Leopold Schwarzschild.) Aber es täte ihm gut, diese Wochenschrift ab und zu zu lesen, um zu begreifen, wie das heranwachsende Geschlecht, das jene und ähnliche Erscheinungen überall angepriesen findet, systematisch verseucht und zernagt wird. Hier sei nur ein Heft (Nr. 5 v. 4. Febr. 1928) etwas näher untersucht. Eröffnet wird dies, wie alle anderen, mit einem „Tagebuch der Zeit". Zunächst haben es wieder einmal die Bauern und Agrarier den Kurfürstendammhebräern angetan. Sie leugnen nicht, daß viele vor dem Ruin stehen. Das Wort vom Steuerstreik der Regierung gegenüber hat die Stephans aber sehr erbost, da tatsächlich die Eintreiber der Dawestribute dadurch ins Wanken gebracht werden könnten. Und der Großmann aus Leopoldstadt-Wien erklärt:

„Vermutlich wird man also bald hören, daß der Bauernstreik, den es kürzlich im Kreise Putbus gab, in anderen Gegenden nachgemacht wurde, daß es zu organisierten Steuerverweigerungen und Stürmen auf Finanzämter kam. Man wird dafür mit Recht die

Hetze der Landbundführer verantwortlich machen. Aber schlimmer und verhängnisvoller ist die Indolenz der Regierung, für die sich alle Probleme der landwirtschaftlichen Krise auf die eine Frage zu konzentrieren scheinen, wieviel Millionen Mark im Augenblick zum Verschenken vorrätig sind."

Man merkte: nicht der Dawes-Versklavungsplan war also schuld, sondern der Charakter, der die Sklaverei nicht mehr tragen kann.

Dieses Ablenken ist ein Hauptmittel alljüdischer Pressepolitik.

*

Daß der Schund und der Schmutz unangetastet bleiben würden im Deutschland von heute auch nach Annahme des Schutzgesetzes, war jedem klar. Das „Tagebuch", das in Schmutzschriftstellerei schwelgt, höhnt deshalb lustig darauf los: „Eine Nachfrage bei der Leipziger Oberprüfstelle ergab, daß bisher nur vier Schriften verfemt worden sind, nämlich die Wochenschrift „Abels Nachtpost" — ein Organ zur Bekämpfung der Straßenprostitution, dessen Herausgeber gegenwärtig wegen einer Erpressungsaffäre in Haft sitzt — sowie drei Romane, die folgende Titel führen:

Die schöne Krankenschwester oder Liebe und Leiden einer Dulderin.

Die blinde Gräfin.

Die Bettelgräfin oder Schicksale einer Grafentochter.

Tant de bruit pour une omelette?"

Weiter wird festgestellt, daß der Spaß für 1928 348 620 Mark kosten wird, also 43 577 Mark pro Schmutzschrift.

Der Hohn ist gut. Und berechtigt.

Unterdessen spielt Jonny auf 60 deutschen Opernbühnen auf. Und das „Tagebuch" erscheint weiter. Dafür darf der deutsche Steuerzahler blechen . . .

Der General Groener wurde zur Freude aller „Tagebuch"-Leser Reichswehrminister. Am 5. November 1918 hatte dieser Herr noch jeden für einen Schuft erklärt, der den Kaiser verlassen wolle. Vier Tage später war ihm der Fahneneid eine „bloße Idee". Daß solch ein Mann vom Kurfürstendamm geliebt wird, versteht sich von selbst. Das „Tagebuch" druckt zunächst aus den Erinnerungen des Generals Maerker einige Absätze ab, in denen dieser von seiner Abmachung

mit Noske erzählt, die Diktatur auszurufen. Dann wird das Versailler Diktat behandelt: „Die Entscheidung dieses verhängnisvollen Tages neuester deutscher Geschichte gab ein Fernspruch des Generals Groener an den Reichspräsidenten, in dem er jeden Kampf für aussichtslos erklärte und seiner Überzeugung Ausdruck verlieh, daß auch das Heer sich schließlich mit der Unterzeichnung abfinden würde. Es bedürfe aber eines Aufrufes von Noske an das Heer, wenn dieses nicht auseinanderlaufen solle.

„Die Nationalversammlung nahm den Vertrag an und erklärte Deutschland damit für ehrlos und achtungsunwürdig!"

Wozu das „Tagebuch" des Stephan Großmann grinsend hinzufügt: „General Groener aber war es, der nach dieser Darstellung die Unterzeichnungsfrage robust entschied, in klarerer Erkenntnis der Wirklichkeit und vor allem der Heeres-Psychologie als seine Kollegen. Er war es, der durch sein entschlossenes Eingreifen das Vabanque-Spiel der an der Fortsetzung des Krieges so innig interessierten Generäle verhinderte. Möge er sich in seiner neuen Stellung recht häufig daran erinnern."

Wir gratulieren Herrn Groener zu diesen Freunden, die für den großen Wilson-Betrug kein böses Wort gefunden haben.

*

Auch die deutschen Schulbücher sind den Hebräern noch nicht pazifistisch und syrisch genug; worüber ein Siegfried Kawerau seine Ansichten niederlegt. Zunächst ist er unzufrieden, daß Deutschlands „Kriegsschuld" nicht in Deutschland selbst „anerkannt" wird: „Arnold Reimann bespricht dann den Ursprung des Weltkrieges: ‚Von einer deutschen Schuld am Weltkriege kann keine Rede sein.' ‚Sein angeblicher Militarismus war nichts als der Geist der Zucht und Ordnung.' Und so könnte man noch viel zitieren: ‚Neuland' ist ein Lesebuch für Mädchen."

Dann hat dem Grenadier Jehovas das noch immer gebrauchte Wort „deutsch" wehe getan. Er jammert:

„Es ist hier nicht die Aufgabe, eine Aufzählung aller Bücher zu geben; einzelne Lesebücher haben in den Bänden der Oberstufe und in einzelnen Teilen Ausgezeichnetes zu bieten: so der Prima-Band von ‚Aussaat', so Teile vom ‚Deutschen Hort', so mit gewisser Ein-

schränkung ‚Deutsche Kultur', so die Gedichtsammlung zu ‚Wägen und Wirken'.

„Wenn etwas am Gesamtbild ferner als Zeichen einer Zeitkrankheit gedeutet werden darf, dann ist es die Vorliebe für das Eigenschaftswort ‚deutsch', das unzählige Male in Titeln und Überschriften erscheint. Dieses überbewußte Deutsch-sein-Wollen ist ein Zeichen seelischer Schwäche gerade bei denen, die so starke Gebärden und so große Worte lieben. Vom Selbstverständlichen braucht nicht gesprochen zu werden. Wer aber immerzu von ‚deutsch', ‚national', ‚rein', ‚edel' reden muß, wer sein eigenes Volk immerzu erheben muß und über alles emporsteigern, der verrät nur, daß er die Suggestion an Stelle der schlichten Tatsächlichkeiten braucht, daß ihm auch die einfache und köstliche Form seines Volkstums zu einer Sache marktschreierischer Großtuerei geworden ist.

„Wir hoffen, daß der neue Preußische Landtag Gelegenheit finden wird, sich einmal gründlich mit diesen Volksbüchern unserer Zeit zu beschäftigen."

Wie fein gesponnen das doch ist! Nur ja kein Stolz auf deutsche Werte! Nur ja keine Abwehr gegen die Syrier Zweig, Großmann, Tucholsky, Kerr, Mosse, Bernhard, Ludwig usw.! — Daß der Preußische Landtag helfen wird, ist ohne weiteres glaubhaft; dort regieren Sozialdemokratie, Demokratie, Zentrum.

Daß diese drei mit Deutschtum nichts zu tun haben, ist freilich mehr als sicher.

*

Es kann nicht fehlen, daß im gleichen Atemzuge das heilige Frankreich, von wo zuerst Syriens Freiheit verkündet wurde, gelobt wird. Ein Gespräch mit André Gide wird veröffentlicht, dem „Zauberhaften", dem „Einfach-Menschlichen", dem „Stillgütigen". Und von diesem Zaubermann verzeichnet das „Tagebuch" freudig-widerspruchslos den Satz:

„Ich verstehe so gut", sagte er, „daß sie (die französische Dichtung) aktivistisch sein muß, daß sie nicht anders als aktivistisch sein kann, daß sie dabei das Heroische, Kämpferische bevorzugt und von einer bitteren Unduldsamkeit ist. Meine Generation hatte soviel Schutt wegzuräumen — à déblayer. — In unserer Jugend war der Realismus verflacht; wir mußten wieder das Ich, die Seele in ihre Rechte einsetzen."

Für Frankreich — Aktivismus! Für Deutschland — pazifistische Knochenerweichung!

Das ist der Zweck der Übung.

Das ist das Wesen des gepriesenen „Geistes von Locarno".

*

Nachdem sich eine andere Journaille noch über Mussolini ausgeschleimt hat, der ihr nicht alle „Meldungen" durchgehen ließ, als sie noch in Italien geduldet wurde, wird das schamlose Stück vom „Soldaten Schwejk" gelobt, das auf der bolschewistischen Piscator-Bühne in Berlin aufgeführt wird. Der Jude Alfred Polgar schreibt darüber:

„Indem er (Schwejk) die Autorität allemal ernst nimmt, macht er sie namenlos lächerlich.

„Indem er sich der Ordnung fügt, enthüllt er sie in ihrer ganzen greulichen Absurdität.

„Sein Gehorsam ist tödlich für die Befehle. An seinem Nichtzweifel verreckt die patriotische Phrase.

„Mit Schwejks friedvollem Gemüt zusammenstoßend, platzt der Krieg. An der guten Miene, die Schwejk zum Spiel für Kaiser und Vaterland macht, offenbart sich dieses Spiel in seiner ganzen Bösheit."

*

Nur ein Heft. So geht es Woche für Woche.

Ein kommendes Deutschland wird viel zu tun haben, um die Kehrichtfässer zu füllen, und viele Herkulesse brauchen, um den geistigen Augiasstall Berlin zu säubern.

Aber das kommt einmal.

Und mit der üblichen deutschen Gründlichkeit!

Demokratische Volkserziehung

Wir wollen heute ein verlegtes Dokument nachträglich veröffentlichen, das die Volkserziehung durch die heutige herrschende Demokratie am besten versinnbildlicht. Klagte da das Berliner „12-Uhr-

Blatt" („Neue Berliner Zeitung") am 10. Juni 1927 beweglich über die schlechten Geschäfte der Buchhändler auf den Straßen Berlins. Und fügte hinzu:

„Eines schafft manchmal noch einen kleinen Ausgleich: *der Handel mit pornographischer Literatur.* Hier können die Händler so viel daran verdienen, daß sie gut das Risiko tragen können, eines Tages von der Polizei „geschnappt" zu werden. Sie brauchen, wegen der geringen Unkosten — Standgeld kostet 6 Mark monatlich — nicht mehr dafür zu nehmen, als die Buchhandlungen (denn wer wüßte nicht, daß auch gute Buchhandlungen solche Bücher für getreue und gute, zahlungskräftige Kunden führten?)."

Das geistige Berlin

Berlin geht mit Riesenschritten dem Gipfel der Kultur entgegen. Augenblicklich verteilt die führende Geistigkeit folgende Flugblätter:

„Berlins lesbische Frauen, von Ruth Margarete Röllig. Mit einem Vorwort von San.-Rat Dr. Magnus Hirschfeld. In seinem Vorwort sagt Dr. Magnus Hirschfeld u. a.: Mit der vorliegenden Arbeit wird der Versuch unternommen, die Allgemeinheit in leichtverständlicher Weise vertraut zu machen mit dem Vorhandensein jener Frauen, die nur zum gleichen Geschlecht Liebe empfinden, den „Uranierinnen", „Tribaden", „Lesbierinnen" oder wie sonst noch die weiblichen Homosexuellen bezeichnet werden. — *Das Buch verfolgt* in erster Linie *den Zweck*, der breiten Öffentlichkeit Aufklärung zu bringen über die Wesensart, den Charakter und die Gewohnheiten dieser Menschengruppe, teils um *tief eingewurzelte Vorurteile auszurotten*, teils um gedankenlose Ungerechtigkeiten *und Härten gegen Andersfühlende zu zerstören.*

„Seit vor etwa 20 Jahren Hans Ostwald über das Berliner Tribadentum schrieb, ist über dieses Gebiet nichts mehr erschienen; eine Darstellung der heutigen Verhältnisse, die unter dem neuen Gesichtswinkel der Nachkriegszeit stehen, mit ihrer völligen Umgruppierung aller moralischen Begriffe, fehlte bisher. Hier greift das angezeigte Buch mit seiner auf *tiefster persönlicher* Kenntnis beruhenden Schilderung ein und gibt nicht nur eine *feine* Studie über die

lesbische Liebe, sondern lebenswahre Bilder der Frauen und Mädchen dieses Kreises, ihrer Lokale und Klubs mit *genauen Straßenbezeichnungen*, ihrer *Kleidung* (Transvestiten) und *Erkennungszeichen*, und es erschöpft die Materie nach jeder Hinsicht so, daß nicht nur der Forscher alles Material über das Thema vorfindet, sondern auch der interessierte Gebildete aus der Lektüre oder, *mit dem Büchlein als Führer, aus eigener Anschauung sich ein Bild* dieses vielleicht interessantesten Kapitels großstädtischen Sexuallebens machen kann."

Man wird zugeben, daß diese lieblichen Offenherzigkeiten Berlin ohne weiteres als an der Spitze des neudeutschen Geistes vom 9. November 1918 marschierend zeigen.

Neujahrswünsche der Lilastrümpfe

So um Silvester herum geben alle Parteien und Vereine ihre Wünsche fürs kommende Jahr bekannt. Warum sollen hierbei nun die Zünfte der Lilastrümpfe fehlen? Und sie fehlen nicht. Ihr Organ „Das Freundschaftsblatt" (Nr. 52, 1928), rief denn auch voller Sehnsucht:

„In wenigen Tagen geht das alte Jahr zu Ende. Von denen verflucht, die ihr Ziel nicht erreichten, von jenen bedauert, die Gewinne aller Art einheimsen konnten. Von allen Menschen aber als ein Abschnitt betrachtet, der vergangen und der neue Hoffnungen auf die Zukunft entstehen läßt.

„Neue Hoffnungen auf das neue Jahr setzend, daß die Wünsche, die man hegt, in Erfüllung gehen werden.

„Und doch — auch das neue Jahr wird wieder Enttäuschungen bringen gerade für die Bürger der deutschen Republik, die verzweifelt um ihre Freiheit und ihr Menschenrecht kämpfen.

„*Die Homosexuellen.*

„Diese Menschen hoffen von Jahr zu Jahr, daß Regierung und Volk endlich zu der Erkenntnis kommen werden, daß die Ausnahmeparagraphen verschwinden *und gleiches Recht für alle Deutschen in Kraft treten wird.*

„Doch ihr Hoffen war bisher vergeblich, und das kommende Jahr wird nun wohl sicher die Entscheidung darüber bringen, ob Menschen,

die das Rechtsgut dritter Personen nicht verletzen, weiter mit einem Strafparagraphen bedroht werden sollen.

„Gründe für die Aufrechterhaltung solch unsinniger Paragraphen, wie der § 175, sind nicht vorhanden, nur aus alter Gewohnheit hält man daran fest.

„Wird das neue Jahr hier Wandel schaffen? Nach den Arbeitsmethoden der Jugendämter und nach den weisen Beschlüssen einer hochwohllöblichen Oberprüfstelle für Schund- und Schmutzliteratur in Leipzig haben die Homosexuellen nichts zu erwarten.

„Die Presse der Homosexuellen ist diesen Stellen ein Stein des Anstoßes, und sie versuchen mit allen Mitteln unsere Zeitschriften zu unterdrücken. Die Oberprüfstelle in Leipzig spielt sich als Zensor über das Empfindungsleben der Homosexuellen auf.

„Mit welchem Recht, so fragen wir?

„Warum läßt man Schund- und Schmutzschriften ärgster Sorte, die das heterosexuelle Problem behandeln, ungeschoren, während man die Schriften, die die Homosexualität behandeln, dauernd beanstandet und unterdrückt?

„Die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach. Der Vertreter des Rheinischen Jugendamtes erklärte bei einer Verhandlung (Anfang Oktober 1928) vor der Prüfstelle in Berlin, daß das „Freundschaftsblatt" und „Die Insel" beanstandet werden müssen, weil diese Blätter das homosexuelle Problem erörtern.

„Hier liegt also des Pudels Kern. Das Vorurteil gegen die Homosexuellen erzeugt Schikanen aller Art.

„Wie können sich die Homoeroten Deutschlands gegen solche Vorurteile wehren? Nur durch Aufklärung. Aufklärung aber kann nur durch eine eigene Presse erfolgen, da ja bekanntlich die Tageszeitungen es ablehnen, die homosexuelle Frage frei und offen zu behandeln.

„Wenn unsere Bewegung bisher noch nicht das Ziel erreicht hat, das wir erstreben, so liegt das zum größten Teil an unsern Artgenossen selbst.

„Falsche Scham hält viele davon ab, ihre Angehörigen aufzuklären.

„*Vergnügungssucht* (!) läßt andere nicht dazu kommen, auch nur wenige Minuten darüber nachzudenken, in welch mißliche Lage sie geraten, wenn ihre Veranlagung bekannt wird. Soll das so weitergehen?

„Nein, es muß anders werden im kommenden Jahr.

„Artgenossen, hinweg mit dem alten Schlendrian, der bisher bei einem Teil von euch in bezug auf Kampf und Aufklärung herrschte."

Danach ist anzunehmen, daß, sagen wir, Homoerotik kein Vergnügen, sondern eine bittere Pflicht ist.

Im übrigen dürfen wir wohl auf Kommentare verzichten.

Die Freunde der Hundertfünfundsiebziger marschieren

Der sog. Rechtsausschuß des sog. Reichstages hat die Strafe gegen den § 175 aufgehoben. Die Propaganda der Lilaströmpfe (die allein in Berlin riesige Tanzlokale haben, in denen stark dekolletierte Männer ihre Reize vor Männern aufzeigen) hat also ihre Früchte gezeitigt. Hauptbefürworter dieses Päderastenschutzes war der ehemalige Justizminister der Republik, der sozialdemokratische Jude Rosenfeld, der auch für Strafmilderung für Unzucht mit Tieren eintrat.

Wir finden, das liegt alles auf *einer* Linie: außenpolitisch Young-Versklavung, innerpolitisch Barmat-Sklarek-System, kulturpolitisch Päderastenschutz. Aber es gibt immer noch Bürger (frommes Zentrum!), welche diese Herren in wärmster Koalitionsumarmung halten und dann scheinheilig „Schutz der Sittlichkeit" fordern.

Die Partei der 175er

Die Freude hat dann in diesen Wochen immer größere Wellen geschlagen, und wir begreifen, wenn die „Literarische Welt" ganze 1½ Zeitungsseiten diesem Glückstage der Republik widmet. Wir lesen also folgendes aus der Feder ihres Herausgebers Willi Haas (Nr. 44, 1929):

„Die Aufhebung des § 175 durch den Strafrechtsausschuß für das neue Strafgesetzbuch — sie bedeutet natürlich noch nicht die Sicherheit, wohl aber die große Wahrscheinlichkeit, daß dieser kulturwidrige Paragraph nun auch wirklich verschwinden wird — muß hier nicht nur deshalb genannt werden, weil sie einer der wenigen wirklich und eindeutig fortschrittlichen gesetzgeberischen Akte der Republik ist, einer der ganz wenigen Siege des gesunden Menschenver-

standes in dem neuen Strafgesetzentwurf neben so vielen Niederlagen; sie muß vor allem auch deswegen hier diskutiert werden, weil gerade mit diesem Paragraphen die engsten literarischen und künstlerischen Interessen verknüpft sind.

„Die Aufhebung des § 175 war, neben und nach allem anderen, auch eine der dringendsten literarischen Notwendigkeiten, weil dadurch die Möglichkeit geboten wird, ein geistiges Getto radikal aufzuheben und zu befreien von allen typischen Lastern des Gettos: unterirdische Bindungen und Alliancen, geheime Interessenvertretung der Gruppe unter dem Deckmantel kritischer Sachlichkeit, Protektionswirtschaft, Ressentiment aus Gehemmtheit, last not least: Lähmung unseres gesunden Widerstandes gegen solche Gettowirtschaft —; denn wer durfte die Verfolgten verfolgen, solange jeder Angriff gegen sie eine Denunziation an den Staatsanwalt war, und den Angreifer in die Armee der schändlichsten moralischen Reaktion einreihte? Dies alles muß jetzt fallen . . .“

Der Willi Haas ist wirklich sehr offenherzig. Jedenfalls hat die Unterwelt erneut einen Schritt nach oben gemacht, und die heutige Gesellschaft ist bereits so verrottet und verfault, daß sie keinen Widerstand mehr zu leisten vermag.

Verbrecherschutz

Die Ritter vom roten Hahn

Der „Vorwärts“, das edle Verteidigerblatt der gleichedlen Familien Barmat und Kutisker, fährt Tag für Tag — selbst am Sabbat — in der Erziehung des deutschen Volkes fort. Und zwar hat er sich die verhüllte und unverhüllte Mordpropaganda sehr angelegen sein lassen. Stets haben die Novemberhelden bereut, trotz allen guten Wollens nicht die Courage aufgebracht zu haben, alles zu räubern, zu sengen und zu plündern, oder — wie das gesinnungstüchtige „Alte Testament“ sagt — zu bannen. Melancholische Klagen über die schönen Tage von Berlin im November 1918 finden sich immer wieder. Jetzt hat die sog. „Fürstenabfindung“ das heilige Blut der Kanaaniter in erhöhte Wallung versetzt. Ihr „Staat“ erhält zwar Milliardenwerte, aber daß deutsche Könige und Herzöge überhaupt etwas behalten sollen, da die Barmats noch nicht alles besitzen, widerspricht dem gerechten Sinn der Botschafter Israels. So seufzt denn der „Vorwärts“:

„Als bei der großen Abrechnung des französischen Volkes mit dem feudalen Königtum im Jahre 1789 der rote Hahn auf die Schlösser der adeligen Grundherrn gesetzt wurde, da versäumten es die revolutionären Bauern nicht, zuerst die Archive in Brand zu stecken, um jene verlogenen Schriftstücke aus der Welt zu schaffen, die in einem Werdegang von Jahrhunderten die Fesseln geschmiedet hatten, mit deren Hilfe man ein großes Volk zu Arbeitssklaven machte. Auch wir haben den Feuerschein einer Revolution gesehen, aber leider infolge der Zersplitterung der Arbeiterschaft vieles versäumt.“

Die Ritter vom roten Hahn verstehen das Verwischen ihrer Blut-

spuren nicht übel. Wir schlagen noch vor, den Bankier Young zum Heiligen zu erheben und Straßen und Plätze in unseren Städten nach ihm zu benennen. Denn bekanntlich hat sein „Gutachten" die Freiheit gebracht: ganze 7 Millionen Deutsche sind dank ihm „frei". Frei von Arbeit. Vogelfrei. Sie sind die Armee für die östlichen Poeten, die „vieles versäumt" haben und das jetzt nachholen wollen.

Damit auch die Jugend im rechten Marx-Evangelium erzogen wird, besitzt der „Vorwärts" eine bunte Kinderbeilage, an der die jungen bewußten Klassengenossen ihre Seele bilden. Im „Kinderfreund" — so heißt dieses Beiblatt — erzählt jemand in Versen, daß es im Bienenstock Drohnen gebe. Aber nicht nur dort, sondern auch im Menschenleben (wobei der „Vorwärts"-Dichter bestimmt nicht an seine Genossen Sklarz, Kutisker, Barmat, Bosel usw. gedacht hat). Und er folgert:

In jedem Bienenstock gibt's Drohnen ...
Doch weiß man's ihnen dort zu lohnen ...
Kaum ist der Winter angebrochen,
Dann werden alle totgestochen ...

Die drei Punkte am Schluß reden eine sehr laute Sprache. Aber natürlich wird im Staate des Genossen Severing diese alttestamentliche Jugenderziehung nicht verboten.

Dem großen Genossen eine Fackel in die Hand, um den roten Hahn aufs nichtjüdische Haus zu setzen; dem kleinen Genossen den Dolch in die Pfoten. Dann wird er gewiß — Parteiführer der Sozialdemokratie.

Verbrecherschutzphilosophie

Zu den frömmsten Übungen der Kinder Israels zählt bekanntlich die Propaganda, den Verbrecher als armen verfolgten Menschen hinzustellen, der doch nichts für seine Taten könne. Die Vorübungen sind stellenweise dann sogar zu Verherrlichungen der kaltüberlegenen „Rächer an der Gesellschaft" gediehen. Bettauers Wochenschrift war ein Musterexemplar für diese Neuauflagen der Kaschemmen-Philosophie. Wir sind nun in der Lage, auf neue jüdische Richtlinien hinweisen zu können, deren Durchführung zur notwendigen Folge haben

würde, daß Geldschrankknacker und Lustmörder zu Gericht über anormal normale Menschen sitzen würden.

Der „Kunstwart" (!) ist es, der Anfang 1926 einem gewissen Paul Cohn das Wort erteilte. Dieser Cohn bringt seine Seele nun folgendermaßen zu Papier:

1. Ein Verbrecher ist ein Mensch, der vom Gesetz verbotene Handlungen begeht.

2. Diese Handlungen können auf an sich natürlichen Trieben beruhen (Aneignungstrieb wird zu „Diebstahl" usw.)

3. Es gibt gesunde und kranke Triebe; Verbrecher aus gesunden und kranken Trieben. Der Verbrecher mit krankem Trieb ist ein kranker Mensch, auch wenn er „geistig" keine Abweichung zeigt. Eine kranke Handlung liegt vor, wo eine kranke Lust gesucht oder eine kranke Unlust vertrieben werden sollte.

4. Wir sind alle ein Produkt aus Anlage, Erziehung, Umständen; AEU. Niemand von uns weiß, was U. aus ihm machen könnte.

5. Wir sind in jedem Augenblick ein Quotient aus Erregung und Hemmung. E./H. die Handlung geschieht: wenn H. kleiner, überwiegt E. — wenn H. größer, überwiegt H.; die Handlung unterbleibt.

6. Das Schwanken der Waagschalen E. und H. in uns sehen wir wohl mit bewußtem Denken, aber den Ausschlag machen wir nicht. Wir sehen das Gesetztwerden der Gewichte und nennen dies „Bewußtsein"; wir fühlen den stärkeren Hebelausschlag voraus und nennen dies Empfinden in uns „Wille"; aber die Hand, die die Gewichte setzt, sehen wir nicht. Der Wille begleitet, aber er macht nicht.

7. Somit gibt es für keinen Menschen und in keinem Augenblicke des Lebens wirkliche Willensfreiheit. Wir glauben zu wollen, und wir werden gewollt.

8. Somit fällt an sich jede Tat unter den § 51; die normale wie die abnorme.

9. Somit darf man einen Menschen an sich weder „richten" noch „strafen".

10. „Strafe" ist — heute noch — Rache, die zu feige ist, sich als solche zu bekennen; dieses Triebes.

11. Ziel ist nicht „Strafe", sondern Unschädlichmachung und Vorbeugung.

12. Die Strafe als Abschreckung mag, vorläufig noch, unter die Vorbeugungsmittel gerechnet werden.

13. Dann soll sich aber das „Gerichts"verfahren damit begnügen, nach Feststellung der Tat die „Strafe" festzusetzen; man soll den Verbrecher weder „anklagen" noch, als Menschen, „verurteilen", denn er kann nichts für sich; wie keiner.

14. Juristisches Rechtsprechen soll nicht moralisches Rechtsprechen sein; man soll die ganze sittliche Anklage gegen die „kaltblütigen Verbrecher" bleiben lassen. Man soll auch nicht das Volk in seinen Racheinstinkten, die man ihm aberziehen will, noch stärken, indem man seine „Empörung", das „beleidigte Rechtsgefühl" des Bürgers, zur Motivierung der Strafe mit heranzieht.

15. Der öffentliche Ankläger kann wegfallen, der Verteidiger kann wegfallen; der Täter ist weder anzuklagen, noch muß er verteidigt werden. Er mußte, in jenem Augenblick, so handeln. Festzusetzen ist nur Art und Maß der Verhütungsmaßregel („Strafe"), und zwar in seinem Interesse und in dem der Gesellschaft.

Richten sei: „das Rechte tun".

Dieses Dokument sollte sich jeder Europäer einrahmen lassen. Bezeichnend aber für die Geistesumnachtung des „Kunstwart" ist sein Einleitungswort zu den „Richtlinien" des Paul Cohn. Es lautet:

„Schon die bloße Einrichtung eines öffentlichen Anklägers (Staatsanwalt), der berufsmäßig und aus vielfach persönlichem Interesse die Bestrafung des Täters zu erzwingen hat und dabei aus ganz naheliegenden Gründen nur zu rasch die stimmungsmäßige Mithilfe, den Widerhall vom Publikum her, sucht, beleuchtet diese unwillentliche Erregung von Sensation durch das Justizverfahren hell. Ganz zu schweigen von dem tieferen Umstand, daß unsere Rechtsbegriffe noch immer nicht frei von unzweifelhaften — an sich sensationistischen — Rachevorstellungen sind. In diesem Sinne mögen ein paar Leitgedanken im folgenden wiedergegeben sein, die Paul Cohn — der Verfasser des Buches vom ‚unnötigen Altern' — anläßlich des Falles Angerstein zur Erörterung stellte. Wir drucken sie unverändert ab."

Wir haben zu diesen Zeugnissen nur eines zu bemerken: Paul Cohn fordert an Stelle einer Strafe „Verhütungsmaßregeln". Wir glauben, eine ausgezeichnete Verhütung von Verbrechen wäre es, wenn man Herrn Paul Cohn und den Herausgeber des „Kunstwarts" hinter feste eiserne Gardinen sperren würde.

Der süße Mordgeruch

„Den Besten der Gojim zerschmettere das Hirn", lehrt ein Rabbinerspruch. Wie das zu machen ist, zeigt der Regisseur Eisenstein aus Sowjetjudäa. Er knüpft an bei der Generalprobe des Bolschewismus, der Revolte von 1905 in der russischen Flotte. Auf dem Panzerkreuzer „Potjomkin" wurden damals die Offiziere in viehischster Weise ermordet. Angeblich, weil die Matrosen schlechtes Fleisch bekamen; in Wirklichkeit war das nur ein Vorwand. Im Film „Panzerkreuzer Potjomkin", den nun besagter Herr Eisenstein geleitet hat (und den eine Firma vertreibt, deren Syndikus der jüdische Sozialdemokrat Paul Levi war), wird der Anlaß natürlich zur Ursache. Wie es sich für bolschewistische Geschichtsschreiber gehört. Und dann wird, immer durch Großaufnahmen unterbrochen, fein säuberlich gezeigt, wie man Vorgesetzten an die Kehle springt, wie man ihre Schädel zerstampft, wie man Offiziere im Meer ertränkt, wie man christliche Geistliche niedertritt. In tausend Bildern schreit der Film: Den Besten der Gojim zerschmettere das Hirn!

Da ist es natürlich, daß die ganze Presse des Alljudentums sich vor Entzücken gar nicht zu fassen weiß. „Draußen ist Frühling und das Filmwunder des ‚Potjomkin'", jauchzt das „Berliner Tageblatt" freudetrunken. Der Forderung auf Verbot der Mordhetze setzt diese „demokratische" Zeitung folgenden Erguß entgegen:

... „Wenn diese Absicht ausgeführt werden sollte, wäre es das Tollste, was sich die Zensur in der Republik leisten könnte. Warum soll er denn verboten werden? Weil Abend um Abend, in drei Vorstellungen, das Apollotheater in eine beispiellose Erregung und in einen Enthusiasmus sondergleichen versetzt wird? Und warum sind die Zuschauer dermaßen erregt und enthusiasmiert? Weil erstens dieser Film ein Kunstwerk ist, wie es noch nie gesehen wurde, weil zweitens dieses Kunstwerk auch im blasiertesten Menschen etwas in Bewegung setzt, was man vielleicht ein Ideal, und zwar ein durchaus republikanisches Ideal nennen könnte, nämlich Befreiung und Bedrückung, Militärmißwirtschaft und der Sieg der Kameradschaft (!!) über stupide Gewalt. Weil drittens die Geschichte dieses Films nichts anderes ist als das frühere russische Beispiel desselben Vorganges, der im Jahre 1918 in Kiel so ähnlich sich vollzog und die deutsche Revolution einleitete.

„Der Vorgang, der dem Film zugrunde liegt, war im Jahre 1905, also vor 21 Jahren; er hat sich wahrheitsgetreu so abgespielt.

„Nun wird er wahrscheinlich verboten werden, weil er etwas zu viel Schwung in die Zuschauer bringt.

„Weil er herrlich ist, wie eine Rede von Mirabeau.

„Weil wir, unausgewachsene Zeitgenossen, unreife Bewohner, durch alle Zeiten hindurch uns den Schulmeister leider gefallen ließen; er hat sich an uns gewöhnt und wir an ihn."

Was den „Schwung beim Zuschauer" anbetrifft, so stehen vor den Kinos Berlins glänzende Autos in langen Reihen. Sie gehören den Kindern Abrahams vom Kurfürstendamm, die drinnen alle Wonnen genießen, deren sie bei der gepriesenen „Einleitung" in Kiel nur so kurze Zeit sich freuen konnten. „Ein Dokument", ruft entzückt die „Frankfurter Zeitung" nach einer sadistisch-frohen Besprechung. „Ein Wunder", echot Alfred Kerr. „Das größte Kunstwerk aller Zeiten", schreit der Jude von der „Roten Fahne". „Bravo", antwortet der galizische „Vorwärts", als der Berliner Polizeipräsident alle Gesuche um Verbot der Mordpropaganda mit marxistischer Gewissensruhe zurückwies. Der Mann hatte alle Hände voll zu tun, um einen Vorstoß gegen das vaterländische Deutschland vorzubereiten. Und der „Vorwärts" fügt noch hinzu (Nr. 214, 1926):

„Die Vaterländischen werden sich mit dem Gedanken abfinden müssen, daß in der deutschen Republik das Gesetz regiert und nicht die Willkür irgendwelcher Personen, die das deutsche Volk in altpreußischer Weise weiter bevormunden möchten. Die Film-Oberprüfungsstelle hat mit gutem (!) Bedacht den Film freigegeben und die Polizei hat trotz der Provokationen von rechts keinen Anlaß gehabt, einzuschreiten. Die deutschen Zaristen- und Knutenfreunde werden mit ihrem Geschrei nur das eine erreichen, daß wir diesen russischen nunmehr auch als einen deutschen Freiheitsfilm empfinden."

Das ist hübsch und deutlich. Danach ist die Aufhetzung zum Morde in den Augen des „Vorwärts" das „regierende Gesetz" und spornt „deutschen Freiheitssinn" an.

Fürwahr, der fromme Rabbi, welcher empfahl, den Gojim das Hirn zu zerschmettern, er wußte, welche Labsal er damit seinem Volke bereitete. Noch heute jubelt ganz Israel, wenn das gepredigt wird — gegen die Besten der Gojim. Mit den Schlechten von ihnen, nun, mit denen macht man gemeinsame Sache ...

Gefahrlose Diebstähle großer Seelen

„Verbrecherschutzphilosophie" sagten wir, als wir oben die Thesen des Paul Cohn besprachen, laut welchen niemand für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden dürfe. Und siehe da, wir lasen in den „nationalen" „MNN." (spiritus rector Coßmann aus jüdischem Blut), einen Aufsatz „Gericht und Schicksal" von Bruno Frank. — Sie kennen Bruno Frank nicht? Wie ungebildet. Aufführungsleitergehilfe („Regisseur") bei den Münchner Kammerspielen, der ingrimmig zuschaute, wie die Gestalt des Fridericus wieder groß wurde. Und siehe, Brunoleben fand eine dunkle Stelle im Leben Friedrichs des Großen: die Geschichte des Barons von der Trenk. Um den jahrelang eingekerkerten Liebhaber der Schwester Friedrichs vergoß Brunoleben jetzt so viel Tränen, daß sich seiner Seele ein Roman entrang, den die „Berliner Illustrierte" (vom Hause Ullstein) veröffentlichte. Ohne böse Absichten versteht sich, ohne auf Konjunktur zu rechnen. Aus reiner Wahrheitsliebe ...

Also das ist Bruno Frank. — Er sorgt aber auch in rührender Sorgfalt für seine „unglücklichen" Genossen. Da ist z. B. Georg Kaiser. Dieser „Dichter" klaute ihm anvertraute Gemälde, verkaufte sie und wurde wegen Diebstahls verurteilt. Der Arme! dachte Brunoleben und schrieb über ihn im genannten Aufsatz der „nationalen" „MNN.":

„Geehrt, umschmeichelt von der öffentlichen Meinung steht er da, ein Fürst im geistigen Leben. Und doch ist es nur wenige Jahre her, da stand dieser selbe Mann vor den Schranken eines Münchener Gerichts, angeklagt und überführt einer Reihe von Straftaten gegen das Eigentum, die einem anderen Ehre und Existenz gekostet hätten. Ihm haben sie nicht im mindesten geschadet. Seine Verfehlungen wurden ihm, obgleich seine Verantwortlichkeit nicht in Zweifel stand, doch eigentlich nicht zugerechnet, sie galten und gelten als die unwesentliche Ausschreitung einer bedeutenden Seele, als Seltsamkeiten, die mit seinem Wesen und Wert wenig zu tun hatten, er verließ den Saal als Verurteilter, aber nicht als Geschlagener, auf seiner Stirn wird das Zeichen des Unheils nicht sichtbar, kein Vorwurf trifft ihn, niemand tastet ihn an, und er vollendet glücklich seine Bahn, die noch lange sein möge!"

Fein gesagt, ihr Gojim!? Klaut ein deutscher Rittergutsbesitzer, so steht das wochenlang fettgedruckt auf der ersten Seite aller demokratischen Blätter. Stiehlt ein „Geistiger", so ist das „unwesentlich". Die „bedeutende Seele" rührt das nicht, und in den Salons der Leserschaft des „Berliner Tageblattes" erscheint der Mann als Held des Tages.

Ein anderer Frommer in Israel, Grünwald, stahl (entschuldigt das böse Wort) in der Münchner Staatsbibliothek unersetzliche Kupferstiche. Jahrelang. Lebte aufs intimste mit seinem Vater zusammen. Wurde des Diebstahls überführt und verurteilt. Sein Vaterleben aber hat „von nichts gewußt"; er wurde aus Mangel an Beweisen freigesprochen . . .

Brunoleben sieht den Fall so: der Junge ist nicht ganz herauszuhauen. Er muß allerdings verurteilt werden, aber „Mitleid mit seiner krankhaft überreizten Jugend" müsse man haben. Und der Alte! Gott der Gerechte, einen solchen Ehrenmann gibt's überhaupt nicht wieder! Er hat aus „übergroßer Zärtlichkeit" seinen Sohn nicht durchschaut: „Wer ihn nur sieht, weiß, daß er ohne Schuld sein muß, ein Blick in dieses von Erkenntnis und Güte geformte Gesicht zeigt es an, der Gang der Verhandlung bestätigt es, und die Klarsicht der Richter spricht ihn natürlich auch frei." Daß es nur aus Mangel an Beweisen geschieht — verschweigt Brunoleben der Leserschaft der „MNN.".

Bruno Frank wird seine Diebsverherrlichung sicher nichts ausmachen. Er wird in Neudeutschland weiter „regissieren", die Schriftleiter der „MNN." werden ihm gewiß weiter die geistige Rechte schütteln und weiter von ihm Aufsätze abdrucken. Vorne aber werden sie schreiben über — deutsche Ertüchtigung . . .

Der Stolz des Propheten

Felix Salten, eigentlich Salzmann, darf sich einen Propheten nennen. Der Film „Panzerkreuzer Potjomkin" hat ihn veranlaßt, seine alten Vorhersagungen aus der Zeit der bolschewistischen Generalprobe (d. i. die „russische" Revolution von 1905) nachzuprüfen. In der Wiener „Neuen Freien Presse" (4. Juni 1926) teilt er sein

Ergebnis mit. Unterm Eindruck der damaligen Meuterei hatte Salzmann geschrieben:

„Auf diesem Verdeck, dessen Bohlen Rußland bedeuten, war man eines Tages der brutalen Knechtung, der Roheit und der Ausbeutung müde, nahm den obersten Herrn und Gebieter, warf ihn ins Meer und ließ den Mann im Havelock (Salzmann hätte sagen müssen: Kaftan! A. R.) auf die Kommandobrücke steigen. Auf diesem Abbild Rußlands ward die Selbstherrschaft vernichtet und erklärt, das Volk sei nicht mehr willens, verdorbenes Fleisch zu essen, während seine Bedrücker sich die Taschen stopfen. All dies geschah, ohne daß die Zarenmacht es hindern, ja, ohne daß sie es strafen konnte. Länger als acht Tage existierte dies befreite Rußland, glitt auf den Wassern dahin wie die Spiegelung kommender Zeiten!"

Ja, ja, man wußte 1905 im Ghetto zu Wien ganz genau, was in Rußland beabsichtigt war. Und man plaudert ganz harmlos aus, was man auch für die Zukunft für fromme Absichten hat. Über den Film selbst schreibt Salten-Salzmann:

„Man sagt, es sei ein Propagandafilm, bestimmt, dem Gedanken der Weltrevolution Anhänger zu werben. Mag sein. Wenn die Welt nicht klüger und nicht besser wird, dann dürfte sich irgendeine Revolutionierung dieser Welt ohnehin kaum vermeiden lassen. Einstweilen (!) aber kann die Welt aus dem Film ‚Panzerkreuzer Potjomkin' wesentliche Dinge lernen. Denn er ist mehr als ein Werkzeug der Propaganda. Er ist ein großes, lebendiges Geschichtswerk. Und ein aufrüttelndes Memento."

Sehr, sehr hübsch hingeschrieben. Die „wesentlichen Dinge", die der „Panzerkeuzer Potjomkin" lehrt, sind: Ersäufen, Schädeleintreiben, Priester prügeln. Das muß „einstweilen" genügen. Generalprobe. Wenn der Pöbel reif ist, folgt die Abschlachtung der Nichtjuden von selbst. „Dem Besten der Gojim zerschmettere das Hirn", sagt das rabbinische Sprichwort . . .

Unvorsichtige Hymnensänger

Wollte unsereiner erklären, daß in der heutigen glorreichen Demokratie ein auf Geldschrankknackerhöhe stehender Mensch Minister wird und dort seine Tätigkeit fortsetzt, so würde der hohe Staatsgerichtshof, der die Republik der Ebert-Scheidemann-Bauer und Genossen zu schützen berufen ist, uns gleich am Kragen fassen. Aber ein Koscherer darf selbst das Heiligste des Juden Preuß ironisieren.

In einer Verlagsempfehlung eines Buches von Arthur Landsberger heißt es:

„Wie aus einem gewerbsmäßigen Einbrecher ein hoher Staatsbeamter wird — wie der hohe Staatsbeamte auf Grund seiner Einblicke in die menschliche Gesellschaft beschließt, wieder ein anständiger Kerl zu werden und folgerichtig zu seinem alten Gewerbe als Einbrecher zurückkehrt —, das ist der kühne Vorwurf dieses neuesten Buches Landsbergers."

Wirklich fein empfohlen. Alle Einbrecher werden dies Buch lesen, um zu lernen, wie man es anstellt, um heutzutage auch „hoher Staatsbeamter" zu werden. Die Schieber, gewöhnliche Leute, wissen es bereits . . .

Die „heroischen" Mörder

Felix Dscherschinsky, der bluttriefende Henker der Tscheka, ist gestorben. Am Herzschlag, sagt das offizielle Moskau. Vergiftet, ermordet, behaupten sehr gewichtige andere Stimmen. Uns kann es gleich sein: er ist weg. Man beschlagnahmte seine Wohnung und fand dort Ringe, Juwelen, kirchliche Wertgegenstände und mehrere Bücher — Pornographie. Die Juwelen wollte er seiner Geliebten, der jüdischen Schauspielerin Bach schenken, die schon vieles von den zu Tode gemarterten Opfern Geraubte erhalten hatte. Die Pornographien besahen sie wohl auch gemeinsam . . .

Über das Hinscheiden dieses nichtjüdischen Werkzeuges des alljüdischen Bolschewismus herrschte große Trauer in ganz Israel. Selbstverständlich auch in den „bürgerlichen" Blättern. Nur ein Geständnis. Der Vertreter der „Neuen Freien Presse", der Jude Basseches, schrieb aus Moskau („N.F.P.", 27. Juli 1926):

„Grausam war Dscherschinsky nicht. Die Wirklichkeit ist einfacher als die Legende. Ein Mann von unbiegsamer Energie, von bis zum Extrem gesteigerter Geradheit der Denkungsweise, der genau so, wie er früher den Einzelterror der Sozialrevolutionäre bekämpfte, tief überzeugt war von der Notwendigkeit eines Massenterrors nach Eroberung der Macht. Persönlich durch und durch ehrlich, war eine bis zum Fanatismus gesteigerte Überzeugung die Triebkraft seines Handelns. Dscherschinsky konnte gleichzeitig Chef der gefürchteten „Tscheka" sein und Präsident der „Gesellschaft der Freunde der Kinder". Das war nicht nur ein politisches Manöver der Regierung. Diese Vereinigung der Posten zeigt am besten seine auf die Zukunft eingestellte Psychologie — das Vereinigen von warmer Menschenliebe und grausamer Rücksichtslosigkeit. Überhaupt ein psychologisches Merkmal der ganzen russischen Revolution. Nie ein Theoretiker, nie Anspruch erhebend auf persönliche Macht und Ruhm, war er gleichzeitig das zuverlässigste Werkzeug der Revolution. Der Mann, der das unbegrenzte Vertrauen der Partei in ihrer Gesamtheit hatte, der Mann, dessen eiserne Energie und dessen beispiellose Ehrlichkeit man jeder Aufgabe für gewachsen hielt.

„Wie viele der führenden Bolschewisten war Dscherschinsky von einer beinahe krankhaft zu nennenden Bescheidenheit. Außer seinem gewohnten Kreis heraus menschenscheu, außerhalb seiner Aufgabe ohne Interessen. Anspruchslos bis zum Exzeß. Wie die anderen seiner Altersgenossen in der Revolution, war auch für ihn die Entbehrung kein Opfer, denn er empfand die Entbehrung nicht.

„Trotz allem, es lag etwas Heroisches in diesem Menschen. Zweifellos war es ihm nicht darum zu tun, als übermenschlich kraftvolle Persönlichkeit in die Geschichte einzugehen. Und es war Heroismus, sich an die Spitze jener Funktion zu stellen, über welche die Geschichte ihr Urteil noch nicht abgeschlossen hat. Sich hinzustellen in den Brennpunkt des Hasses, zwischen sich und der übrigen Menschheit für Jahre einen Strich zu ziehen. Aber er fühlte sich als reines Instrument der Revolution, als ein ausführendes Werkzeug. Und es paßte zu seiner Persönlichkeit, daß er nie bei den Streitigkeiten innerhalb der Partei in den Vordergrund getreten ist, nie Anhänger um sich geschart, nie die Initiative ergriffen hat, die ihn in den Vordergrund des Ruhmes und der Popularität stellen konnte."

Zum Schluß weint Bassches bittere Tränen über die bisher gestorbenen Henker Rußlands:

„Da liegen sie in Reih und Glied, die Männer, welche die russische Revolution zu ihren Helden erklärt hat. Überströmende Menschenliebe und wilder Haß, Blut und Opfermut. Wilde Leidenschaft und tiefe Resignation. Diese Gräber sind das Sinnbild eines Konglomerats menschlicher Leidenschaft. Ein Denkmal der heroischen Epoche der großen russischen Revolution. Irgend jemand seiner Freunde nannte Dscherschinsky im Nachruf ‚einen Ritter ohne Furcht und Tadel'. Vielleicht ist es der ‚letzte Ritter' der Kampfesjahre russischer Revolution, der auf dem Roten Platz in das Grab sinkt. Immer weiter und weiter entfernt sich die heroische Epoche. Immer zäher und fester umschließt der Alltag, langweilig und spießbürgerlich, aber auch milde, den Riesenkomplex von Völkern und Ländern."

Ja, die schönen Tage scheinen vorüber zu sein, da ganz Rußland nach dem Blut der Nichtjuden roch. Das Blatt beginnt sich zu wenden . . . Daher die Herbststimmung des Herrn Bassches.

Justiz-Kuriosa

Man verzeihe, wenn ich mit mir selbst beginne. Aber ich verließ am 15. November 1926 nach genau 5 1/2 Wochen Gefängnis im frommen Freistaat Bayern die staatliche Pension Stadelheim bei München. Ich hatte ein furchtbares Verbrechen begangen:

Es gibt da nämlich in der schönen Stadt Nürnberg einen Bürgermeister Luppe. Oberdemokrat, ausgezeichnet honoriert, der aber unter Eid sehr, sehr ungenaue Aussagen macht, sich unter Namensverschweigung sehr billige Mäntel aus der Wohlfahrtspflege besorgen läßt, die für die Ärmsten der Stadt eingerichtet ist, und so. Also ein echter Demokrat und Reichsbannergenosse. Gegen diese Leuchte des Geistes vom November 1918 kämpfen ganz unbegreiflicherweise die dortigen Nationalsozialisten. Ihr Führer Streicher — sitzt übrigens auch im frommen Staate Bayern — wurde von Luppe verklagt; es fanden zwei Prozesse statt. Sie müssen nun wissen, daß Luppe, wie es sich für einen Demokraten gehört, einen jüdischen Rechtsanwalt hat, der auf den Namen Süßheim hört. Nun erscheint während des

zweiten Luppe-Prozesses im Organ Streichers eine rein sachliche Anfrage, ob es den Tatsachen entspreche, daß der Vorsitzende im ersten Prozeß kurz vor dessen Beginn mit Luppe und Süßheim zusammen gespeist hätte. Eine unangenehme Anfrage. Aber siehe da: ein Amtsrichter namens Kalbskopf ließ die bei Luppe-Süßheim peinlich empfundene Nummer einfach beschlagnahmen!

So etwas geschieht selten. Die „Rote Fahne" darf z. B. den Reichskanzler a. D. J. Wirth ruhig einen großen Hanswursten nennen; die „Weltbühne" darf die Germania eine Hure nennen, da rührt sich kein Finger. Aber eine solche sachliche Anfrage stellen, dazu ohne jede beleidigende Wendung, unerhört!

Der Prozeß-Berichterstatter des „Völkischen Beobachters" — dessen Hauptschriftleiter ich bin — schrieb nun aus Nürnberg über die Empörung, die dieser Eingriff hervorgerufen hatte, und fügte hinzu: „Der schamlose Willkürakt wird noch sein Nachspiel haben." Darauf wurde auch der „V. B." beschlagnahmt. In solcher Eile, daß sogar eine Begründung der Maßnahme vergessen wurde. Diese lief erst ein, als der „V. B." am nächsten Tag diese neue Mode offenherzig wie immer glossierte.

Ja, und gegen mich wurde Anklage erhoben. Vor dem Schwurgericht! Folge: Ein Monat Gefängnis ohne Bewährungsfrist. Das nennt man echte deutsche Justiz.

*

Einige Zeit später steht vor dem gleichen Schwurgericht der Schriftleiter der jüdisch-demokratischen „A. Z. am Abend" (München). Wegen Gotteslästerung. Er hatte ein „Frühlingsgedicht" des Halbjuden Zuckmaier abgedruckt, in dem das Gebet Jesu Christi in Gethsemane mit dem Heulen der Katzen auf den Dächern im Frühling verglichen wurde.

Strafe: Drei Wochen Gefängnis mit Bewährungsfrist bis 1928. Also praktisch genommen, kam der Gotteslästerer ohne jede Strafe davon.

Es gibt Leute in Bayern, die jetzt den ketzerischen Gedanken aussprechen, ein Amtsrichter müsse im frommen Freistaat der Bayerischen Volkspartei höher stehen als Jesus Christus.

Aber das sind natürlich böswillige Lästermäuler, denen man es schon zeigen wird.

*

Diese erfreulichen Rechtszustände beschränken sich aber natürlich nicht auf das schöne Bayernland.

Im „Vorwärts", Abendausgabe Nr. 409, Ausgabe B Nr. 205 vom 30. August 1924, konnte man folgende Beschimpfung Hindenburgs lesen:

„Ein neuer Wallfahrtsort.

„Der neue Wallfahrtsort ist das Haarmann-Haus, das Sterbehaus von 30 Menschen. Vor diesem bleibt der Spießer mit unheimlichen Schauern stehen, Gänsehaut auf dem Rücken und Gänsehaut in der Seele, das blutrünstige Untier im Herzen und die Neugierde in den Augen, um zu sehen, wo Haarmann gewohnt hat . . . Hier ist die Straße gedrängt voll von Autos, Droschken und Menschen, und jeder fragt: Wo wohnte Haarmann? Deutsche aus allen Gauen unseres Vaterlandes . . .

„Nur 30 Menschen!

„Aber ebenso staunen die Menschen vor der Villa im Hindenburgviertel, wo der alte General wohnt, der in allen Offensiven Hunderttausende von Menschen in den Tod getrieben und nutzlos geopfert hat. Auch hier dieses herrliche, grausige Gefühl. Die Gänsehaut auf der Lippe, mit der man siegreich Frankreich schlagen will. Und Gänsehaut auf der Bierleber. Welche Zukunftsaussichten und welche Parallelen."

Dem „Vorwärts" passierte im Lande des Genossen Severing nichts.

*

Der ehemalige Schriftleiter des genannten „Vorwärts", der Jude Kuttner, gibt eine sogenannte satirische Wochenschrift heraus, betitelt „Lachen links". Dort konnte man folgendes Gedicht über „Die Heiligen Drei Könige" lesen:

Der erste, der trägt eine lederne Hos',
Der zweite ist gar am A . . . bloß,
Der dritte hat einen spitzen Hut,
Auf dem ein Stern sich drehen tut.
Kyrieeleis.

Der erste, der hat den Kopf voll Grind,
Der zweite ist ein unehelich Kind.
Der dritte nicht Vater, nicht Mutter preist,
Ihn zeugte höchstselbst der Heilige Geist.
Kyrieeleis.

Der erste hat einen Pfennig gespart,
Der zweite, der hat Läuse im Bart.
Der dritte hat noch weniger als nichts.
Er steht im Strahl des göttlichen Lichts.
Kyrieeleis.

Wir singen einen süßen Gesang
Bei Weibern auf der Ofenbank.
Wir lassen an einem jeglichen Ort
Einen kleinen heiligen König zum Andenken dort.
Kyrieeleis.

Wir geben euch unseren Segen drein
Gemischt aus Kuhdreck und Rosmarein.
Wir danken für Schnaps, wir danken für Bier.
Anders Jahr um die Zeit sind wir wieder hier.
Kyrieeleis.

R.-A. Dr. Behling-Wülfing in Elberfeld erstattete Anzeige beim Generalstaatsanwalts beim Landgericht I Berlin. Er erhielt den Bescheid, daß keine Beschimpfung der christlichen Religion vorliege. Darauf wurde Beschwerde beim Kammergericht Berlin eingelegt. Diese wurde als „unbegründet" zurückgewiesen, denn — so hieß es in der Antwort — „das Gedicht, durch das Sie sich in Ihrem religiösen Empfinden verletzt fühlen, läßt in seiner Gesamtheit weder nach Form, noch nach Inhalt die Stimmung der Verachtung oder Verächtlichkeit gegen Gott oder eine Einrichtung der christlichen Kirchen, insbesondere der Verehrung der Jungfrau Maria oder des Weihnachtsfestes erkennen".

Fein geantwortet! Bezeichnend, daß die evangelischen Pfarrer und katholischen Kapläne, welche Jammeraufsätze in der „C.V.-Ztg."

über die „Beschimpfung" des Talmuds von sich geben, hier wie das Grab schweigen, wenn ihre eigene Religion besudelt wird.

Das sind einige Streiflichter aus „unserer" Justiz. Herzerhebend und seelenstärkend. Wobei wir nicht vergessen wollen, daß ein frommer Zentrumsmann preußischer Justizminister ist. Die Demokratie im Reich kann auf ihn stolz sein.

Ein neuer Stand

Die galizische „Rote Fahne" hat einen neuen Berufsstand entdeckt: den Berufsverbrecher. Und das kam so.

Bekanntlich lösten zwei moderne Opfer der Zivilisation, Weber und Schlesinger, die Eisenbahnschienen bei Hannover. Ein Schnellzug entgleiste planmäßig. Es gab 21 Tote. Die Mörder wurden zum Tode verurteilt; die ganze Judenpresse rief nach „Amnestie" (Schlesinger in Gefahr!), die Revision wurde eingelegt. Und Mitte Januar 1927 trotz allen Gezeters vom Reichsgericht verworfen.

Jetzt verlor die Beschützerin bolschewistischer Geistigkeit um Katz, Scholem usw. ganz die Haltung. Die „Rote Fahne" schrie (18. Januar 1927):

„Diese unerhörte Entscheidung des Reichsgerichts läßt sich nur von dem Bestreben erklären, die skandalösen Zustände auf der Dawes-Bahn zu decken. Es ist festgestellt, daß die beiden Täter Schlesinger und Weber weder Berufsverbrecher noch auch nur verbrecherisch veranlagte raffinierte Burschen sind. Es handelt sich einfach um zwei Opfer der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die nirgends Arbeitsmöglichkeit fanden und, halb wahnsinnig vor Hunger und Entbehrungen, zu ihrer Tat kamen. Aber zu dieser Tat hat sie die leichte Gelegenheit, das Fehlen einer ordnungsgemäßen Bewachung des Bahnkörpers und die skandalöse Verlotterung der Gleisanlagen selbst verleitet.

„Wären Schlesinger und Weber raffinierte Berufsverbrecher, so wäre die Direktion der Dawes-Bahn halb gerechtfertigt, denn sie könnte behaupten, daß ihre Sicherheitsmaßnahmen durch abgefeimte Verbrecher illusorisch gemacht worden seien. Da aber die beiden Täter weder Berufsverbrecher sind, noch

raffiniert zu Werke gingen, so ist die vernichtende Schuld der Reichsbahndirektion erwiesen. Die Sicherheitsmaßnahmen fehlten einfach infolge des Personalabbaus."

Schade, daß die „R. F." keine nähere Erklärung des Begriffs „Berufsverbrecher" gibt. Ist das ein Bela Kun, der Brillanten stahl? Oder war der auch ein „Opfer der kapitalistischen Gesellschaftsordnung"? Wie viele Male muß man gemordet haben, um in den neuen Berufsstand einzurücken?

Wie man sieht, der Geist des Gettos weht noch heute in ganz moderner Form durch die Häupter der marxistischen Führerschaft und ihrer verfallenen Umgebung.

Schlesinger in Not!

Ein angeblich begabter Musiker hat Sehnsucht nach der Höhe. Ihm sagt das Dirigieren eines kleinen Orchesters nicht zu. Die Leitung der „Fledermaus" scheint ihm für sein Genie zu gering. Er läßt die Stelle fahren, findet aber kein Unterkommen, stiftet einen andern an, einen Schienenstrang zu sprengen, um den dann entgleisenden Zug ausplündern zu können. Das ist der hoffnungsvolle Sohn eines Synagogensängers namens Schlesinger. Die Folge des Verbrechens: 21 Tote. Das Gericht fällt selbstverständlich das Todesurteil.

Wenn irgendwo in Bayern oder Preußen ein Mensch, und sei es auch in furchtbarer Erregung, einen andern mordet, fällt sein Kopf, ohne daß ein Hahn danach kräht.

Anders aber, wenn einer Schlesinger heißt. Dann findet sich die ganze Weltpresse ein, um ihn als Unschuldsengel hinzustellen. Wir berichteten über diesen Mörderschutz bereits. Hier einige neue Tatsachen aus der Ullstein-Presse.

„Übt Gnade!" ruft ein Eingesandt in der „Voss. Ztg." vom 23. Januar 1927. Da lesen wir:

„Eine Republik, die alle Jahre einige hundert Millionen mehr für Heer und Marine ausgeben kann — um nur einen Punkt herauszugreifen — zu einer Zeit, in der Millionen ihrer Bürger nicht wissen, wovon sie den nächsten Tag leben sollen, darf sich nicht wundern, wenn die Verzweiflung Verbrechen gebiert. Sie muß versuchen, sie durch weitgehende Prophylaxis zu bekämpfen, aber außerdem bei der

Rechtsprechung darauf hinzuwirken, daß die sozialen Ursachen der Vergehen und Verbrechen weitest gehend in den Urteilssprüchen berücksichtigt werden.

„Da dies in dem Leiferder Urteil weder von dem Gericht in Leiferde noch von dem Reichsgericht in Leipzig geschehen ist, ist es Aufgabe des Preußischen Staatsministeriums, von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch zu machen."

Das lesen wir in einer Zeitung, die heiß dafür eintritt, daß Deutschland $2^{1}/_{2}$ Milliarden Goldmark an die Hochfinanz an Dawes-Tributen abliefert; die kein Wort gegen die französischen Rüstungen laut werden läßt. Wieviel Sorge doch um einen entlaufenen Kapellmeister-Mörder, wenn er Schlesinger heißt.

Aber auch Herr Sling von der „Vossischen" ist hochbesorgt, ob das jüdische Trommelfeuer auch wirkt. Er schreibt zum gleichen Thema in der nämlichen „Gazette de Foch", der Schlesinger sei doch gewiß ein sehr begabter Mensch gewesen! Ob man es nicht doch noch einmal versuchen wolle usw. Eine ganze lange Spalte geht es so weiter. Wir werden dieses Wehklagen besonders begreifen, wenn wir erfahren, daß dieser, jetzt verstorbene, Herr Sling in Wirklichkeit auch — Schlesinger hieß.

Schlesinger und die anderen

Als der 21fache Raubmörder Schlesinger zum Tode verurteilt wurde (das Urteil wird nie vollstreckt werden!), da wimmerte die ganze Judenpresse über diesen „hoffnungsvollen" Musiker. Die „Voss. Ztg." bewunderte seine „feinen, schmalen Hände" und meinte, man müsse es mit ihm noch einmal versuchen.

Aber anders, ganz anders rauschte der Blätterwald vom Libanon, als deutsche „Fememörder" zum Tode verurteilt wurden. Sie hatten nicht Eisenbahnschienen gelöst, sondern sollen Landesverräter erschossen haben, in Judas Augen eines der größten Verbrechen also. Man wäre ja im Reichstag seines Lebens nicht sicher, wenn man Landesverräter, den Stolz der Revolution von 1918, einfach abknallen wollte. Und so höhnte das „B. T." (27. 3. 27) noch über die zum Tode Verurteilten, die dem Hebräer nicht die Freude eines Nervenzusammenbruches machten:

„Er richtete sich zu krampfiger Höhe auf, warf den exakt gescheitelten Kopf zurück, verzog das Gesicht zu einer ironischen, abweisenden Grimasse. Beinahe schmerzhaft deutlich wurde dabei die Überlegtheit, das Vorbereitete und Einstudierte dieser letzten Geste. Das ist der Korporal, der Offizier wurde. Er nimmt die Charge ernster als sich selbst. Und so steht er vor der Anklagebank, korrekt und stramm. Ein Leutnant, der immer Korporal blieb. Erbarmungswürdig war dieses Gesicht, das so gern höhnisch sein wollte, und das in letzter Minute, als man es sah, eine Grimasse zeigte, hinter der unendliches Elend war."

Über die Niedrigkeit dieses Hebräers ein Wort hinzuzufügen, erübrigt sich.

In der Tiefe

Der einundzwanzigfache jüdische Mörder von Leiferde, Schlesinger, ist unter dem Jubel der alljüdischen Presse begnadigt worden. Es wäre auch wirklich schade gewesen um den „begabten Musiker mit den schmalen Händen", der die Schienen löste, um die Menschen des entgleisenden Zuges berauben zu können.

Wie die jüdischen Zeitungen hoffen, wird man den Schlesinger nach ein paar Jahren ganz freilassen.

Um es „nochmals mit ihm zu probieren".

Die Sache hat noch eine literarische Seite, die den Verfall weiter Kreise unseres sog. „nationalen Bürgertums" in bengalischer Beleuchtung zeigt. Im „Höchster Kreisblatt" vom 2. Juni 1927 stand folgendes zu lesen:

„Die ‚Junge Bühne des Nationaltheaters' in Mannheim brachte, wie die ‚Frankf. Ztg.' berichtet, vor dem Ende der Spielzeit noch eine Uraufführung heraus: des jugendlichen Willi Schäferdiek szenische Ballade ‚Mörder für uns'. Schäferdiek hat seine Szenenfolge unter dem Eindruck des Leiferder Attentates geschrieben. Die Hauptfigur des Stückes, Walter Singer, ist Urheber eines blutigen Eisenbahnunglückes. Das Stück macht sich die These zu eigen, daß an dieser furchtbaren Untat mehr noch als die beiden blutjungen Attentäter selbst der Staat und die Gesellschaft schuld seien, die zwei junge

Menschen in Elend und Arbeitslosigkeit bis zur letzten Verzweiflung des furchtbaren Entschlusses verkommen ließen."

Kein Wort des Protestes über den „jugendlichen Willi", der Raubmörder entschuldigt . . . „Der Staat" soll schuld sein, sagt Willi. Aber mit Verlaub: ist dieser „Staat" nicht eure „soziale Republik", die ihr mit Reichsbanner schützt und mit „Berliner Tageblatt" verteidigt?

Und dieser edle Staat züchtet Raubmörder? Man sollte das dem Willi heimzahlen!

„Diese Republik ist unser Werk", sagte der Genosse Scheidemann auf dem Parteitag der SPD. 1927. Da hat er nach langer Zeit ein wahres Wort gesprochen. Die Nachkommen der 21 Gemordeten bei Leiferde werden das ihrige dabei denken.

Wir auch. Aber wir sagen es nicht, denn die Scheidemänner sind unantastbarer als Majestäten.

Aber es werden auch andere Zeiten kommen. Trotz Scheidemann und Willi Schäferdiek . . .

Hymnen auf den Mord

In der „Roten Fahne" veröffentlichen die „Intellektuellen" bekanntlich große Aufrufe für die Freilassung des Raubmörders Hölz. Also die Thomas Mann und Genossen. Was sich bei ihrer „Abscheu vor der barbarischen Todesstrafe" ausgezeichnet machte.

Als Abwechslung hatte Moskau, weil einige Spione aus England ausgewiesen wurden, aus ohnmächtiger Wut Anfang 1927 Dutzende russischer Geiseln erschossen. Die „Intellektuellen", die „Liga für Menschenrechte" schwiegen wie das Grab.

Man darf also annehmen, daß „Menschenrecht" nur für jüdische Bolschewiken und ihre Genossen gilt.

Die „Rote Fahne" unterstrich dieses durch Gedichte, Hymnen an die Tscheka. A. Besymensky heißt der offenbar ostjüdische Poet. Und das „Gedicht" lautete:

GPU. (früher Tscheka genannt)
Unseres Willens Auge und Hand
GPU.!
Hand des Bolschewiken, du!

In der kleinen Hand,
In der einfachen Hand
Eine einfache Feder.

Schwarze Buchstaben
Entfließen der Feder.

Leichter als Hauch,
Schwerer als Berge,
Das einfache Wort:
— Erschießen!

Schreite nur, Zeit! Bleibe nicht stehen!
Der Wille soll brennen,
Erschlagen den Feind!

Das heißt:
Verschließe dein Herz
Und unterschreib'!

Das läßt an ostjüdischer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Und die „Verabscheuer" der Todesstrafe haben nicht protestiert.

Sie schreiben vielleicht schon neue Dramen auf die Tscheka-Helden.

Die Lyrik der Gaunerzinke

Neudeutschland tut bekanntlich viel für die Kunst: es fördert den Kokoschka, aus dessen Bildern ein tiefes Flehen nach einer — Nervenheilanstalt herausschreit; es bläst die Gebrüder Mann zu „großen Dichtern" auf; es gründet sogar Genie-Zuchtanstalten: sog. Dichter-Akademien. 1927 hatten führende Kreise ein großes Preisausschreiben veranstaltet, um noch unerweckte Lyriker zum Ruhm zu erheben. Das Ergebnis war wundervoll. Das führende Blatt unserer Kletter-maxe-Kultur, das „Berl. Tageblatt", veröffentlichte mehrere der preisgekrönten Gedichte. An die Spitze (!) aller Erzeugnisse stellte die Zeitung folgende Hochschöpfung der von ihr belobten Geistigkeit:

Die Gaunerzinke.

Von Theodor Kramer.

Die stillste Straß komm' ich her,
im Schluchtenfluß die Otter schreit.
Mein Schnappsack ist dem Bund zu leer,
Gehöfte stehen Meilen weit.
Im Kotter saß ich gestern noch
Und tret' ins Tor im Abendrot.
und weiß im Janker Loch um Loch
und bitte nur ganz still um Brot.
Und dem, der hart mich weist ins Land,
dem mal' ich an die Wand ein Haus —
und vor das Haus steil eine Hand;
die Hand wächst übers Haus hinaus.
Hier, seht, hier bat — und bat nur stumm
— nach mir, Ihr Brüder — eine Hand,
Und einer geht ums Haus herum
und einer setzt's einst nachts in Brand.

Wir kennen Herrn Theodor Kramer nicht. Aber eines wissen wir: die Einfühlung in die Ostjudenseele ist ihm gelungen. Denn was die marxistische Führerschaft tut, ist nichts anderes, als Gaunerzinken aufs deutsche Haus zeichnen. Anstecken tun's dann die angeführten Massen.

Man sollte Th. Kramer zum Hofpoeten der Demokratie erheben. Er hat ihrem Geist eine gute Stütze gegeben und die allgemeine Liebe zu den Errungenschaften des 9. November 1918 neu gestärkt. Sela!

Eine verwischte Form von Prostitution

Ein Sensationsprozeß wegen Kuppelei fand 1927 seine Erledigung: der Fall Kolomak.

Es war vor längerer Zeit ein Buch erschienen, das in rührender Weise den Untergang eines Mädchens dank der Brutalisierung durch die Bremer Sittenpolizei erzählte. Ein gefundenes Fressen für die gesamte jüdische Presse. Es hagelte von Angriffen gegen die Beschränkung der „Freiheit der Liebe", gegen die „Gesinnungsschnüf-

felei", und alle Zuhälter freuten sich, der deutschen Polizei eins auswischen zu können.

Der Staatsanwalt schwieg. Aber er eröffnete ein Verfahren gegen die Herausgeberin des Buches, die Frau Kolomak. Wegen Kuppelei, begangen an der eigenen Tochter.

Die Verhandlung kam; es war nicht zu leugnen: die Mutter hatte ihre Tochter verkuppelt und eine andere Prostituierte noch außerdem beherbergt. Die Bremer Polizei war gerechtfertigt, die demokratische Journaille auf den „Mund" geschlagen.

Nur eine nicht, die „Rote Fahne" in Berlin, welche es am 18. Juni 1927 wagte, deutschen Arbeitern und Arbeiterfrauen folgendes vorzusetzen:

„Als dieser Prozeß von der Bremer Polizei vorbereitet wurde, war es schon klar: Frau Kolomak mußte verurteilt werden. Das war eine Prestigefrage für die Bremer Polizei, für die Klassenjustiz, für alle Reaktionäre.

„Die ‚Anklage' dieses Prozesses ging um einen Fall, wie er täglich zu Zehntausenden vorkommt. Die Hingemordete Lisbeth Kolomak (Margarete Machan), ein sehr schönes, siebzehnjähriges Mädchen, ging in Cafés und Dielen und hatte einige gelegentliche Freundschaften mit jungen Männern. Ihre Mutter hat die Tochter nicht gefesselt, ihr vielleicht wohlwollend einige Freuden außerhalb des Hauses gegönnt. Es waren ‚Freuden', wie sie manchmal einem armen Proletariermädchen als eine verwischte Form von Prostitution geboten werden."

Die „verwischte Form der Prostitution" scheint in den Augen der jüdischen Hintermänner des Kommunismus ein gutes Mittel zu weiterer Zersetzung zu sein.

Was niemand wundert, der „Ahasvers fröhlich' Wanderlied" kennt oder die Romane von Münzer und Landsberger.

Märtyrer auf Goldgrund

In Amerika wurden zwei Anarchisten verurteilt. Wegen Raubmords. Sacco und Vanzetti heißen sie. Empörung überall! Solche Geister müssen frei werden! Die ganze „demokratisch-bürgerliche" Presse arbeitet, in aller Welt. Jeder Mienenzug der Raubmörder

wird durch Funksprüche gemeldet. Seitenlang, tagtäglich. Wochenlang ... Moskau hilft: Bomben fliegen in Neuyork, Boston, Buenos Aires, Basel, Sofia in die Luft. 5 Tote, 50 Verwundete in Neuyork, 11 Tote in Buenos Aires, zerstörte Kirchen, verwüstete Untergrundbahnen ... Drohbriefe an die Richter, Giftverbrechen an Coolidge.

Erfolg des organisierten Verbrechertums: Hinrichtung aufgeschoben! Die „intellektuelle" „Weltbühne" (Nr. 32 v. 9. August 1927) aber „dichtete":

„Wenn sich einmal das Arbeitervolk des ganzen Erdenkreises erhebt, so wird es auf seinen Bannern die geweihten Namen Saccos und Vanzettis vorantragen, und im Namen Saccos und Vanzettis wird der Sklavenaufruhr der Zukunft die Justizpaläste in Trümmer legen. Auch das kämpfende Proletariat hat seine heiligen Märtyrer, auf Goldgrund wird es die Köpfe Saccos und Vanzettis verehren, wie die junge Christenheit in den Katakomben ihre Gekreuzigten und Gevierteilten. Als die Wächter in die Zelle Saccos und Vanzettis traten, um ihnen mitzuteilen, daß ihr letzter Einspruch verworfen, lagen die beiden hingestreckt auf ihren Pritschen und schliefen. Sieben Jahre haben sie gewacht, Sekunde für Sekunde den Tod erlitten. Nun liegen sie entspannt und schlafen. Zwei Helden von der großen Art: der leidenden. Als sie in diese Zelle kamen, kannte niemand ihre Namen. Heute gibt es kein Dorf, wo man die nicht kennt, und in den letzten Winkel hinter der Welt dringt klagend eine Ahnung von der Unendlichkeit des Leidens der beiden. Unter einer Kruste von Gleichgültigkeit und Habgier regt sich ein gemeinsames Gewissen, Scham vor sich selbst wühlt die Menschheit auf. Zwei kleine Soldaten der Freiheitsarmee haben es vollbracht. Jetzt liegen sie auf die Pritsche gestreckt, in der traumlosen Versunkenheit erfüllter Pflicht, einerlei, ob das Erwachen Freiheit oder Ende bringt. Die Wächter stoßen sich an, tuscheln und gehen auf Fußspitzen hinaus. Sacco und Vanzetti schlafen. Sacco und Vanzetti dürfen wieder schlafen."

Nun kann das Paradies bald kommen! In die Luft mit allen Gerichtsgebäuden! Ehrengalerien für Raubmörder! Mit ihren Bildern auf Goldgrund. Nun wissen alle, w a s die „Weltbühne" w i l l.

Die armen Mörder

In Berlin wurde der Doppelmörder Böttcher hingerichtet. Er hatte die Gräfin Lambsdorf und ein kleines Mädchen auf grausamste Weise ermordet. Außerdem wurden ihm widernatürlicher Geschlechtsverkehr, mehrere Notzuchtsverbrechen und ähnliches nachgewiesen, was zusammen 85 Jahre Zuchthaus ausmachte. Es versteht sich, daß die Schulchan-Aruch-Philosophen des „Berliner Tageblatts" auch diese Blüte der Menschheit uns erhalten wollten. In der Abendausgabe vom 13. Januar 1928 jammerte einer also pflichtschuldigst:

„Für denjenigen, der dem Hinrichtungsakt beiwohnen mußte, erhoben sich alsbald die Fragen: w e m i s t m i t d e r V o l l s t r e c k u n g d e s T o d e s u r t e i l s g e d i e n t und worin liegt der W e r t der Strafe?

„Es ist festzustellen, daß das Bewußtsein, die Todesstrafe zu erleiden, keine entsetzlichere Wirkung auf den Delinquenten gehabt haben dürfte als das Bewußtsein, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt zu sein. Somit bleibt die Frage offen, ob die Todesstrafe ein größeres Abschreckungsmittel für Verbrecher vom Schlage Böttchers sein kann als lebenslängliche Zuchthausstrafe. Das ist nach unserer Ansicht zu verneinen. Ferner muß aber erörtert werden, o b e s e i n e s m o d e r n e n S t a a t e s w ü r d i g i s t, d i e S c h a n d t a t e n e i n e s s o l c h e n M e n s c h e n d a d u r c h z u s ü h n e n, d a ß m a n i h n e n t h a u p t e t. Und auch diese Frage muß v e r n e i n t werden, denn die Auslöschung eines Menschenlebens kann niemals die furchtbare Wirkung der Verbrechen auslöschen, die dieser Mensch begangen hat, und infolgedessen entfällt das eigentlich Wesentliche: der Sinn der Bestrafung.

„Sachlich ist zur Hinrichtung Böttchers noch zu bemerken, daß seine Verteidiger beim Rechtsausschuß des Preußischen Landtags Beschwerde wegen der Vollstreckung des Todesurteils erheben werden, weil nach ihrer Ansicht nicht sämtliche Rechtsgarantien erschöpft worden sind, die die Strafprozeßordnung vorschreibe. Es sei notwendig gewesen, daß ihnen die Gründe für die Ablehnung ihrer Anträge auf Einleitung eines Wiederaufnahmeverfahrens vor der Vollstreckung schriftlich mitgeteilt wurden, und das sei nicht geschehen."

Eigentlich sollte das Gesetz zum Schutz der Republik nach diesem Mosse-Schmock greifen, der offenbar behaupten will, der — Republik

wäre sehr viel damit gedient, wenn der Doppelmörder ihr erhalten bliebe! Und wie fein der Herr über das Wesen der Strafe irreführen möchte: Abschrecken soll sie? Das ist Nebensache. Wichtig ist die Sühne, dann die Ausschaltung des Verbrechers. Aber vor der Sühne als Grundsatz haben manche großen Respekt. Und wir meinen, daß es nur gerecht wäre, wenn die Landesverräter von 1918 dasselbe Schicksal erleiden würden wie der Mörder Böttcher.

Schutz den Landesverrätern

In Budapest wurde der jüdisch-ungarische Landesverräter Baron Ludwig Hatvàni wegen Beschimpfung Ungarns zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach langer Zeit endlich ein Beispiel dafür, wie ein Volk seine Ehre zu schützen hat. Darob sofort ein Wutgeheul im „Berl. Tageblatt", in der „Voss. Ztg.", in der „Frankf. Ztg." usw. Und siehe da, die „deutschen" Schriftsteller, die der ganze Fall nichts angeht, „opponieren" auch. Und zwar: Albert Einstein, Theodor Wolff, Gerhart Hauptmann, Thomas und Heinrich Mann, Ludwig Fulda, Arthur Schnitzler, Hugo v. Hoffmannsthal, Stephan Zweig, Felix Salten, Fritz von Unruh, Franz Werfel, Sinclair-Lewis, Max Reinhardt. — Das genügt! — Anfang 1930 wurde Hatvàni bereits begnadigt.

Trauer um Schlesinger

Ich deutete beim „Fall Barrabas" schon auf die Mache hin, den Eisenbahnmörder Schlesinger und seinen Genossen Weber (von dem im übrigen keine große Rede war) vor dem Strang zu retten, was der gemeinsamen Anstrengung der „Weltpresse" denn auch gelang. Über diesen Raubmordversuch urteilte der „Sachverständige" namens Sling (Schlesinger!) in der vom Freunde Stresemanns geleiteten „Vossischen Zeitung" folgendermaßen (Nr. 35, 10. Febr. 1927):

„Und dennoch neigt sich namentlich dem einen der Verurteilten allgemeines Mitleid zu. Er ist Musiker, Kapellmeister. Mehr als ein Mensch mag sich sagen: vielleicht geht hier eine große Begabung zugrunde. Dürfen wir einen solchen

Menschen töten? Und es könnte jemand auf die Idee kommen, zu fragen: sollte man nicht dieses Talent noch einmal prüfen, bevor man es dem Scharfrichter überliefert?

„... Es sei nicht einmal der Versuch unternommen, die Tat auf einen künstlerischen Notstand zurückzuführen. Mag seine Begabung sogar eine unterdurchschnittliche gewesen sein. Aber eines steht fest: seine leidenschaftliche Hinneigung zu einer Kunst, von deren simpelster Ausführung schon der Volksmund sagt: ‚Böse Menschen haben keine Lieder.' Das Wort ist leider nicht immer zutreffend. Wir wissen nur allzugut von gegenseitigem Haß, Neid und Mißgunst hochbegabter Musikanten. Aber immerhin, dieser junge Mensch liebte seine Kunst in ihrer höchsten Daseinsform, seine Triebe waren auf ideale Betätigung eines Kunstwillens gerichtet — und zu dieser Tatsache steht sein Verbrechen in scheinbar unlösbarem Widerspruch. Der Widerspruch muß als ein scheinbarer gelten, seit Goethe das Wort von seiner Fähigkeit zu jedem Verbrechen ausgesprochen hat. Die Tatsache, daß Goethe keines begangen hat, widerlegt nicht sein Wort. Wohl aber dürfen wir glauben, daß ein geistiges Individuum sich um so tiefer der eigenen schlimmen Triebe bewußt sein wird — je weiter es seelisch von der Möglichkeit ihrer Auswirkung entfernt ist. Der grobmateriell eingestellte wirkliche Rechtsbrecher nimmt seine schlimmen Triebe viel weniger ernst, obgleich er so oft ihrer Auswirkung unterliegt.

„... Für das Halbtier Haarmann war das Morden ein Alltägliches. Für den Jüngling, der zumindest die niederen Weihen einer hohen Kunst schon empfangen hatte — eigentlich etwas Unmögliches. Und dennoch: wissen wir für beide nichts als dieselbe Strafe, denselben Richtblock, dasselbe Beil?"

Genau so wird auch der Wucherer Shylock zum Märtyrer umgefälscht. Anläßlich einer Aufführung des „Kaufmanns von Venedig" in Berlin brachte die „Jüdische Rundschau" (Nr. 94, 25. November 1927) folgende Kritik:

„Kortner war der Shylock, neben dem der kauende, fast überirdisch wirkende Tubal aus dem Getto Fritz Balks genannt werden muß. Also Kortner war der Shylock. Die Leute, die immer wieder behaupten, der ‚Kaufmann von Venedig' wolle den Gegensatz zwischen

Aristokratie und Proletariat zeigen, mögen sich diesen Shylock einmal ansehen; dann werden sie die Unhaltbarkeit ihrer durch nichts berechtigten Auffassung erkennen. Kortner ist der Jude; jawohl, sein Gewand ist nicht ganz sauber und sein Gang ist ein wenig müde, auch ist der schwere Kopf wie unter einer unsichtbaren Last der Dornenkrone des Martyriums, als Jude durch die Welt gehen zu müssen, leicht geneigt; aber die ganze Gestalt strömt eine Hoheit aus, die in ihrer Einsamkeit und Würde ergreifend, ja erschütternd ist. Gewiß haßt er die anderen, deren Welt er nicht versteht; aber noch stärker als sein Haß ist sein Widerwillen. Er trauert nicht dem Diebstahl seiner Tochter nach, ihr Verrat läßt ihn sie verdammen und verfluchen. Bei allem ist er Patriarch. Wohlgefällig betrachtet er Porzia; um der Gerechtigkeit willen und aus der Abneigung des Blutes heraus besteht er auf seinen Schein, den Parteilichkeit falsch auslegt."

Und ganz nahe hinan an eine Verherrlichung des verbrecherischen Menschen überhaupt ging Alfred Polgar im „Berliner Tageblatt" (20. Oktober 1925):

„Ein Jenseits von Gut und Böse kann man sich nur sehr schwer vorstellen, fast so schwer wie das ‚Jenseits', das par excellence diesen Namen trägt. Hingegen eine Weltanschauung, die zwischen Gut und Böse nicht aufgeregter unterschiede als zwischen Blond und Schwarz oder breit- und schmalhüftig, die kann man sich, mit etlicher Einbildungskraftanstrengung, schon denken. Da wäre dann das Böse nicht ein Übel, das bekämpft und beseitigt werden müßte, sondern eine Farbe im Weltbild wie jede andere. Und wer wollte so dumm sein, einer Farbe das Daseinsrecht abzustreiten, sie als absolut häßlich zu verwerfen? Sagt einer: ‚Lumpereien kann ich durchaus nicht leiden', nun, so ist das seine ganz persönliche Idiosynkrasie und gilt nicht als tiefer, als wenn einer sagte: ‚ich hasse Gelb' oder ‚Speisen aus Butterteig widerstehen mir'. Geschmacksache.

„Die Entwicklung, das ist offenbar, strebt dahin, Gut und Böse weniger als sittliche, denn als farbliche Valeurs zu nehmen. Und die Mode, der wie alles andere auch das Moralische unterliegt, ist ganz deutlich gegen strenge Muster. Man trägt heute gern zum Charakter etwas Gemeinheit, ein wenig offene Filouterie steht dem freien Mann nicht übel zu

Gesicht, und etwas aufgelegte Schurkerei gibt seiner Geistigkeit einen pikanten Zug. Ich kenne einen jungen Mann, der sich sozusagen eine geachtete Position als gemeiner Kerl gemacht hat. Es ist kein Wunder, denn die Menschen dieser so überreizten wie abgestumpften Zeit haben was übrig fürs Penetrante. Die Geruchsnerven sind, seit zehn Millionen Kriegerleichen die Luft der Welt verpestet haben, nicht mehr zimperlich. Der Zweck-Niedertracht, jener, die um eines Vorteiles willen verübt wird, haftet ja auch heute noch ein gewisses Odium an. Aber die Büberei um der Büberei willen, begründet einzig und allein in der konstitutiven Gemeinheit dessen, der sie begeht, die hat ihr Würziges. Sie pfeffert die zähe Speise, an der der Mensch schon viele tausend Jahre kaut."

Schutz dem Mörderleben

Im soz. Deutschen Reichstag wird wieder einmal um die Todesstrafe heftig gestritten. Romantische Ideologen und bewußte Aufzüchter des Verbrechertums haben sich — nicht zum ersten Male — brüderlich verbunden, um das Leben von Lustmördern, Raubmördern usw. der Gesellschaft zu erhalten und dieser noch außerdem die lebenslängliche Beköstigung, Warmwasserheizung usw. aufzubürden. Vom Recht der Todesstrafe macht der Staat heute nur sehr selten Gebrauch; ein Mißbrauch ist nach Lage der Dinge so gut wie ausgeschlossen. Wenn der sozialdemokratische Jude Rosenfeld erklärt, unter Wilhelm I. und Ludwig III. von Bayern seien keine Todesurteile durchgeführt worden und der Staat sei doch nicht bedroht gewesen, so ist das ein „Argument", das Pan Rosenfeld nicht hätte anführen dürfen. Denn gerade deshalb, weil die Vorkriegsmonarchie nicht die ganze Landesverrätergruppe der Sozialdemokratie aufgehängt hat, haben deren mutigere Gefolgsleute diesen Staat gestürzt. Ohne diese Revolte könnten die Paul Levis und Kurt Rosenfeld nicht den Mund so voll nehmen, wie sie es heute tun.

Begibt sich die Gesellschaft des Rechts, das Todesurteil zu fällen, so steht die Selbsthilfe vor der Tür; so kennzeichnete Goethe mit einem Wort den Zustand, wie er war und wie er bleiben wird.

Bernhard Kellermann, der für Berliner Judenzeitungen Persien bereiste, erklärte, man könne jetzt schon durch die Straßen dieses Landes reisen und sei weniger bedroht als auf den Straßen einer europäischen Weltstadt. Und zwar deshalb, weil der neue Schah alle Räuber kurzerhand aufgehängt hatte.

Die heutige „Justiz" der Demokratie aber läßt die großen Straßenräuber der Börse laufen, sie sitzen in Fracks als hochgeehrte Gäste bei nobelsten Veranstaltungen, halten Reden auf verschiedenen Handelstagen, unterzeichnen verschiedene Aufrufe an das Volk und freuen sich jetzt über ihre Vorkämpfer im Parlament.

Uns läßt die Debatte im übrigen kalt. Sollen die Herrschaften meinetwegen sich die Jungen wundreden und schließlich die Todesstrafe aufheben.

Das kommende Deutschland wird sich natürlich weder um diese noch um andere Beschlüsse der Berliner Schwatzbude kümmern.

*

Wie zielbewußt übrigens ein Verbrecher verteidigt wird, darüber gibt das „Prager Tagblatt" (Nr. 240 v. 2. 10. 1928) Auskunft. Der Rudolf Leonhard schreibt dort über den berüchtigten Räuber und Mörder Hein. Er fängt zunächst mit „Stimmung" an:

„Ich habe nicht aufgepaßt, ich weiß nicht, was er begangen hat; er hat gemordet, ich weiß nicht wen und wo. Ich habe nur gelesen, daß man ihn gefangen hat. Es war eine richtige Treibjagd, mit tausend Menschen als Hunde, Treiber und Jäger. Einen Wald hat man umstellt, Busch für Busch und Grashalm nach Grashalm abgesucht. Schließlich griff man ihn, einen Menschen, der nichts mehr als müde war, der tagelang nichts gegessen, acht Tage nicht geschlafen hatte; ein Stück Lebewesen, das wankte und verfallen war und nur noch ein Gedanke war: schlafen —."

Um dann fortzufahren:

„Die Gesellschaft, die den Henker verfemte, war aufrichtiger als wir und fühlte richtiger. Als Hein aus dem Walde trat, rief er einem Gendarmen zu: ‚Warum schießen Sie auf mich? Ich habe Ihnen doch nichts getan!' Hein ist ein Verbrecher, er ist vielleicht ein Vieh, aber er fühlte richtig: direkte, erlebte, vom Blute verlangte Rache ist sinnvoller und gerechter (wenn Rache überhaupt Sinn und Recht

hat) als die mittelbare, scheinbar uninteressierte, kalt organisierte, abstrakte der Gesellschaft. Vielleicht ist Hein nur ein paar Jahrhunderte älter als wir?

„Wie dem sein mag, wie er sein mag — diese Hetze ist grauenhaft wie das Schafott. Er hat schon gebüßt. Was wissen wir? Vielleicht weiß er es, Johann Hein — er wird es nicht sagen, und er wird es nicht sagen können. Die Nächte im Walde waren der Tod. Und schon das Verbrechen ist Strafe."

Falls ein Mörder also Herrn Leonhard die Gurgel abschneiden sollte, wollen wir das für ihn genug der Strafe sein lassen.

Die Unterwelt kommt an die Oberwelt

Kürzlich war das harmlos dahinschuftende Deutschland doch ein wenig erstaunt, als es erfuhr, daß große Zusammenstöße am Schlesischen Bahnhof zu Berlin auf prachtvoll organisierte Verbrecherzünfte zurückgingen. Es erfuhr vom Verein „Immertreu", vom Klub „Felsenfest" und andern Zusammenschlüssen von Zuhältern, Geldschrankknackern und ähnlichen Gewerbetreibenden. Es hörte, daß diese 16 bis 25 Klubs in gewisse „Ringe" zusammengefaßt seien, ihren geklappten Leuten Rechtsanwälte stellten, sie nach Verlassen der Zuchthäuser und Gefängnisse wieder mit dem gewohnten Handwerkzeuge, als da sind Dietriche, Stemmeisen, Sauerstofflampen usw. versorgten und unter sich eine eigene Gerichtsbarkeit ausübten für „Verpfeifen" eines Genossen vor Gericht.

Unter dem Titel „Das Gesicht des Mackie Masser" plauderte das Hauptorgan der Dawes- und Locarnopolitik, die „Vossische Zeitung" (5. Januar 1929), lächelnd und harmlos über diesen neuen Staat in der Republik. (Mackie Masser ist eine Figur der „Dreigroschenoper", ein Zuhälter.) Wir lesen in der wohlunterrichteten Zeitung des Hauses Ullstein u. a. folgende Pikanterien:

„Die gesamte Vergnügungsindustrie der City, soweit sie darauf ausgeht, der lokalunkundigen Provinz robuste Freuden zu bieten, ist von der Organisation der ‚Brüder-Vereine' durchzogen. Der Vorsitzende des ‚Großen Rings' ist der Inhaber eines Kellerlokals in der Jägerstraße, und sämtliche Portiers, Zettelverteiler, Anreißer dieser kleinen Lokale, sämtliche Schuhputzer, Straßenhändler, Toiletten-

männer dieser Gegend sind ganz ausschließlich organisierte Mitglieder dieser Vereine. Alle weiblichen Wesen, die die Stammkundschaft dieser Lokale darstellen, werden von ihren Organisationen in diese Gastwirtschaften abkommandiert, allzu reichlicher Zustrom, der das Einkommen der einzelnen gefährden könnte, wird abgehalten, und all diesen Damen wird von den Vereinen ein sicherer Schutz, aber auch eine sehr sorgfältige Überwachung zuteil. Für die Art, wie dieser Schutz für diese Damen auch aussehen kann, diene folgende Geschichte zur Illustration:

„Der Geschäftsführer eines großen Vergnügungslokals der City warf vor einigen Wochen eine Tänzerin hinaus und verbot ihr aus irgendwelchen Gründen das weitere Betreten der Gasträume. Als am nächsten Abend dieses Lokal geöffnet wurde, stellte der Geschäftsführer zu seinem Erstaunen fest, daß nicht ein einziges weibliches Wesen in seinen Räumen anwesend war, nicht nur die gesamte weibliche Stammkundschaft, sondern auch alle Angestellten weiblichen Geschlechtes waren nicht erschienen. Die Gäste dieses Lokals, die sich hauptsächlich aus der Provinz in großen Scharen einzufinden pflegen, verließen kopfschüttelnd die entweihte Stätte und die Direktion war verzweifelt, denn wenn das so weitergehen sollte, sah sie ihren Ruin voraus. In später Nachtstunde erschienen bei der Direktion zwei gutgekleidete Herren und erklärten, sie seien stolz darauf, die Vorsitzenden des Klubs ‚L.' zu sein, und sie wären bereit, die ‚Sperre über das Lokal für die Damen' wieder aufzuheben, wenn der Wirt erstens die Tänzerin wieder einstelle und zweitens weitere Genugtuung zu leisten bereit sei. Der Geschäftsführer war bereit.

„Bei etwa 5000 Mitgliedern dieser Vereine in Berlin *haben sie ihre Macht aber auch weit über die City hinaus bis in den vornehmeren Westen ausgebaut.* Jede Kurtisane im teuren Pelz mit Zofe und wechselnder Wirksamkeit ist diesen Vereinen ebenfalls hörig, und sie muß es sein, um ihr Gewerbe ungestört ausüben zu können. Bei diesen weitverzweigten Beziehungen und Orientierungsmöglichkeiten haben die Klubs nun die Gelegenheit, einen weiteren sehr wichtigen Erwerbszweig auszuüben. Wird ein berufsmäßiger Einbrecher nach langer Strafe aus dem Gefängnis entlassen, dann wendet er sich an einen dieser Vereine und bittet, nachdem er sich vorher ausreichend legitimiert hat, man möge ihm die Gelegenheit und die Spießgesellen zu neuen Taten

nachweisen. *Das Honorar dafür wird nach erfolgtem Einbruch in die Vereinskasse gezahlt,* und die ‚Sore', das ist das Diebesgut, wird ebenfalls von den Mitgliedern des Vereins ‚verschärft'. Diese Vereinskassen, deren ansehnlichste der Verein ‚Deutsche Kraft' besitzt, dienen den verschiedenartigsten Zwecken, die ebenfalls wieder ein sehr wichtiger Grund für die Existenz der Brüder-Vereine sind."

Auch das ist ein sehr schöner Beitrag für die Würde und Schönheit, die uns am 9. November 1918 versprochen wurde.

Aber wie stellt sich nun die Hauptsachwalterin zum Schutz der Republik zu diesem organisierten Verbrechertum (das nach andern weit über 10 000 Mitglieder allein in Berlin zählt). Wir lesen:

„Es ist nicht sehr überraschend, wenn man erfährt, daß die Polizei mit diesen Leuten eifrigst zu praktizieren gezwungen ist. Das hängt so zusammen: Die ganz schweren Verbrecher sind ‚Einzelgänger' und haben keine Verbindung mit diesen Klubs. Ebensowenig natürlich die gelegentlichen Mörder und all diejenigen Menschen, die ein Verbrechen im Affekt begehen. Diese Leute werden durch diese Organisation der Unterwelt der Polizei ausgeliefert. Das Vigilantenhonorar wird nicht verachtet. Das sind Dinge, die in ihren weiteren Einzelheiten lediglich die Polizei selbst angehen. Es ergibt sich aber aus ihnen zwangsläufig, *daß das üble Gewerbe der Mackie Masser in Berlin überhaupt nicht polizeilich verfolgt wird* und daß die Behörde somit eine asoziale Organisation duldet, die lediglich dazu da ist, Verbrechen zu ermöglichen. Man scheint sich in folgendem Dilemma zu befinden: Entweder man duldet die ‚Brüder' und faßt die gelegentlichen Verbrecher oder man verschüttet sich durch scharfes Zugreifen gegen die in Frage stehenden Vereine die besten Informationsquellen — und ist dann gezwungen, einen schweren Kampf *aus eigener Kraft* gegen *alle* Verbrecher zu führen.

„Fürchtet man, in diesem Gefecht *nicht* Sieger zu bleiben?"

So weit ist es also gekommen, und wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß die heute unter dem Befehl des ehemaligen roten Soldatenrats Zörgiebel und des Sohns des Synagogenvorstehers Weiß stehende Berliner Polizei nicht mehr die Macht hat, mit den Mackie Massers fertigzuwerden.

Und wie denkt die „Vossische Zeitung" selbst über die „Immer-

treuen"? Sie setzt ihrem Aufsatz folgendes Motto voraus: „Verfolgt das Unrecht nicht zu sehr, in Bälde erfriert es von alleine, denn es ist kalt."

Nach diesem System weiter „regiert" und nach Dawes-Gilbert würden die Hinterleute des „Großen Ringes" die Leitung der Polizeigeschäfte übernehmen können und zur Oberwelt werden.

Die „Immertreuen" wurden von der Berliner Polizei formal „aufgelöst". Sie legen wie ein gesitteter e. V. und wie eine juristische Person Protest ein. Ihr „Rechts"vertreter ist der Jude Dr. Alsberg. Tableau.

Nein, noch nicht Tableau! Ergreift da nämlich der Regierungsdirektor Hagemann, bisheriger Leiter der Berliner Kriminalpolizei, im neuen Ullstein-Blatt „Tempo" das Wort zur Auflösung der Verbrecherlogen und erklärt sie für unrichtig. Es sei doch schließlich für die Verbrecher ein verständliches Bedürfnis, sich auf Grund des gleichen Vorlebens zusammenzuschließen, um „ein möglichst großes Maß von Wertung der eigenen Persönlichkeit seitens ihrer Mitmenschen zu genießen". „Es ist richtig", so philosophiert der neudeutsche Staatsbeamte weiter, „daß sich in diesem Verein (‚Immertreu') zahlreiche Zuhälter befinden. Eine moralische Wertung dieses Gewerbes (!) steht hier nicht zur Debatte: Unrichtig aber ist es, den Zuhälter ohne weiteres zur schweren Kriminalität zu rechnen." Ein Schritt weiter und der Zuhälter kann Ehrenbürger werden.

Judenfrage und jüdische Bekenntnisse

Der „revolutionäre Gedanke"

Anläßlich der Konstituierung der Hamburger Ortsgruppe der „Vereinigung für das liberale Judentum" hielt Rabb. Dr. Baeck aus Berlin eine Ansprache, der wir folgende höchst bemerkenswerte Stellen entnehmen:

„Es ist der revolutionäre Gedanke, den das Judentum in die Welt brachte. Wohin dieser Gedanke kam, da war der Friede des ewigen Gleichbleibens erschüttert. Die Welt, in die der jüdische Gedanke nicht gelangt ist, erfreut sich noch heute des Gleichmaßes: Das ferne Asien, Indien, China, Japan — die Welt des Buddhismus, des Brahmanismus, die Welt Kung Fu Tses und Lao Tses. Diese Welt ist das Vergangenheits- und Gegenwartsgebiet — die Welt aber, in die das Judentum unmittelbar oder mittelbar gelangt ist, ist das Zukunftsgebiet. Den Begriff ‚Zukunft' hat der jüdische Geist erst geschaffen; der alten Welt blieb er unverständlich. Dieser Zukunftsgedanke, dem Judentum eigen, verursacht immer eine Revolution, wenn er lebendig wird. Durch diesen Gedanken haben Christentum, Islam, Reformation gesiegt.

„In diesem Gedanken ist aber auch noch etwas anderes enthalten, das Nietzsche verächtlich ‚Sklavenmoral' genannt hat. Es ist vielleicht das Furchtbarste in der Geschichte, daß sie von den Siegern geschrieben wird.

„Nur eine Geschichte gibt es, die die Besiegten, die Schwachen, die Unterlegenen, die Wenigen geschrieben haben, das ist die Geschichte der Juden, die in der Bibel steht. Ein einziges Mal haben zwar nicht

die ‚Sklaven', aber die Besiegten die Geschichte geschrieben, und sie waren auch die einzigen, die diese Geschichte schreiben konnten, weil sie der Zukunft gewiß waren.

„Wer das Gute durchsetzen will, stößt immer auf Widerstand; zum Bösen gleiten wir von selbst herab, zum Guten aber müssen wir emporgehoben werden. Der Fromme ist immer ein Märtyrer. Der alten Welt war die Idee des Märtyrertums fremd. In der griechischen Welt hat es zwar — als einziges Analogon — einen Sokrates gegeben, aber dieser war kein Märtyrer, sondern ein Mensch, der dem Leben gleichgültig und gleichmütig gegenüberstand. Erst durch das Judentum ist das Märtyrertum in die Welt hineingebracht worden, das ‚Du sollst' fordert alles vom Juden, bedeutet mehr für ihn als das irdische Dasein."

Diese hochinteressante Rede ist wiedergegeben in der Prager „Wahrheit" Nr. 23 vom 1. Dezember 1925. Das allein „Gute" ist also der jüdische „revolutionäre Gedanke", und der fromme Rabbi sieht allem Anschein nach die Aufgabe auch darin, durch das „Du sollst" des Judentums nicht nur Europa, sondern auch Asien zu revolutionieren. Seine Moskauer Brüder sind, wie wir wissen, drauf und dran, den alljüdischen Bolschewismus nach Peking und Tokio und Kalkutta zu tragen. Das ist das „Zukunftsgebiet" des parasitären Heuschreckenschwarms, der soeben ganz Europa zerfrißt. Wir vermerken hierbei, daß Rabbi Baeck Leiter des B'nai B'rith-Ordens in Deutschland ist. Zugleich mit dem Bolschewisten Oskar Cohn war er 1925 auf der Welttagung dieser Gesellschaft in Atlantic City. Er gehört also zum Führerkreis einer alljüdischen Loge, zugleich ist er „liberal" in Deutschland und — um allem die Krone aufzusetzen — ein Freund und Arbeitsgenosse des Grafen Hermann Keyserling in seiner „Schule der Weisheit".

Im *wesentlichen* sind wir mit dem bolschewistischen Rabbi *einer* Meinung: der jüdische Gedanke besteht in der Zersetzung aller Nationalkulturen, alles organischen Lebens. Das ist das Urgesetz jüdischen Daseins, welches das verblendete Europa als gleichberechtigt anerkannt hat.

Moralische Beschneidung

Der Welt ist ein neues Heil widerfahren: in Wien ist ein „Jüdischer Kulturbund" gegründet worden. Man sollte glauben, auf einen mehr oder weniger käme es nicht an, aber dieser besitzt einen Programmpunkt, der das Herz eines jeden geistigen und fortschrittlichen Demokraten vor Seligkeit bis an den Hals schlagen lassen muß. Dieser, der *erste* Programmpunkt lautet:

„1. Jugendfürsorge. Agitation gegen die Unterlassung der Aufnahme des jüdischen Knaben in den Bund Abrahams (unter anderem durch ein Merkblatt, *das die Bedeutung der Circumcision von allen Seiten beleuchtet und auf die moralischen (!!), hygienischen und gesellschaftlichen Gefahren hinweist, die ihre Unterlassung für die Zukunft des Kindes im Gefolge hat*)." (Wiener „Wahrheit" Nr. 50, 1925.)

Hoffentlich ist der Verein der Wiener Tempelfreunde so entgegenkommend, uns ein solches Merkblatt zu übersenden. Wir würden uns gar zu gerne darüber belehren lassen, was wir an moralischen und gesellschaftlichen Fähigkeiten dadurch eingebüßt haben, daß wir nicht rituell beschnitten worden sind. Auch was die hygienische Seite der Frage anbetrifft, so sollen wir uns wohl ein Beispiel an den göttlichen Zuständen eines frommen Gettos in Polen, oder der Berliner Grenadierstraße nehmen! Schon Schopenhauer ist die hervorragende Hygiene der Beschnittenen aufgefallen, als er vom foetor judaicus (Judengeruch) schrieb, der über die Welt ziehe.

Sich gegen die frommen Tempelhüter zu wehren, ist natürlich ein todeswürdiges Verbrechen. Gerade vor der Veröffentlichung des Aufrufs des neuen Bundes schrieb nämlich genannte Zeitschrift:

„Das Hakenkreuzlertum ist eine schwere Gefahr unseres (unseres!! A. R.) Staates, eine ständige Bedrohung unserer (unserer!! A. R.) Bürger. *Es muß daher mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden*, bevor mehr Blut unschuldiger Menschen geflossen ist!"

Diese Worte zeigen die moralischen Beschneidungsfolgen auf ihrer ganzen Kulturhöhe.

Woran man nicht stirbt

Manchmal ärgern sich die Kinder Israels auch gegenseitig. So ist Herr Austerlitz von der Wiener „Arbeiterzeitung" auf Rebbe Lippowitz vom „Neuen Wiener Journal" böse. Und wie es so geht bei einem Manne, der die schwere deutsche Sprache nur mit Mühe handhabt und europäische Sitten nur von außen kennt, hat er gerade in diesen Dingen bei der Zeitung des Herrn Lippowitz einiges auszusetzen gehabt. Lippowitz hat angesichts dieser bösen Anzapfungen etwas die Nerven verloren und antwortet in seinem „Weltblatt" („N. W. J.", 16. Dezember 1925):

„Sattelfest in der deutschen Grammatik und erhaben über jede Annoncenunmoral zu sein — notabene wenn man keine Inserate hat —, ist gewiß ein anerkennenswerter Vorzug, aber wichtiger für den praktischen Politiker ist es, in der politischen Grammatik sattelfest zu sein, und in dieser Beziehung steht es traurig um die österreichischen Sozialistenführer. Die politischen Schnitzer, die sie tagtäglich machen — die Gelehrtesten und das korrekteste Deutsch Schreibenden unter ihnen machen die bösesten politischen Schnitzer —, sind so haarsträubend, daß diese ‚gelehrtesten Deutschschreiber und Annoncenmoralisten' in der Taferlklasse der hohen politischen Schule unweigerlich sitzen bleiben müßten. An mangelhaftem Deutsch und an Annoncenunmoralist noch niemand gestorben, an den politischen Fehlern der Wiener Sozialistenführer aber gehen wir alle langsam, aber sicher zugrunde."

Lippowitz hat recht: durch Annoncenunmoral stirbt „man" nicht. Im Gegenteil, „man" macht damit seine Geschäfte. Und dafür hält man sich doch eine Zeitung . . .

„Um unsere Allmacht"

Im „Leipziger Israelit. Familienblatt" Nr. 3 (15. Januar 1926) schrieb ein gewisser Fischl mit bemerkenswerter Offenheit u. a.:

„Wir Juden müssen uns klar sein, daß die Presse noch der einzige Weg ist, den erhabenen jüdischen Gedanken und das uns stets und immer widerfahrene Unrecht zu verkünden . . . Unser Kampf geht nicht nur um unsere Existenz, sondern auch um die Erhaltung und die Entwicklung unseres ganzen jüdischen Seins, um unsere Allmacht, die uns vor zweitausend Jahren genommen worden ist."

Und er schließt seinen „Unsere Juden" überschriebenen Aufsatz: „. . . Doch das (d. h. uns anpassen an andere Völker!) wollen wir nicht, solange in uns noch Seele und Atemzüge wohnen, solange in uns jüdisches Blut zirkuliert, wollen wir weder uns noch unsere Ideen verleugnen. Wir wollen jüdisch denken und jüdische Gedanken in aller Welt verkünden, damit sie nicht dem Laster dieses Jahrhunderts verfallen."

Der Gesandte Ahasvers

Die sittliche Erneuerungsbewegung beunruhigt die empfindlichen Spürnasen der Grenadiere Jahves außerordentlich. Mit nimmermüder Energie wird die „Schmach des Antisemitismus" verdonnert und Marxisten und Demokraten aller Länder werden unter die Götter versetzt, wenn sie das Loblied Jerusalems singen. So hat sich denn die vor längerer Zeit eingegangene Monatsschrift „Der Jude" auch bemüßigt gefühlt, aus der Verborgenheit wieder hervorzutreten und ein Sonderheft über „Antisemitismus und jüdisches Volkstum" herauszugeben. Wie nicht anders möglich, legt auch Emil Ludwig (Cohn) in diesem Heft seine Seele nieder. Er schreibt unterm Titel „Die Sendung des Juden":

„Eine der beiden sozialen Aufgaben des Jahrhunderts erblicke ich in der Zusammenfassung Europas. Unter dem Geist in seinem Flugzeug wirken auf der festen Erde für diese Aufgabe vier Gruppen: die Internationale, die Börse, der Vatikan und die Juden, sämtlich miteinander verbunden. Ich halte die Juden nicht für das Salz der Erde, aber für den Pfeffer Europas. Da sie zugleich alle Volkskulturen gefördert haben, in denen sie lebten, kann ihr europäisches Gefühl den Staatsgedanken nirgends gefährden. Vor allem macht sie zu Wegebereitern eine idealistische Hingabe, wie sie sonst nur junge Völker belebt; in den letzten Revolutionen hat sie sich ebenso bewährt wie im neuen Palästina.

„Wenn sie vermeiden, durch amtliche Führung die Eifersucht ihrer Wirte zu wecken, können sie die Entwicklung des Jahrhunderts zu Europa hin entscheidend mitbestimmen. — Emil Ludwig."

Unseren Lesern wird das Prachtdeutsch des „Europäers" Cohn bereits aufgefallen sein. Verwunderlich bleibt, daß in einer Broschüre zur **Bekämpfung** des Antisemitismus Sätze geschrieben werden, die ihn **herausfordern**! Es ist also nach der Ansicht der Cohns ihre „Sendung", Europa zu verpfeffern, d. h. (wie die folgende Aufklärung darlegt) zu bolschewisieren. Und als Mittel zu dieser „Zusammenfassung Europas" erscheinen vier (richtiger zwei) Gruppen!

Emil Ludwig Cohn ist ein bekannter Lobpreiser Walther Rathenaus und sein bester Freund gewesen. Er bereiste dann auch das bolschewistische „Rußland", um bei Sinowjew-Apfelbaum und bei Trotzky-Bronstein das Verpfeffern Europas noch eingehender als bisher zu studieren.

Wie man sieht, Ruhe wird Europa nur erringen, wenn die Cohns alle dorthin verfrachtet werden, wo der Pfeffer wächst. Dort können sie „zusammenfassen", was sie wollen, sich gegenseitig mit ihren Gaben beglücken und die „Sendung" vollenden. Wir sind Herrn Cohn für sein Seelenbekenntnis dankbar: er hat der antisemitischen Reinigungsbewegung eine wertvolle Waffe geschenkt.

Der Goi aus schlechtem Hause!

Das zionistische „Jüd. Echo" (Nr. 6, 1926) zu München macht Jahresüberschlag: Es errechnet die Zahl der Mischehen zwischen Juden und den Unreinen, denen bekanntlich Jahve nur menschliche Form gegeben hat, damit die Juden sich nicht von Tieren bedienen lassen sollen. Besagter Statistiker erklärt dabei, daß mehr Juden Christinnen geheiratet hätten, als umgekehrt, um dann einen Winkel seines Herzens etwas zu lüften:

„An verschiedenen Deutungen für diese Erscheinung fehlt es nicht. **Wir glauben den Hauptgrund darin zu finden, daß die Jüdin, fast immer aus gutem Hause**, nicht so sehr zu Tändeleien geneigt ist, sondern nur einem ernsten Bewerber ihre Freundschaft und Zuneigung schenkt."

Wir danken für das offenherzige Zugeständnis, daß die Frommen alle in „gutem Hause", die unfrommen Deutschen aber in die Keller und Hinterhäuser verdrängt worden sind. Was würde der „Vorwärts" aber sagen, wenn „verruchte" Gojim auffordern würden, dem „guten Hause" des Stammes Barmat den roten Hahn aufs Dach zu setzen?

Der dreigesichtige Rathenau

Kürzlich ist die Mutter Rathenaus gestorben. Sie hat uns nichts zuleide getan, und wir hätten keine Ursache, uns mit ihr zu befassen, wenn die Nekrologe nicht wären. U. a. hat auch der Wiener Jude Großmann, der sogar durch den § 11 des Preßgesetzes unbedingt „berichtigen" will, daß er nicht jüdisch, sondern protestantisch sei, einen solchen Nachruf verfaßt. In der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 4. August 1926.

Anschließend an die Schilderung des „Kontakts der Hirne" zwischen Mutter und Sohn macht Stephan Großmann ein Geständnis, das wir uns merken wollen. Er sagt über Walther Rathenau: „Walthers Vielseitigkeit war ja ungewöhnlich, er war Elektrotechniker und Volkswirt, in zwei Dutzend Aufsichtsräten und Gerhart Hauptmanns Berater und Freund; er verfolgte englische, italienische, französische Literatur, gab die schärfste Marx-Kritik, war in den deutschen Mystikern zu Hause, und **kannte die dreihundert Leute, welche die heutige Welt bewegen**." Bekanntlich versuchte die gesamte Judenpresse Rathenaus Geständnis über die Dreihundert als etwas ganz Harmloses hinzustellen. Hier wird von einem Juden ganz offen erneut die Tatsache einer jüdisch-finanziellen Weltbeherrschung zugegeben.

Noch wichtiger aber sind andere Geständnisse, welche beweisen, mit welchem Bewußtsein bereits die alte Frau Rathenau den Charakter ihres Sohnes vor der Öffentlichkeit verfälschen wollte, um ihn als Idealgestalt erscheinen zu lassen. Großmann plaudert:

„Die zwei Briefbände und **ein nur für Rathenaus Freunde bestimmter Privatdruck aus seinen Notizbüchern** waren die Früchte dieser emsigen Vertieftheit in alle Papiere des Sohnes. Man durfte nicht verlangen, daß die Mutter als Herausgeberin objektiv sei, und man konnte auch philologische Tugenden nicht von ihr begehren. **Was irgendwie dem Bilde des Sohnes abträglich schien, war zu**

Lebzeiten von Frau Mathilde auch nicht veröffentlichungswürdig. Im besonderen war es ihr heiligster Wunsch, den Haß der Nationalisten zu besänftigen, ich fürchte, daß manche historisch wichtige Publikation aus diesem begreiflichen Bedürfnis, die Haßluft zu zerstören, unterblieben ist. Vieles wird wohl jetzt nachgeholt werden, die großen Kisten stehen ja noch da."

Es gibt also bereits heute drei Arten von Rathenaus: einer ist für die Gojim bestimmt. Dieser soll die „Nationalisten besänftigen", einige poetische und menschliche Stellen als das Wesen „Walthers" darstellen; der zweite Rathenau ist für die Eingeweihten, wohl für die 299 „andern" bestimmt. Der ganz echte Rathenau wird nie gedruckt das Tageslicht erblicken. Denn was die fürsorgliche Mutter noch nicht an kompromittierenden Dingen vernichtet hat, wird sicher bald ganz aus den „großen Kisten" verschwinden. Auch dies kleine Beispiel zeigt, wie „Geschichte" gemacht wird.

Der Sklavenhalter von Hamburg

Der ehemalige ungarische Minister Lorant Hegedüs, der zur Zeit der Blüte des „christlich-nationalen" schwächlichen Kurses in Ungarn Finanzminister war, veröffentlichte 1926 unter der Überschrift „Konfessionelle Außenpolitik" eine Artikelserie, in der er auch der Meinung Ausdruck gibt, daß die ungarischen Juden sehr viel dazu beitragen könnten, die außenpolitischen Beziehungen Ungarns günstiger zu gestalten. D. h.: er ist über die jüdische Geld- und Weltherrschaft genau unterrichtet. Und dann erzählt Hegedüs folgende symbolische Geschichte: „Nun ist die Frage, auf welchem Wege die ungarische Judenschaft Außenpolitik im Interesse des Wiederaufbaues von Ungarn machen könnte. Ich bin diesen Weg notgedrungen gegangen. Meine letzte amtliche Auslandsreise führte mich nach Hamburg, wo ich mit Bankleuten wegen einer Auslandsanleihe verhandelte. Ich brauchte bis zu dem Zeitpunkte, da die Verkehrssteuer in Fluß geraten würde, eine Übergangsanleihe. Später las ich in den ungarischen Blättern den Vorwurf, daß ich mit ‚Winkelbankiers' verhandelt hätte. Darauf antwortete ich überhaupt nicht. Meine sogenannten Winkelbankiers waren: das größte Bankhaus von London, der erste Bankier von Neuyork, der zu diesem Zweck nach Hamburg herübergekommen war, und eine angesehene Patrizierfirma in Hamburg, in deren altem Palais die Beratungen stattfanden. Die Wände des Beratungszimmers trugen einen ganz eigenartigen Bilderschmuck. Es waren die Photographien aller Finanzminister, denen die uralte Firma der Hansastadt jemals eine Anleihe bewilligt hat. Eine solche Tapete habe ich wohl im Leben noch nicht gesehen, denn angefangen von meinem japanischen Kollegen bis zu Helfferich waren sie alle da. Die Verhandlungen schlossen damit, daß mir zu Ehren ein sehr schönes Bankett gegeben wurde, aber die Anleihe habe ich nicht erhalten. Ich blickte meinen Gastgebern tiefer in die Augen, und ich konnte aus den Augen dieser Vertreter der Finanz deutlich herauslesen, daß man Finanzpolitik unmöglich machen könne, wenn man nicht eine günstige öffentliche Meinung zu schaffen vermag. Der eine Bankier, der mir gegenüber saß, spendete gerade um jene Zeit eine halbe Million Dollar für die hebräische Universität in Jerusalem. Diese Finanzmänner, mit denen ich in Hamburg am Beratungstisch saß, hörten und lasen es, daß man sie in Ungarn als Judensöldlinge beschimpfte. An jenem Tage, an dem mir dies in Hamburg widerfahren ist, sandte ich mein Demissionsschreiben ab."

Mit der „Patrizierfirma", welche die Konterfeis ihrer Opfer an ihre Wände hing, ist offenbar die Judenbank Warburg gemeint. Denn diese Bank ist die Zentrale aller Machenschaften der Hamburger Finanz, außerdem waren es auch die Warburgs, welche der hebräischen Universität die 500 000 Dollars — Zinsgelder der Nichtjuden — stifteten. Die „öffentliche Meinung" ist also nach dem Geständnis des Judenfreundes ebenso von der jüdischen Hochfinanz abhängig wie die Außenpolitik der Staaten.

Warburg aber bestreitet vor Gericht, etwas anderes zu sein als ein harmloser Geschäftsmann . . .

Die „Alteingesessenen"

Daß Deutsche Grund und Boden besitzen, gehört bekanntlich zum reaktionären Ostelbiertum. Daß die jüdischen Finanziers aber sich in deutsche Schlösser setzen, ist im „Sinne der Weltgeschichte" der

Demokratie gelegen. Der „Steglitzer Anzeiger" vom 26. August 1926 gibt folgende interessante Aufzählung:

„Im Kreise Teltow hatten die beiden Chefs des Hauses Bleichröder ihren Sommersitz. Geheimrat Gerson v. Bleichröder gehörte das frühere Roonsche Gut Gütergotz, das er aber später verkaufte. Dicht dabei, auf Kerzendorf bei Trebbin, saß sein Vetter und Sozius Geheimrat Leopold Schwabach. Dieses Gut, schon Anfang der siebziger Jahre gekauft, gehört heute noch seinem Sohn Dr. Paul v. Schwabach. Ein anderer Inhaber der Firma S. Bleichröder, Generalkonsul v. Blaschke, machte sich im Kreise Osthavelland (Staffelde) ansässig. Exzellenz v. Mendelssohn-Bartholdy, der langjährige Chef des Hauses Mendelssohn & Co., kaufte Ende der achtziger Jahre das große Rittergut Börnicke im Kreise Niederbarnim, das noch heute seinem Sohn Paul v. Mendelssohn-Bartholdy gehört. Im Nachbarkreise Beeskow-Storkow war der verstorbene Börsendirektor der Deutschen Bank, Mankiewitz, angesessen, und zwar auf dem schönen Rittergut Selchow.

„Aber auch viele führende Männer der Berliner Kaufmannschaft und Industrie haben sich in der Provinz Brandenburg angekauft. Dem großen Warenhausbesitzer Georg Wertheim gehört das Rittergut Saßleben im Kreise Kalau, seinem Kollegen Israel Schulzendorf im Kreise Teltow. Im Kreise Kalau ist auch der bekannte Zigarettenfabrikant Garbaty angesessen. Er hat das inzwischen aufgelöste Fideikommiß der Grafen Witzleben Altdöbern gekauft. Der Zeitungskönig Rudolf Mosse besaß die über 10 000 Morgen große Herrschaft Schenkendorf im Kreise Teltow, die jetzt seiner Adoptivtochter Frau Dr. Hans Lachmann-Mosse gehört. Geheimer Kommerzienrat Dr. Georg v. Caro hat den alten Pfuelschen Besitz Wilkendorf bei Strausberg erworben, jetzt Eigentum seiner Stief- und Adoptivtochter Prinzessin Adele von Ratibor. Sein Kollege im Eisenhandel, Geheimer Kommerzienrat Dr. Louis Ravené, besitzt das Gut Marquardt bei Potsdam. Unmittelbar vor den Toren Berlins ist die Familie v. Siemens angesessen. Ihr gehört das Rittergut Biesdorf an der Ostbahn. Nicht weit davon liegt auch das über 6000 Morgen große Gut Hirschfelde des verstorbenen Geheimen Kommerzienrat Arnhold, Chefs der großen Kohlenfirma Cäsar Wollheim, das jetzt Eigentum seiner Witwe ist."

Mit Ausnahme der Firma Siemens sind alles Juden.

Idioten aller Welt, vereinigt euch!

„Untergangsstimmung!" Erdbeben in Japan, auf den Azoren, in der Südsee, in Süd-Europa. Furchtbare Überschwemmungen in der ganzen Welt, Tornados in Amerika, Taifuns im Gelben Meer und Eisenbahnunglücke in allen Ländern. Die „Ernsten Bibelforscher" frohlocken: in der Bibel steht das alles bereits gschrieben. Auch Jahves Herrschaft und sogar der Völkerbund, wo Herr Stresemann selig seinen Diener gemacht hat, ist vorherverkündet. Richter Rutherford, der Papst der Bibelforscher, wendet die Methode der christlichen Kirchen nun gegen diese selbst. Die Kirchen verkünden seit über 1000 Jahren, das sogenannte Alte Testament enthalte große Prophezeiungen auf Jesus Christus, und lesen Sonntag für Sonntag Jesajas und Jeremias vor, um die Göttlichkeit des Judenbuches zu beweisen. Ist es da ein Wunder, wenn die Ernsten Bibelforscher einen so großen Anhang finden, wenn auch sie auf die sogenannten fünf Bücher Moses und die „Propheten" zurückgreifen und Jehovas Herrlichkeiten schildern?

Gerade jetzt entfalten die Bibelforscher eine emsige Tätigkeit. In Millionen Exemplaren verteilen sie einen „Aufruf an die Weltmächte", und gute Weiblein, deren Kopf wüst geworden ist von den Ereignissen, tragen Tag für Tag diese Ausgeburten einer raffinierten Zersetzungspropaganda von Haus zu Haus.

Für den jüdischen Jehova als Schöpfer der Welt und einzigen Gott wird eifrig die Werbetrommel gerührt. In sieben Entschließungen wird er hochgepriesen. Richter Rutherford aber schreibt:

„Jehova, der Ewige, der Schöpfer Himmels und der Erde, ist der einzig wahre und lebendige Gott. In ihm wohnt alle rechtmäßige Macht und Autorität. Er hat den Menschen vollkommen erschaffen und mit der Autorität bekleidet, die Erde zu bewohnen und zu beherrschen. (1. Mose 1 : 26, 27; Jes. 45 : 12, 18.) Er bestimmte seinen Sohn Luzifer als des Menschen Ober- oder Schirmherrn und brachte somit Luzifer in ein Vertrauensverhältnis zu sich selbst und betraute ihn mit einer heiligen Pflicht dem Menschen gegenüber. In dem ehrgeizigen Verlangen, dem höchsten Gott gleich zu sein, brach Luzifer das in ihn gesetzte Vertrauen und Gottes Gesetz. Dadurch wurde auch der Mensch Jehova entfremdet. (1. Mose 3 : 1 bis 5,

15 bis 24.) Daraufhin änderte Jehova den Namen Luzifer in Drachen, Satan, Schlange und Teufel, welche Namen seine bösen Neigungen bezeichnen. (Offb. 20 : 1 bis 3; Jes. 14 : 12 bis 15.)"

Das ist ganz gewiß schon eine ganz hübsche Bibelleistung und richtet sich nicht an arme Toren eines Narrenhauses, sondern an Millionen Kleinbürger und „Intelligenzler" in allen Ländern. Der Bibelforscher-Papst fährt dann fort:

„Das erste große Weltreich, das von den Menschen organisiert wurde, war das alte Ägypten. Sein unsichtbarer Herrscher oder Gott war Satan, der Teufel. In jenem Lande wohnten die Israeliten, die Gott als sein eigenes Volk erwählt hatte, und die er dazu benützte, seine zukünftigen Absichten bildlich vorzuschatten. Er organisierte dieses Volk zu einer Nation und gebot ihm, ihn und keinen anderen als seinen Gott zu verehren (2. Mose 20 : 4). Die Israeliten wurden von den herrschenden Faktoren Ägyptens bedrückt. Da sandte Gott Moses als Befreier seines Volkes aus den Händen der tyrannischen Herrscher jenes Weltreiches. Damals gab Jehova einen großen Beweis seiner Macht bei der Überwältigung der ägyptischen Weltmacht, und er erklärte, daß er dieses tat, damit das Volk zu seinem eigenen Vorteil nicht vergessen möge, daß Jehova der wahre Gott sei (2. Sam. 7 : 23). Moses war ein Vorbild des großen Messias, des gesalbten Königs Jehova. In der Niederlage der Ägypter und der Befreiung der Israeliten schattete Gott die schließliche Befreiung der bedrückten Menschen aus der Hand Satans und seiner Weltmächte, durch die er die Menschen in Unterwürfigkeit hält, vor."

Nun, über den Geschmack Jehovas wollen wir nicht streiten. Er und sein Volk sind einander von jeher würdig gewesen. Seine „vorgeschatteten" Absichten sind herrlich in Erfüllung gegangen. Auf das neue Weltreich, auf Großbritannien, ist der Bibelforscher-Papst nicht gut zu sprechen. Es soll Jehova verunehrt haben, was angesichts der herrschenden Samuels und Isaacs wirklich ein ganz ungerechter Vorwurf ist. Aber etwas Gutes findet der strenge amerikanische Richter

(scheinbar das größte geistige Geschenk, das uns USA. herübergeschickt haben) doch an England:

„Als weiteren Beweis dafür, daß die Zeit für Gottes gesalbten König gekommen ist, Besitz zu ergreifen, erklärte Jehova, daß die Nationen in Ratlosigkeit und Verwirrung seien und der Menschen Herzen vor Furcht vergehen würden. Sicherlich findet sich unter all den herrschenden Faktoren der Weltmächte nicht einer, der nicht wenigstens die Erfüllung dieser Prophezeiung erkennt (Luk. 21 : 25). Britannien lernt jetzt in seinen noch nicht beigelegten Streiks solche Bedrängnis und Verwirrung gleichfalls kennen."

Ein zarter Hinweis auf die Tatsache, daß die Kohlenstreiks von Juden gefördert werden . . .

Der Hohn auf die hilflosen Geistlichen ist auch nicht übel:

„Die herrschenden Faktoren der Weltreiche, hauptsächlich die Geistlichkeit, geben, indem sie behaupten, in göttlicher Autorität und durch göttliches Recht zu herrschen, zu, daß das Wort Gottes wahr ist; darum müssen sie durch das Wort gerichtet werden, und durch ihr eigenes Wort sind sie daran gehindert, die Schriftbeweise zu leugnen, die ihr unrechtes Handeln bloßstellen. Niemand wird leugnen wollen, daß die britische Weltmacht die irdische Kraft ist, die für das Schließen des Völkerbundes verantwortlich ist. Britannien ist das Bollwerk desselben. Wenn sich Britannien zurückzöge, würde es keinen Völkerbund mehr geben."

Der neue Messias weiß auch über das Ende des Weltkrieges Bescheid:

„Keiner der Führer vermag jetzt eine befriedigende Antwort auf die Frage zu geben, warum der Weltkrieg im Jahre 1918 plötzlich zu Ende war. Das Wort Gottes sagt uns, daß der Weltkrieg zu jener Zeit zu Ende war, weil die Herrscher wie das Volk das Zeugnis von Gott und seinem Königreich hören sollen. Da sie verfehlten, darauf zu hören, wird, wie Jehova erklärte, eine Zeit der Drangsal folgen, wie sie die Welt noch nie gesehen hat, und dies wird die letzte Drangsal auf Erden sein. — Matthäus 24 : 21, 22."

Nach dieser Drangsal verspricht der Gesalbte der Bibelforscher:

„Gottes Königreich ist da, darum können wir vertrauensvoll verkündigen: Millionen jetzt lebender Menschen werden nie sterben. Wenn die Wiederherstellungssegnungen beginnen, werden sich Mil-

lionen von Menschen freuen, die Gelegenheit zum Leben ergreifen zu können.

„Gott hat die Erde als Wohnplatz des Menschen geschaffen (Jesaja 45 : 12, 18). Die Erde wird die ewige Wohnstätte des wiederhergestellten Menschen sein. Die Herrschaft Christi wird alle Feinde des Menschen, deren hauptsächlichster der Tod ist, vernichten (1. Korinther 15 : 25, 26). Satan selbst wird vernichtet werden und auch der Tod wird nicht mehr sein. — Hebräer 2 : 14; Offenbarung 21 : 1 bis 6."

Das alles ist kein Spaß mehr, sondern bitterer Ernst einer an Idiotie grenzenden Weltstimmung, die geschickt von einer skrupellosen Gesellschaft ausgenutzt wird. Daß dieser Wahnsinn aber Methode werden konnte, ist in den kirchlichen Lehren, im sogenannten Alten Testament ein Buch göttlicher Inspiration zu erblicken, begründet. Diese Lehren haben bereits unglaubliches Unheil angerichtet. Sie tun es heute wieder. Was sagen die Kirchen nun zu ihren Konkurrenten in puncto Bibelerklärung?

Der Triumph des Kol-Nidre-Gebets

Das Kol-Nidre-Gebet stellt die Höhe der Talmud-„Religion" dar: die „gesetzlich" anerkannte Falscheidsformel, die den Juden aller seiner künftigen Schwüre und Versprechungen entbindet. Dieses famose „Gebet" — am deutschen Verfassungstage durch Rundfunk verbreitet — lautet wörtlich:

„Alle Gelübde und Entsagungen und Bannungen und Schwüre, die wir geloben und schwören und bannen und auf unsere Seele binden werden, von diesem Versöhnungstage bis zu dem Versöhnungstage, der zu unserem Heile kommen wird; sie alle bereuen wir, sie alle sollen aufgelöst, erlassen, aufgehoben, nichtig und vernichtet, ohne Kraft, ohne Geltung sein. Unsere Gelübde sollen keine Gelübde und unsere Schwüre keine Schwüre sein."

Der Wortlaut und der Sinn dieser Zulassung des Falscheides wird von den Juden natürlich bestritten. Wann hätten diese für das Judentum unangenehme Wahrheiten nicht abgeleugnet? Nun spielt uns aber das Schicksal einen Prozeßbericht aus Wien in die

Hände, der geradezu niederschmetternd ist. Die dortige „Arbeiterzeitung" berichtete am 18. Februar 1927:

„Ignaz Eisen spielt in einer Jazzband in Nachtlokalen und Bars zum Tanze auf. Ein Beruf, der, so sollte man meinen, von der Frömmigkeit wegführt. Aber bei Eisen war das, wie man gleich sehen wird, nicht der Fall. Vor sechs Jahren lernte er bei einer Tanzerei ein sehr hübsches, siebzehnjähriges Mädchen kennen. Er ist verheiratet. Gar nicht der Rede wert. Nur eine rituelle Ehe, vom Rabbiner auf Verlangen jederzeit lösbar. Also ist diese Ehe kein Hindernis, sich offiziell mit ihr zu verloben. Fromm, wie Eisen ist, veranlaßt er das Mädchen, vom katholischen zum jüdischen Glauben überzutreten. Aber Eisen ist nicht nur fromm, sondern auch vorsichtig. Er tat zwei Schwüre. Mit dem einen, dem lauten, versprach er dem jungen Mädchen die Ehe, mit dem andern, dem innerlichen, schwor er sich zu, das Mädchen nicht zu heiraten. Welcher Schwur gilt jetzt? Eisen fragte den Rabbiner. Der entscheidet für den zweiten, den geheimen Schwur. Dem Rabbiner heißt's gehorchen, trotzdem sich die Folgen des intimen Verkehrs bei der Braut bereits bemerkbar machen.

„Trug das Jazzbandspielen zu wenig ein oder hatten Frau und Braut die Brieftasche des frommen Mannes zu sehr in Anspruch genommen, kurz, er brauchte Geld und heiratete rasch entschlossen — eine Dritte, bei der er solches in genügender Menge vermutete.

„Am 18. Februar war Eisen vor dem Strafbezirksgericht I (Oberlandesgerichtsrat Dr. Benesch) wegen Verführung unter Zusage der Ehe angeklagt. Er verantwortete sich mit jenem ‚innerlichen' Schwur und überdies damit, daß der Lebenswandel seiner Braut in moralischer Hinsicht manches zu wünschen übrigließ.

„Natürlich hatte er mit seiner Verantwortung kein Glück und wurde zu vierzehn Tagen strengen Arrest verurteilt."

Hier zeigt sich die Moral des Schulchan aruch, des Kol-Nidre-Gebets, in schönster Blüte. Und daß ausgerechnet die „Arbeiterzeitung" des Juden Austerlitz uns dies alles berichten mußte, ist das Köstlichste von allem. Bezeichnend für die jüdische Unverschämtheit und Niedertracht ist dann noch die Beschimpfung der Braut, die er selbst verführt hatte.

*

Aber das Kol-Nidre hat noch eine andere Seite. Eine „christliche" nämlich. Folgendes meldet das Hamburger „Isr. Familienblatt" (Nr. 73, v. 10. 3. 27):

„*Kol-Nidre in der Kathedrale.* Ein ganz seltenes Beispiel interkonfessioneller Eintracht — wie es in dieser Art aber wohl doch nur in Amerika möglich ist — wird aus Neuyork berichtet. Dort hatten sich in der Kathedrale St. John the Divine Protestanten, Katholiken und Juden versammelt, um dort für den christlichen 25-Millionen-Dollar-Fonds zugunsten der polnischen Juden zu werben. Diese Tatsache war seinerzeit auch von uns registriert worden; auch wurden die dort von Bischof Manning und General Pershing gehaltenen Ansprachen wiedergegeben. *Was aber erst jetzt bekannt wird, ist, daß bei dieser Versammlung die Orgel der Kathedrale die Kol-Nidre-Melodie spielte*, und daß dieses den tiefsten Eindruck auf alle Anwesenden machte. Ganz hingerissen von diesem Bild allmenschlicher Verbundenheit, das, wie eine amerikanische Zeitung schrieb, die Kathedrale, ‚so schön sie auch ist, durch die überwältigende Schönheit der Herzen, die alle im gleichen Takt einer Liebe schlugen, noch schöner machte', zitierte Louis Marshall die biblischen Worte: ‚Siehe, wie schön und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!'"

„Erst jetzt wird es bekannt . . ." Wie werden die Kol-Nidre-Beter sich den Bauch vor Lachen gehalten haben, als sie erfuhren, daß die Christen „hingerissen" ein Gebet anhören, das seinen Schöpfern einen Falscheid diesen Christen gegenüber von vornherein verzeiht . . .

Die betende Grenadierstraße

Daß das Berliner Getto fromm den Talmud betet, wen wundert das? Denkt man doch an Barmat und Kutisker und an die vielen Juwelen- und Kokainschieber, die uns die Grenadierstraße beschert hat. Und nun hat es sich die „Welt am Montag" nicht nehmen lassen, das „Milieu" der kommunistischen Arbeiterführer näher zu schildern. Ein gar gesetzestreuer Mann namens Salomon Dembitzer unterzieht sich dieser Aufgabe (Nr. 10, 7. 3. 27). Er erzählt:

„In der Grenadierstraße befinden sich eine große Menge ‚Stieblech' (Gebetsstübchen), Buchhandlungen, in deren Schaufenstern fast stets dieselben Buchtitel neben Gebetsriemen und andern Kultgegenständen zu sehen sind, und vielleicht dreißig koschere Restaurants, in die man geht, um zu essen, zu beten, zu schwatzen und jemand zu suchen. *Hier fühlt man sich zu Hause*, und es steht fest, daß in keiner Straße der großen Weltstadt soviel gebetet, geweint, geträumt und gelitten wird wie in dieser. Arm sind die Bewohner, sie haben die Armut mitgebracht und erwarten ein Wunder von Gott, daß er sie von ihr erlöse.

„Im Verlauf der letzten 15 Jahre hat sich diese Straße sehr verändert. *Sie ist noch jüdischer und frömmer geworden.* (Es sind mehr Kutisker da! A. R.) Ihre früheren Bewohner sind zum Teil nach Polen zurückgekehrt, *oder nach dem Westen gezogen*, sie handeln jetzt mit Metall oder Brillanten, und ihre einzige Sorge ist, man könnte ihnen nachsagen, sie hätten einst in der Grenadierstraße ein Restaurant oder eine Geflügelhandlung betrieben. Denn längst sind diese Leute ihrem früheren ‚Heim' untreu geworden, Renegaten wie einst die deutschen Juden, die in christlich-nationale und adlige Familien hineinheirateten und jeden Sonntag in der Gedächtniskirche schwer wegen ihrer Nasen zu leiden hatten.

„Die ‚Stieblech' in der Grenadierstraße sind der tiefste und stärkste Ausdruck der festen Zusammengehörigkeit der Berliner Ostjuden, *der einzige Ort, wo man sich wirklich zu Hause fühlt und nahe bei Gott*, der schließlich immer in der höchsten Not zu helfen bereit ist. Dreimal täglich trifft man sich hier zum Beten und Erzählen."

Ist das nicht ein reizendes Bekenntnis? Die Grenadierstraße, der einzige Ort, wo der Jude nahe bei Gott zu Hause ist. Warum er aber nicht in den „Grenadier"straßen Polens geblieben ist?

Nun versteht es sich, daß eine Judenverherrlichung nicht ohne Beschimpfung der *Deutschen* abgehen kann. Der koschere Salomon fügt noch die Schilderung eines Besuchs hinzu:

„Kurze Zeit später ging ich in der Münzstraße im hellen Lichte der Straßenlampen und Schaufenster. *Zwei betrunkene Teutonen kamen mir entgegen*, johlten: ‚August, wo sind denn deine Haare' und rempelten jeden Vorbeigehenden an. Ich dachte:

Zwei Welten — die sich nie verstehen werden. Welche die wertvollere ist, bin ich nicht objektiv genug zu entscheiden."

In *gewisser* Beziehung ist die Welt der Grenadierstraße sicher „wertvoller": so viel gestohlene Brillanten, Hehlergut usw. findet man sicher nicht so leicht beisammen wie in dieser Gegend „nahe bei Gott".

Der koschere Mädchenhandel

Wir lesen (laut Dortmunder „General-Anz." vom 30. März 1927) in dem „Kölner Jüdischen Wochenblatt": „Die schwere wirtschaftliche Notlage, in der die Juden der osteuropäischen Länder seit Jahrzehnten leben, hat es verursacht, daß die Opfer der internationalen Mädchenhändler seit jeher zum größten Teil jüdische Mädchen und Frauen waren. Der Krieg und seine verheerenden Folgen und später die Judenpogrome haben die Lage der jüdischen Frauen noch verschlechtert. Tausende jüdische Kriegs- und Pogromwaisenmädchen fielen, ohne moralischen und wirtschaftlichen Rückhalt sich selbst überlassen, zur freien Beute für Mädchenhändler aller Nationen. *Es ist nicht zu leugnen, daß auch unter den Mädchenhändlern ein starker Prozentsatz Juden ist*, und wenn diese ihr verächtliches Geschäft erfolgreicher führen können, so ist das — so paradox es klingen mag — dem moralischen Gefühl der verlassenen Mädchen zuzuschreiben, weil die jüdischen Mädchenhändler diese Mädchen fast ausschließlich dadurch ins Garn locken konnten, daß sie mit ihnen eine Scheinehe eingingen, um sie dann im Orient oder in den südamerikanischen öffentlichen Häusern zu verkuppeln. Solange in diesen Zentren des Mädchenhandels die Juden nicht den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Boykott und die gerichtliche Verfolgung der Mädchenhändler selbst in die Hand nahmen, konnten die von den europäischen Staaten schon seit langem unternommenen Abwehrmaßnahmen gegen die Umtriebe der weißen Sklavenhändler keinen Erfolg haben."

Diese ungewollten Bekenntnisse, da es auch einigen *Jüdinnen* an den Kragen gegangen ist, sind kostbar wie nur wenige. Auch das weitere ist von höchstem Interesse, zeigt es doch, daß die *jüdischen Bordellbesitzer Argentiniens bisher als gute Gesellschaft galten, aber jetzt, da sie auch mit Jüdinnen zu handeln begannen, plötzlich an Achtung verloren haben*: „Der Weltverband der jüdischen Frauen hat nun im Verein mit dem Weltverband der zionistischen Frauen es schließlich erreicht, daß in all den großen südamerikanischen und orientalischen Zentren die Juden selbst und vor allem die jüdischen Frauen zwecks Verfolgung der Mädchenhändler und Schutzaktionen zugunsten der jüdischen Frauen und Mädchen in allen Großstädten und Hafenplätzen Exposituren der Kampforganisation errichteten. Berichte aus Argentinien aus der jüngsten Zeit wissen bereits zu melden, *daß wie z. B. in Buenos Aires die jüdischen Besitzer öffentlicher Häuser der allgemeinen Verachtung und dem gesellschaftlichen Boykott ausgesetzt sind*. Selbst solche, die in den letzten Jahren, von dem Schandgewerbe reich geworden, dieses aufgaben und sich von dem alten Milieu lossagten, werden in der jüdischen Gemeinde nicht geduldet. (Donnerwetter!! Das ist wirklich eine Leistung! Verf.) Tatsächlich wurde die Entlarvung und Verhaftung der berüchtigtsten Mädchenhändler in den letzten zwei Jahren nur durch die Mithilfe der jüdischen Schutzverbände in diesen Ländern möglich gemacht."

Gojische Trottel

Trotzdem die österreichische Sozialdemokratie rein koscher geführt wird, sind die Glieder des auserwählten Volkes noch immer unzufrieden, wie es bei ihrer sprichwörtlichen Bescheidenheit nicht anders zu erwarten ist. Wie die zionistische „Wiener Morgenztg." (7. April 1927) mitteilte, ist der „Genosse" Moritz Arbeitel (heißt in Wirklichkeit Moses Hersch Donnerkeil) tief entrüstet darüber, daß die eingeborene Arbeiterschaft doch ab und zu gegen das unverfälschte Syrien am Präsidiumstisch aufmuckt, also gegen die Fritz Adler, O. Bauer, Breitner, Ellenbogen, Austerlitz usw. Und er erklärt entrüstet:

„Ich gebe zu, daß die österreichische Sozialdemokratie antisemitisch ist. Das spüre ich am eigenen Leibe. *Wäre ich ein gojischer*

Trottel, so hätte ich es in dieser Partei zu etwas gebracht. Weil ich ein Jude bin, habe ich nichts, trotz 30jähriger Parteiarbeit."

Der „Vorwärts" wird dieses Bekenntnis jüdischer Bescheidenheit sicher unterschlagen. Er hält nämlich auf — Wahrheitsliebe und weiß, daß auch in Deutschland nur die Stampfer, Schiff, Hilferding, Rosenfeld, Cohn, Levi usw. das Heft in der Hand haben, und daß die Gojim der Sozialdemokratie schreien, wie die Hebräer flüstern.

Philosophie des Schmarotzers

Das Judentum deckt seinen Tisch sowohl für die Gojim als auch für die Gerechten. 1927 hat es zum Zweck der internen Aussprache über peinliche Seelenregungen, die durch die antisemitische Schmarotzerbekämpfung entstanden sind, eine neue Zeitschrift gegründet. Ein Dr. Botho (!) Laserstein gibt sie heraus und nannte sie fromm, wie es sich gehört, „Die jüdische Gemeinde".

Pflichtbewußt, wie wir immer sind, haben wir diese neue Waffenschmiede des geistigen Ritualmordes aufmerksam durchstudiert und gestehen, viel Wissenswertes gefunden zu haben, das wir aus Raummangel aber nur bruchstückweise unsern Lesern vorsetzen können.

Große Mühe geben sich die jüdischen Gemeindebündler, ihr „Wesen" kunstgerecht auseinanderzulegen. Ein Fabius Schach gesteht (Heft 3), er könne das Wesen des Antisemitismus nicht begreifen. Menschen, die „sonst logisch und gerecht" dächten, seien hier plötzlich unbelehrbar. Der arme Fabius! Wir wollen es ihm verraten: gerade *weil* die betreffenden Menschen sowohl logisch als gerecht sind, müssen sie zu Antisemiten werden. Und Fabius Schach hat im Unterbewußtsein selbst dies Gefühl, wenn er nach Feststellung der inneren jüdischen Unsicherheit erklärt: „*Und wenn man mit Recht* (!! A. R.) *bei uns das Ferment der Zersetzung entdeckt, so resultiert sie doch letzten Endes davon, daß unsere Unsicherheit eine innere Harmonie nicht aufkommen läßt.*" Und, müßte Fabius hinzufügen, diese „Unsicherheit ist die Folge unseres Schmarotzertums, *das* aber ist unser Wesen"!

Und weil alle Kulturmenschen von Charakter und geistiger Zeugungskraft dies fühlen, darum ist „Antijudaismus" die negative, seelenschützende Seite einer jeden echten Kulturform.

*

Schach philosophiert dann weiter über Deutschland: „Vielleicht wird der brutale Antisemitismus (nicht durch Verdienst des C. V., sondern bedingt *durch die Außenpolitik, die die Innenpolitik beeinflußt*) bald abflauen."

Wir danken für diesen Ausdruck der *jüdischen* Hoffnung, daß Deutschland sich der *alljüdischen* Finanzwirtschaft beugen und die Abwehr des Schmarotzertums einstellen muß.

*

Und köstlich ist dann der „Stolz" des Fabius, der seine „Unsicherheit" als höchste Rettung der Deutschen hinstellt: „Wenn, die sich Germanen nennen, das Deutsche schänden, dann ist es Zeit, daß die Juden es wieder in seiner Reinheit retten."

Daß es Gott erbarmen möge, die Kerrs und Schachs als die kommenden Goethes zu bilden . . .

*

Wie dies „reine Deutschtum" in Wirklichkeit ausschaut, erzählt uns Max Chodziesner gleich nach Herrn Schach. Er sieht den „Gang der Weltgeschichte" folgendermaßen: „Die messianische Weissagung, welche Ziel und Satzung wahren Judentums ist, geht dahin, daß die Juden über den Erdball zerstreut werden und die messianische Idee unter *alle* Völker tragen sollen. *Alle Völker sollen dereinst nach Zion wandeln, als Brüder den einig-einzigen Gott preisen* usw. . ."

Wirklich deutlich gesagt. Und sträuben sich die Gojim gegen diese hebräische Weltbeglückung durch Jehova und Talmudfusel, dann heißt das „Schmach des Jahrhunderts". Und warum? Der Mann namens Chodziesner sagt es: „. . . *Wahres Judentum ist nichts weiter als wahres Menschentum.*"

Der Plattfuß sagt zum hochspannigen Fuß des Nordlings: Ich bin das Muster des schönen Fußes.

*

In Nr. 1 der „Jüd. Gemeinde“ klagt Julius Bab über „Theaterantisemitismus“. Irgendeine kleine Bühne soll keine Juden anstellen! Unmöglicher Zustand in der Demokratie! Im übrigen: „Dabei ist die beschrieene ‚Verjudung‘, die Überflutung des Theaterlebens mit einseitig jüdischen Begabungen, hier genau so legendär wie auf allen andern Gebieten, wo dieses Schlagwort umgeht.“

So der Mimikry-Bab. In Nr. 5 der gleichen „Jüd. Gemeinde“ aber gesteht W. Goldschmidt, es pfiffen es doch die Spatzen von den Dächern, „daß in Literatur- und Kunstdingen die ‚öffentliche Meinung‘ in den Groß- und Weltstädten allerdings von der jüdischen Bourgeoisie, von den jüdischen Verlegern, von der jüdischen Presse und Kritik gemacht wird. Man muß noch sehr ‚reiner Tor‘ oder unkluger Vertuschungspolitiker sein, um dies in Abrede zu stellen.“

Wirklich eine lehrreiche Zeitschrift, diese „Jüd. Gemeinde“. Warum sie nur immer auch vor sich selbst Theater spielen wollen? Bei der Aufforderung Goldschmidts an die intellektuellen Juden, doch „einen Kursus bei Schopenhauer durchzuschmarotzen“, ist doch das Wesentliche, daß sie überall „schmarotzen“, wo sie ihre syrische Nase in fremdes Gut hineinstecken.

Selbsterkenntnis

Bisweilen scheint es, als ob das Unterbewußtsein des Schmarotzers doch durchbricht. In einem unbedachten Augenblick schreibt er manchmal Dinge, für die er sich später sicher hundertmal geohrfeigt hat. Eine solche Entgleisung ist unlängst einer galizischen Zeitung Berlins passiert:

Die jüdisch-kommunistische „Welt am Abend“ berichtet in ihrer Nummer vom 21. 7. 1927 von den Juden in Sowjetrußland folgende grausliche Tragödie: „Und die Juden selbst waren nach einigen Revolutionsjahren in ein solches Elend geraten, daß ihnen tatsächlich nichts anderes übrigblieb, als sich auf die Landwirtschaft zu werfen und durch produktive Arbeit ihre Existenz zu suchen.“

Die Worte „produktive Arbeit“ sind auch im Original gesperrt. Allerdings: kann es für die „Auserwählten“ überhaupt eine fürchterlichere Strafe geben, als ihre „Hände“ durch Arbeit zu beflecken?

Syrischer Streit um Kolumbus

Der Ernst Toller aus Krotoschin stellte, wie wir mit gebührender Bewunderung vermerkten, fest, das Ideal des Helden sei das dümmste aller Ideale. Manchmal denken die Weisen aus Syrien aber auch anders: wenn es gilt, einen großen Europäer als einen der Ihrigen hinzustellen.

Seit langem war der spanische Jude Blasco Ibanez bemüht, aus Christoph Kolumbus einen Juden zu machen. Die „Weltpresse“ sekundierte hierzu mit üblichem leisem Trommelklang. Bis die „Voss. Ztg.“ unvorsichtig wurde. Am 14. August 1927 „untersuchte“ sie die Frage und gestand nach Anführung zweier „Gründe“:

„Der dritte Grund ist jedoch der wichtigste und auch der wahrscheinlichste: Wenn Kolumbus von mütterlicher Seite jüdischer Abstammung gewesen wäre, Jude, Spanier und glühender Katholik. Wäre diese Annahme bewiesen, so wäre sie ein ausreichender Grund, warum Kolumbus der Königin Isabella, deren Antisemitismus ja bekannt war, seine Herkunft verheimlichte. Zudem ist in den Annalen der Inquisition ein Andreas Colon (Kolumbus) aufgeführt, der im Jahre 1489 einen Prozeß hatte.

„Hat nun Kolumbus die charakteristischen Eigenschaften der jüdischen Rasse gehabt? Nach den Schriftstellern seiner Zeit, den Aufzeichnungen seiner Freunde und auch den Briefen seines Sohnes Fernando — die in Sevilla im Indien-Archiv aufbewahrt sind — hatte Kolumbus körperlich, geistig und moralisch alle Eigenheiten der jüdischen Rasse, mit ihren Vorzügen wie ihren Mängeln.“

Schade, schade, daß die „Vossische“ diese „Mängel und Vorzüge“ nicht aufzählt. Hätte sie unter dem größten Mangel nicht die Feigheit (das klügste Ideal Tollers) anführen müssen? Und hätte dieser Mangel (von uns gesehen, Vorzug, von jüdischer Seite betrachtet) nicht das ganze Unternehmen unmöglich gemacht?

Und dann: soll der arme Kolumbus wirklich triefäugig und plattfüßig gewesen sein?

Wer das Land hat, hat die Macht!

Vor einiger Zeit forderte der jüdische „Rittergutsbesitzer" Mosse Land für die Juden. Nun ist diese neue Eroberung im vollsten Gange. In den Großstädten sitzen die Hebräer teilweise schon zu dicht, also wird jetzt das Augenmerk auf den noch *deutschen* Grundbesitz geworfen. Führer in diesem Kampf der Parasiten sind die sog. jüdischen Frontsoldaten. In ihrem Kreis sprach u. a. auch Prof. Oppenheimer. Laut „B. T." (18. Okt. 1927) folgendermaßen:

„Oppenheimer gab ein anschauliches Bild des Großeigentums, das aus der Gewalt, der Schwertherrschaft entstanden sei. Die bürgerliche Revolution habe aber vor dem Agrarfeudalismus haltgemacht, so wirke dieser noch allenthalben weiter. *Als Deutsche haben wir die Aufgabe, mitzuhelfen an der Beseitigung des feudalen Großbesitzes.* Die Frontkämpfer haben hierbei in erster Linie zu stehen. Der Antisemitismus hängt aufs engste zusammen mit der Ausbreitung des Feudalismus. Dieser schob die „Schuld" auf die Juden, um die eigene Schuld abzuwälzen. Es handelt sich bei der Siedelung also auch um eine jüdische Frage. (!) Die Juden sollen Vorkämpfer gegen Unrecht und Haß sein und positiv mitarbeiten an der Schaffung bäuerlichen Bodens für die breite Masse. Der Kampf gegen die vernichtende Institution des Großlandbesitzes sei den Juden auch durch die Vorschriften ihrer Religion vorgeschrieben. Oppenheimer wies auch auf den Rückgang der jüdischen Nachkommenschaft hin; gegen das Aussterben gibt es nur *eine* Rettung: Zurück (?) zum Lande! Hier ist die Quelle der Kraft. Der Jüdische Frontbund habe bereits erfreuliche Arbeit auf dem Siedlungsgebiete geleistet. Oppenheimer schloß mit einem Hinblick auf den Saal, in dem man tagte: das alte Herrenhaus! (!) Noch immer lebt der Feudalismus, er gab erst kürzlich die Gelder für die schwarzen Femeregimenter: *Wer das Land hat, hat die Macht.* (!) Man hat versäumt, es ihnen zu nehmen, als es noch Zeit war! (!) Jetzt gilt es, alle Kraft einzusetzen für die rettende Idee der Siedlung."

Es geht also offen auf Erringung der Macht der Juden! Die Banken sind jüdisch. Die Industrie wird jüdisch kontrolliert. Jetzt noch das Land, und das Ende der *Deutschen* ist gekommen.

Das „entfesselte Geschlecht" ein Kampfmittel

Daß jemand sich die Unterjochung eines Volkes durch einen großen Bordellbetrieb vornimmt, wird unseren demokratischen Zeitgenossen unglaublich klingen. Es ist aber doch so. Und zwar läßt der vom ganzen Kurfürstendamm hochverehrte Artur Landsberger einen seiner „amerikanischen" Helden, Adamsohn mit Namen, einen solchen Kriegsplan entwickeln, die geistigste Höhe syrischer Mädchenhändlerweltbetrachtung. In seinem Roman „Asiaten" (S. 94) setzt dieser Held die Ausnutzung der Geishas folgendermaßen auseinander:

„Das Goto-Komitee tagt in jeder Stadt, die mehr als fünfhundert Kurtisanen beherbergt. Sie läßt in diese Städte die Preisträgerinnen der kleinen Städte kommen und an dem Oiran-dochu der betreffenden Stadt teilnehmen. — Wir spannen unser Netz über ganz Japan. Wir haben entscheidenden Einfluß auf sämtliche Liebesinstrumente dieses Landes. Alle werden die Melodie spielen, das Lied pfeifen, das wir angeben. Stellen Sie sich Japan als einen Riesenkörper vor. Jedes Land ist nichts anderes. Wer die Unterleibsfunktionen dieses Körpers reguliert, hat Einfluß auf den ganzen Körper, hat Gewalt über ihn. — Sehen Sie endlich, was ich will? Der Kampf um die Weltherrschaft muß zwischen Amerika und Japan ausgefochten werden. Durch einen Krieg? Das wäre grausam. Durch diplomatisches Feilschen? Das wäre eine beständige Unruhe, verbunden mit fortgesetzten Rüstungen. — Es gibt aber noch eine dritte Methode: Amerika saugt Japan auf. Es vertrustet nicht nur die Liebe. Es faßt das Land bei seinem stärkst entwickelten Instinkt. *Hier, wo der Geschlechtsakt eine natürliche Funktion des Körpers wie jede andere ist, wo man daher nicht, wie bei uns, ganze Berge moralischer Widerstände überwinden muß, um zu ihm zu gelangen, braucht man nur in geschickter Form den nötigen Anreiz zu geben — und das entfesselte Geschlecht entkräftet sich in einem Rausch, dessen Dauer von uns bestimmt wird.*

„Durch Schaffung immer neuer Reizmittel kann man diesen Rausch in Permanenz erklären und aus diesem Lande die Insel der Besessenen machen."

Wie aufmerksame Beobachter festgestellt haben wollen, wird dieses koschere Rezept auch in Deutschland in großem Maßstabe durchgeführt.

Keine Mädchenhändler

Obgleich Bernhard Weiß, der Gewaltige der Berliner Polizei, nichts vom Mädchenhandel weiß, ist das „Deutsche Nationalkomitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels" anderer Meinung, und Dr. Kundt, der Bearbeiter der Frage, hatte 1927 in einem umfangreichen Bericht (der auch der Londoner Konferenz vorgelegen hat) festgestellt:

„Im ganzen Bezirk (Schlesien) wurden in den letzten Monaten allein 100 Schmuggler festgestellt und in Breslau selbst in den ersten 10 Monaten (1926) weitere 44 ostjüdische Menschenschmuggler, die wegen Paßvergehens festgenommen wurden. In der Regel greift die jüdische Arbeiterfürsorge in den Fällen der Festnahme derartiger Leute mit Geld und Anwälten ein, um ihren Glaubensgenossen zu helfen.

„Da wir indessen ermitteln konnten, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der Schmuggelfälle auch weibliche Personen, darunter alleinreisende junge Mädchen, betraf, die zu undurchsichtigen Zwecken nach oder über Deutschland gebracht wurden, so ist der Schluß nicht von der Hand zu weisen, daß dies des öfteren zu unsittlichen Zwecken geschah."

Darüber war die „Jüdische Rundschau" (Nr. 93, 1927) in allerleuchtendste Empörung geraten; die Jacobsons aus Breslau bestreiten alles. Selbstverständlich.

Sie hatten nun auch den damaligen preußischen Innenminister Grzesinsky bemüht. Dieser famose Herr versicherte natürlich, daß das Schreiben des Ministerialrats Kundt höchst unangenehm und den deutschen Interessen abträglich sei: wörtlich stehen nun aber im Brief des Genossen Grzesinsky folgende Sätze, derentwegen sich die Herren von der „Jüdischen Rundschau" ihre schwarzen Locken ausraufen sollten:

„Daß das Nationalkomitee diesen Bericht in der von Ihnen angegebenen Weise verbreitet hat, kann auch ich nur bedauern. Er gibt ein völlig schiefes, wenigstens heute nicht mehr zutreffendes Bild von den Verhältnissen an der oberschlesischen Grenze und muß besonders im Auslande zu Deutungen Anlaß geben, die der deutschen Sache nicht förderlich sind. Ich glaube mich aber zu der Annahme berechtigt, daß das Auswärtige Amt, dem der Zentralverein der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens den Sachverhalt gleichfalls unterbreitet hat, auf Grund meiner Äußerung zu dieser Eingabe geeignete Schritte unternehmen wird, um weiteren schädlichen Wirkungen des Berichts im Auslande vorzubeugen."

Grzesinsky „bedauert", gibt aber zu, daß die Verhältnisse so gewesen sind, wie Kundt dies geschildert hat.

Und daß uns die Hebräer das selbst mitteilen, muß ihnen sehr bitter gewesen sein.

Ob Bernhard Weiß sich aber bekehren lassen wird? Wir glauben nicht: er weiß, was er weiß, und er weiß von nichts.

Felix Deutsch

1928 starb der Nachfolger Rathenaus, der Direktor der AEG., Felix Deutsch, ein jüdischer Großkapitalist, Schwager des Deutschenhetzers Otto Hermann Kahn in Neuyork und zugleich der wärmste Freund Sowjetrußlands. Die englische Presse würdigte in ausführlichen Betrachtungen die „Bedeutung", die Dr. Felix Deutsch für die wirtschaftliche und politische Entwicklung Deutschlands nach dem Kriege zukommt. Die konservative „Morning Post" meint: „Seine Tätigkeit für die Erneuerung der deutschen Handelsbeziehungen mit der übrigen Welt nach dem Kriege war die Grundlage für die auswärtigen politischen Beziehungen Deutschlands in der Nachkriegszeit. Er befürwortete sowohl die Kooperation mit Frankreich wie den Handel mit Rußland."

Das ist natürlich nur ein kleiner Teil der Wahrheit, und deshalb wollen wir eine liebliche Plauderei einer „mondänen" Schrift anführen, eine von jenen, in der ein unartiges Kind Syriens mehr erzählt, als es unter gut disziplinierten Grenadieren Jehovas vorerst üblich ist. „Das Magazin" (Nr. 42, 1928) erzählte vom „Salon Deutsch" in Berlin. Dort verkehrte die ganze Diplomatenwelt, der

Bolschewik Emil Ludwig, Frau Stresemann, kurz alles, was in der heutigen Demokratie zur „Gesellschaft" gehört. Und dann erfuhren wir, ohne zu erstaunen, weiter:

„Die Hausherrin ist musikverständig, ihre nächsten Verwandten üben Musik als Künstler aus. Ihre einzige Tochter ist die Gattin des Leipziger Generalmusikdirektors Brecher — ihr Bruder ist der bekannte Liederkomponist Robert R. Kahn. Frau Deutsch stammt aus der bekannten Mannheimer Großkaufmanns- und Bankiersfamilie, deren prominentes Mitglied ihr Bruder Otto H. Kahn, der große Neuyorker Bankier und Kunstmäzen, ist. Für die Politik ist im Hause Deutsch selbstverständlich besonderes Interesse; so wurde die Rauchstraße bei der Staatsumwälzung einer der Mittelpunkte der jungen Republik. Das Haus Deutsch war eines der wenigen Privathäuser, in denen der erste deutsche Reichspräsident Ebert verkehrte. Und mit ihm kamen seine Parteigenossen Breitscheid, Hilferding und Loebe. Hier trafen sich die Prominenten Sowjetrußlands mit Maltzan, Rathenau und Wirth und mit den Führern deutscher Wirtschaft. *Und was am grünen Tisch nicht vorwärts kam, im Hause Deutsch am weißen Tische wurde es vollendet.*"

D. h. am *gedeckten Tisch* des Hauses Deutsch. Ist es nicht lieblich, die marxistischen Kapitalfresser ausgerechnet nach „ihrer Revolution" so fromm am Tische der Hochfinanz sitzen zu sehen und „ihre" Politik „vollenden" zu lassen?

Und *noch* ein frischgebackenes Bekenntnis wollen wir aus dem Umkreis Deutsch-Rathenau verzeichnen. Diesmal stammt es aus der Feder des *Zionisten und Bolschewisten* Artur Holitscher. Dieser erzählt in seiner Schrift „Mein Leben in dieser Zeit":

„Eines Abends, bald nach dem Zusammenbruch des Heeres und der Ausrufung der Republik, traf ich Rathenau im Hause meines Verlegers Fischer. Nachdem der Fisch serviert worden war, legte Rathenau plötzlich seine Serviette hin und sprach mit der scharfen, klaren Stimme eines Menschen, der seine Worte wohl überlegt und vorbereitet hat, zu mir gewandt, folgendes:

„Wie konnte das geschehen, Herr Holitscher, daß in diesen Tagen die Jugend Deutschlands an mir, der ich diese Revolution in Wahrheit geschaffen habe, ohne Dank und Gruß vorübergegangen ist?" Und nach einer Pause mit erhobener Stimme: „Ohne Dank und

Gruß! In 400 Jahren — in 400 Jahren wird die Geschichte berichten, daß in den ersten Tagen der deutschen Revolution Deutschlands Jugend ohne Dank und Gruß an mir vorübergegangen ist!"

Diese Worte sind von den Zeugen nicht bestritten worden. Wie nennt man nun einen Menschen, der als höchster Vertrauter und Beamter des Kaisers hinterrücks die Revolte vorbereitete?

Weltherrschaftstriumphe

Die Juden weisen auf die sogenannten „Protokolle der Weisen von Zion", welche die jüdische Welt- und Geldherrschaft ankünden, als auf die Ausgeburt eines fälschenden Irrsinnigen hin. Nun feierte das Judentum der ganzen Welt 1928 sein Neujahrsfest. Anläßlich dieses Festes brachte die „Jüdische Preßzentrale Zürich" (Nr. 511) einen durch besondere Schrift hervorgehobenen Leitaufsatz, in dem die jüdische Weltherrschaft als zum größten Teil vollendet, der zu erstrebende Rest als einst vollendet prophezeit wurde. Wir lasen:

„Die biblische Parabel des Joseph und seiner Brüder, in riesenhaften Proportionen vergrößert, spielt sich jenseits des Weltmeeres ab. Aus dem übers Meer verjagten Bruder, dem Fronsklaven der sweatshops, *ist ein Herrscher im mächtigsten Reiche der Erde geworden*, der seine einst reichen Brüder von der bitteren Not rettet.

„Der amerikanische Immigrant, der ‚Stein, den die Baumeister mißachtet hatten, ist zum Grundstein geworden', auch zum Grundstein für Erez Israel!

„Und Ahasver blickt träumend in das apokalyptische Bild der in die Wolken ragenden zahllosen babylonischen Türme am Hudsonufer . . . die unerhörten Menschenmassen, die in diesen Riesenwaben wie Bienen ein- und ausschwärmen, Kinder seines Volkes, die in kaum einem Menschenalter aus *Gettobewohnern zum größten Baumeister aller Zeiten hinanwuchsen* . . . und erkennt den Ratschluß des Herrn. Und es zeigt sich ihm die kleine, weltbeherrschende Insel Albions, die mit weiser Regierungskunst fünf Weltteile nach ihrem Willen lenkt . . . er sieht daselbst Söhne seines Volkes aufsteigen zu gefeierten Meistern dieser Staatskunst . . . und erkennt den letzten Zweck der Erscheinung. Es reißt der

Vorhang vor der Zukunft ... und Ahasver sieht ungeahnte Visionen ... ein mächtiges Judentum in der Mitte Asiens, gefeiert als Helfer an der Auferstehung des chinesischen Kolosses, dessen Riesenschatten über die ganze alte Welt hinfällt ... es flammen märchenhafte Köpfe auf ... Die Schrecken des Galuth verschwinden. Israel ist eins geworden trotz seiner Zerstreuung. Doch die geistige Achse der Menschheit wird Jeruschalajim ...

„All diese gewaltigen Quellen geistiger, sittlicher und materieller Kräfte rauschen zusammen und fließen der Urheimat zu!

„Ahasver erahnt erschüttert die Zusammenhänge des großen Geschehens, er schreitet mit neuem Mut an dem Meilenstein 5698 vorüber und zukunftsfreudiger als je murmelt er seinen uralten Segensspruch wieder: ‚... das Jahr der Erlösung und des Heiles!'"

Kann man schwarz auf weiß wirklich *noch* mehr verlangen: in Amerika alljüdische Macht, in England das jüdische Geld an maßgebendster Stelle, das neue China bereits finanziell abhängig (soeben erhielt es von Wallstreet seine erste Dawes-Anleihe). Und alles soll einst in Jerusalem konzentriert werden!

Der entblößte Zentralverein

Wir sind in Deutschland bekanntlich mit dem sog. Zentralverein sog. deutscher Staatsbürger sog. jüdischen Glaubens zweifelhaft gesegnet. Woche für Woche müht sich diese famose Organisation ab, den Deutschen klarzumachen, daß Rasse ein schreckliches, kulturloses Vorurteil sei, daß die Juden nur eine „Glaubens"gemeinschaft darstellten und im übrigen die besten aller Deutschen seien.

Ein Organ, das diesem Z.V. besonders nahesteht, ist das Hamburger „Israel. Familienblatt". In Nr. 38 vom 20. September 1928 untersuchte nun ein Dr. Lewin die Juden, ihre Herkunft, Umwelteinflüsse usw. Selbstverständlich will er letztere ganz besonders herausstreichen. Nichtsdestoweniger aber legt er ein Bekenntnis nieder, ob welchem den meisten Z.V.-Mitgliedern die Wollhaare kerzengerade in die Luft steigen werden, zerstört es doch die gesamte mühsame Vergasungsarbeit. Wir lesen also:

„... Aber es bleibt doch ein gewisser Typus von Menschen bestehen, wenn nicht das einzige Mittel zur Schaffung neuer Typen, die Vermischung, restlos durchgeführt wird. Daß das früher überhaupt nicht der Fall war, haben wir schon gesehen. *Daß mit seiner restlosen Durchführung das Judentum vollkommen zu existieren aufhören würde, brauche ich nicht weiter auszuführen.* Vorläufig bleiben wir ein körperlicher Typus von einer gewissen Einheitlichkeit. *Wer das leugnet, soll sich einmal in einer jüdischen Versammlung umsehen*, er wird es schon merken. Es ist falsch, zu glauben, daß sich das nur dann besonders geltend mache, wenn z. B. Juden und nordländische Menschen beieinander wohnen. Zola schildert in l'Argent, wie Saccard die Treppe zu Gundermann, dem jüdischen Bankier, hinaufsteigt ‚mit dem instinktiven Haß der Südfranzosen gegen den Juden'. Also auch der dunkelhaarige Südfranzose erkennt den Typus Jude. Und Zola ist ein realistischer Schriftsteller, der unbarmherzig beobachtet und — er ist kein Antisemit. Gewiß, es gibt keine Methode, das durch Messungen und Berechnungen im einzelnen zu erweisen. *Aber wer leugnet, daß der jüdische Mensch auch in Deutschland ein eigener körperlicher Typus ist, der verkennt die reale Welt der Tatsachen.* Daß geistige Charaktereigenschaften an den Körper gebunden sind, daß die Seele wesentlich mitbedingt wird durch das Verhalten des körperlichen Typus, erscheint heute als erwiesen."

Damit gibt Dr. Lewin der gesamten Beweisführung der deutschen Rassenforschung recht. Daß er dann dagegen eifert, daß Andersartigkeit nicht mit Minderwertigkeit zu verwechseln sei, versteht sich. Man kann von einem Juden nicht verlangen, daß er sich als Schmarotzer-Gegenrasse bekennt. Und stolz fährt er fort:

„So haben auch wir Juden inmitten einer erdrückenden Umgebung eine Eigenart uns erhalten, die körperlich und geistig sich präsentiert. *Solange wir Juden bleiben, nicht vermischt und gekreuzt mit den Völkern*, in deren Mitte wir als getreue Bürger des Staates leben, *werden wir ihnen als Menschen von besonderer Individualität erscheinen müssen*, auch wenn wir restlos alle ihre Kulturgüter, alle Bildung und alles Wissen von ihnen in uns aufnehmen. Immer werden wir es in

eigener Note wieder in Erscheinung treten lassen, das ist eine von unserer Existenz als Juden untrennbare Notwendigkeit."

Und diese „eigene Note" wollen wir eben nicht und hoffen, daß die jüdische „Eigenart" samt ihren Trägern einmal ganz aus Europa verschwunden sein wird.

Die Purimfahrt des Zeppelin

Es würde sicher als „antisemitischer Verfolgungswahn" ausgelegt werden, wenn wir die Zeppelinfahrt nach Palästina mit dem jüdischen Purimfest in Verbindung bringen würden. Da nun aber die jüdischen Korrespondenten selbst erklärt haben, es sei „kein Zufall" gewesen, daß die Fahrt mit jenem Festtag (begangen zur Erinnerung an die Ausrottung von 75 000 arischen Persern) zusammenfiel, so wird uns das um so mehr wahrscheinlich, als der Vertreter „Preußens" im deutschen Reichsrat, Ministerialdirektor Dr. Badt, ein gläubiger Jude und Zionist, geruht hatte, den Zeppelin zu besteigen.

Das durchaus koschere „Neue Wiener Journal" des Herrn Lippowitz & Co. bringt nun den Bericht einer schönen Feier des Purim auf dem Zeppelin (wenn der alte Graf sich das hätte träumen lassen!), die wir den Gojim hiermit unterbreiten. (Bei der Herausgabe ist offenbar ein Hör- oder Druckfehler unterlaufen, da das „NWJ." von Dr. Barth spricht, wo es sich doch wohl um Dr. Badt handelt.) Also wir lesen folgendes über das liebliche Purimidyll:

„Nun kam der Rüsttag des Purim, an welchem Tage Dr. Barth, wie alle frommen Juden, gefastet hatte, da erst gegen Abend der Genuß von Speise und Trank gestattet ist. Vorher aber tat Dr. Barth noch ein Übriges, was unter der orthodoxen Judenschaft der ganzen Welt mit Genugtuung aufgenommen werden dürfte. Aus einem Silberbehälter holte nämlich der fromme Ministerialdirektor eine auf Pergament geschriebene ‚Esther-Rolle' hervor, die bekanntlich einen Teil des Alten Testamentes ausmacht und ausführlich die Entstehung des Purimfeiertages schildert. Diese ‚Rolle' hatte sich Dr. Barth eigens zu diesem Zwecke noch in Berlin besorgt, um sie, wie es der Brauch erfordert, zur bestimmten Zeit lesen zu können.

Nun begann Dr. Barth dieselbe im singenden synagogalen Ton laut vorzulesen. Die jüdischen Passagiere des Luftschiffes, unter ihnen der Berichterstatter der ‚Vossischen Zeitung', Dr. Weisl, hörten andächtig dieser Bibelvorlesung zu, die in den Himmelsregionen einen eigentümlichen Eindruck machte. Im Nu verwandelte sich die Kabine des frommen preußischen Ministerialdirektors in eine kleine Synagoge, wo eine schlichte Purimfeier vor sich ging. Auch die übrigen Zeppelinreisenden wurden durch die singende Vorlesung Dr. Barths angelockt. Dr. Eckener, auf diese sonderbare religiöse Feier aufmerksam gemacht, blickte auch für einen Moment hinein, überrascht von den geübten kantoralen Funktionen seines Freundes. Bei allen Anwesenden ließ die Purimfeier in den Lüften einen nachhaltigen Eindruck zurück. Hierauf wurde in froher Stimmung dem ‚Karmel'-Wein, der, wie erwähnt, in großer Menge an Bord vorhanden war, zugesprochen. Am nächsten Tag überflog der Zeppelin Jerusalem und Tel-Aviv, wo der jüdische Purim von allen Einwohnern gefeiert wurde."

Wirklich ein liebliches Bild! Zum Purimfest steht ein Erzeugnis deutschen Genies bereit, um eine „kleine Synagoge" mit „großen Mengen" koscheren Karmel-Weins aufzunehmen. Und im Wunderbau des Zeppelin wird der „Gebet"text des Alljudentums über die heimtückische Inszenierung der Niedermetzelung der Perser vorgelesen ...

Wirklich, ein „perikleisches Zeitalter", wie Alfred Kerr die zehn Jahre deutscher Republik im „Berliner Tageblatt" genannt hat.

Der Führer des Luftschiffes „Graf Zeppelin", Dr.-Ing. h. c. Hugo Eckener, hat nach der Rückkehr von der Orientfahrt des „Grafen Zeppelin" an den Vorsitzenden des Deutschen Keren Hajessod (Palästina-Aufbaufonds) nachstehendes Schreiben gerichtet:

„Sehr verehrter Herr Präsident!

Für die in so liebenswürdiger Weise den Teilnehmern an der Orientfahrt gestifteten Flaschen edlen palästinensischen Weins möchte ich nicht verfehlen, zugleich im Namen der Passagiere meinen herzlichen Dank auszusprechen. Wir haben den Wein getrunken, als wir in höchst eindrucksvollem Fluge vom Toten Meer uns wieder über Jerusalem erhoben und, von dem merkwürdigen Erlebnis im Innersten ergriffen, wieder über der hell strahlenden Hauptstadt des

Landes standen und den Jubel der Bevölkerung zu uns heraufschallen hörten. Es war eine feierliche Stunde, die ihre Weihe mit Recht in einem so edlen Tropfen finden durfte.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

Dr. H. Eckener."

Ford in Ergebung

Henry Ford setzt jetzt seinen Ehrgeiz darein, alle Monate einmal seinen Erkenntnissen von früher abzuschwören und bei den Großen Israels um Gnade zu bitten. Der Jude Eugene Meyer, der einst unter Wilson die finanzielle Vorbereitung des Krieges durchführte und von Ford ganz richtig als jüdischer Wirtschaftsspion hingestellt wurde, ist von Hoover zu hohen Posten ausersehen worden. Ford hat nichts dagegen. Der Jude Einstein vertritt Amerika in Prag, der Filmjude Mayer tut das in Angora. Ford protestiert nicht. Der Jude David Sarnoff ist der eigentliche Verfasser des uns alle ausbeutenden Young-Planes. Ford hat nichts dagegen einzuwenden . . .

Aber Ford tut noch mehr.

Kürzlich feierte der Großjude Brown irgendeinen Geschäftsfeiertag. Darüber berichtete stolz die „Wahrheit" in Wien (Nr. 23 vom 7. Juni 1929):

„Henry Ford saß an der Ehrentafel zur Seite des Präsidenten des American Jewish Committee, Louis Marshall, der, wie erinnerlich, im Jahre 1927 die Entschuldigung Fords und seine Ehrenerklärung für die Juden entgegennahm. Henry Ford ließ unter den Gästen der Tafel ein schriftliches Statement zirkulieren, in welchem es heißt: Ich bin glücklich, hier zu sein, um meinem Freunde David A. Brown und darüber hinaus der großen Rasse, die ihn mit Stolz und Glück zu den Ihren zählt, meinen Tribut der Bewunderung zu zollen. Herr Brown ist ein leuchtendes Beispiel für den großen Wohltätigkeitssinn des jüdischen Volkes. Er ist mit Eifer dabei, die Zustände in der Welt zu bessern, die Ungebildeten zu erziehen, die Kranken zu heilen und für die Waisenkinder zu sorgen. Die intensive und intelligent zielbewußte Teilnahme der Juden an der Förderung des bürgerlichen Gerechtigkeitssinns und der sozialen Gerechtigkeit stempelt sie zu

einem großen Volke, und David A. Brown ist einer der edelsten Söhne dieses Volkes. — Die amerikanische Presse veröffentlicht in großer Aufmachung die Erklärung von Ford."

Die Theoretiker der deutschen Republik

Eingedenk des bewährten Grundsatzes: wo Reklame ist — da gibt es ein gutes Geschäft, sind einige republikanische Leuchten auf den Gedanken gekommen, die großen Errungenschaften nachnovemberlicher Regierungskunst in einer Schriftenfolge unter dem Titel: „Du und der Staat" zu veranschaulichen. In der Wirthschen Wochenschrift „Deutsche Republik" findet sich die Selbstanzeige des Verfassers einer „republikanischen Staatsbürgerkunde", in der für dieses Reklamewerk in folgender Weise Stimmung gemacht wird:

„Das Motto, das über der Schriftenreihe steht, ist gleichbedeutend mit ihrer Grundauffassung: ‚Du und der Staat', soll zeigen, daß es sich nicht um einen Gegensatz: — auf der einen Seite Staat als unpersönliches steuereinziehendes Schreckgebilde und auf der anderen Seite Staatsbürger als steuerzahlender Untertan — handelt, sondern, daß eins den andern billigt und ergänzt. Beide Begriffe gehören zusammen, verschmelzen sich zu einer höheren Einheit, und es soll in der Schriftenreihe dem Staatsbürger gezeigt werden, was er vom Staat an Anregungen, Leistungen, Zielsetzungen menschlicher Art empfängt und was er seinerseits zum Austausch dafür geben muß, um den Staat zu einem wirklichen Volksstaat zu machen. Wir haben bisher folgende Bände herausgebracht: ‚Politik und Parlament' von Ministerialrat Hans G o s l a r, Leiter der Pressestelle des Preußischen Staatsministeriums. In diesem Band wird das ganze Zusammenspiel der Kräfte zwischen Regierung und Parlament an Hand praktischer Beispiele dargelegt. Sodann ‚Eine Stunde Justiz' von Oberregierungsrat Dr. Werner P e i s e r: hier spricht ein moderner Jurist und leuchtet in das ganze so komplizierte Gebilde unserer heutigen Rechtsprechung, Gesetzgebung und Justizverwaltung haarscharf hinein. Ministerialrat Dr. H i r s c h f e l d vom Preußischen Innenministerium gibt in ‚Ein Blick in die Verwaltung' eine ungemein klare Darstellung der Verwaltung des Staates."

Goslar, Peiser, Hirschfeld, *alles Juden*, die über die herrliche Novemberrepublik schreiben! Im Namen der republikanischen Führer! Was ist *diese* Republik nun für eine Republik?

Noch kein Deutsch gelernt

Um die sog. Verfassung von Weimar zu feiern, hatte die Stadt Berlin 1929 eine Viertelmillion Mark hinausgeworfen, um schwarz-rot-goldene Fahnen, Würstchen usw. zur Verteilung unter das Volk zu kaufen. U. a. wurden auch Propagandatürme errichtet: Dem Gedenken aller Toten des Weltkrieges und — „*Den Opfern der Republik*"!

Der Mann, der das schrieb, wollte wahrscheinlich sagen: den Opfern, die für die Republik gelitten haben (also wohl der herrliche Rathenau, der große Erz—berger usw.) und durch diese republikanische Redewendung mußten nun alle denken an die Opfer der Inflation, an die 16 000 Selbstmörder jährlich, die auf Grund der Errungenschaften der Republik den Gashahn öffnen oder ins Wasser gehen, an die Arbeitslosenarmee, an die Nichtgeborenen, an die Auswanderer ... Die jüdischen Arrangeure des Festes haben offenbar noch nicht *deutsch* sprechen gelernt.

Was verständlich ist, spricht doch der immer wiederkehrende jüdische Finanzminister der Republik, Herr Hilferding, auch noch kein richtiges Deutsch.

Wozu auch!

Verplappert

Der große Judenkongreß 1929 in Zürich hatte alle Auserwählten in Entzücken versetzt, wobei jedoch bei den *ganz* Strenggläubigen ihr Talmud bei allen den Abmachungen nicht genügend gewahrt schien. So fanden wir denn im Frankfurter „Israeliten" einige Wermutstropfen, jedoch auch einige köstliche Bekenntnisse (Nr. 29, 1929):

„Ihr (der zionistischen Organisation) kam es vor allem auf das *Geld* an, und da in dieser Hinsicht der Krieg den ganzen Strom des Goldes aus *aller Welt in die Kassen der amerikanischen Banken gelenkt hat*, ein Symbol für die Gestaltung der Wirtschaftsverhältnisse überhaupt, so läßt sich unschwer begreifen, daß neben der fest verankerten *zionistischen Vorherrschaft* in der Agency eine *halbwegs* maßgebende Rolle nur noch der *amerikanische Dollar* spielt. Der ganze Aufbau der Agency ist in unserem demokratischen Zeitalter ein geradezu unerhörtes Unikum von *Autokratie* und *Oligarchie*."

Nun wissen wir, *wer* zum größten Teil die „Amerikaner" sind, in deren Kassen der „Strom des Goldes" „gelenkt" worden ist ...

Reif für die Peitsche

In Berlin kam es — o Wunder — zu einem Theaterskandal. Piscator, der Bolschewik, führte ein Stück des Walter Mehring auf, „Kaufmann von Berlin", das das Unflätigste an Beschimpfung der deutschen Schirmer der deutschen Heimat darstellt, was man sich überhaupt vorstellen kann. Der Berichterstatter der „Leipz. N. N." berichtet ganz eingeängstigt und erschüttert darüber folgendes:

„Doch, wie unvorsichtig von ihm, ein derartiges haßerfülltes Antlitz zu enthüllen! Ist denn dieser gewiß sonst sehr kluge, fast überkluge Mann, dieser Überwitzige, sich der Wirkung gar nicht bewußt, die er beim deutschen Volke damit auslösen muß? Ist er gewillt, Antisemiten zu züchten?! Oder denkt er, der Auge um Auge, Zahn um Zahn abzurechnen sucht, vom deutschen Volke so niedrig, daß er wähnt, es sei bereit, widerspruchslos Ohrfeigen einzustecken? Ist er vielleicht ein so schlechter Psychologe? Wer Haß sät — er sollte es wissen —, muß Sturm ernten!

„Ich war nie in meinem Leben Antisemit und bin es auch jetzt nicht. Mit um so größerer Sorge betrachte ich das Treiben gewisser jungjüdischer Kreise, die, von rassehaftem Hochmut und Größenwahn geschwellt, sich nicht scheuen, ein herausforderndes und in jeder Weise unduldsames Wesen zur Schau zu tragen und hierdurch einen Riß, der leider schon besteht, in unverantwortlicher und frivoler Weise zu

vergrößern suchen. In diesem Stück des Herrn Mehring, das in der deutschen Inflationszeit unseligen Andenkens spielt, tritt kein deutscher Mensch auf, der nicht irgendwie ordinär, verdummt, falsch, hinterlistig, gaunerhaft oder blödsinnig wäre; mit vollem, grell beleuchtetem Gegensatz zu ihnen steht der edle, naive, geistig überlegene, anständig gesinnte und schließlich dennoch — gefoppte arme Ostjude Simon Chaim Kaftan, der mit hundert Dollar nach Berlin kommt, rasch sein Glück macht, zu Macht und Ansehen gelangt, schließlich aber beim Eintritt der Geldstabilisierung von einem schuftigen deutschblütigen Rechtsanwalt, im Verein mit einem besser orientierten Glaubensgenossen, wieder an den Bettelstab gebracht wird. Müller und Kohn erledigen Kaftan. Aber längst vorher schon ist Müller Kaftans böser Genius, sein eigentlicher Mephistopheles, der ihn in alle möglichen üblen Sachen hineinhetzt und ihn sogar — den Unschuldigen, Ahnungslosen! — eine Art Kapp-Putsch finanzieren läßt. Das Gesindel von deutschen Offizieren aber muß man erst sehen, das Herr Mehring als Vertreter des deutschen Wehrgeistes auf die Bühne zu stellen wagt. Anfangend mit einem vertrottelten General, der immer noch vom Kriege halluziniert; wollüstig verweilend bei einem geschäftlich gerissenen, doppelzüngigen und blutdürstigen Oberst und mit einer Gruppe verblödeter und nichtsnutziger junger Offiziere schließend!

„Davor aber sitzt ein Parkett elegant gekleideter Herrschaften, die derlei eifrig beklatschen und belachen! Das Schlimmste jedoch kommt — oder kam jedenfalls — zuletzt. Da wird von drei Dreckschauflern allerhand Papiergeldflitter höhnisch zusammengefegt; es folgt, ebenso glossiert, der Stahlhelm eines deutschen Soldaten; und den Abschluß machte — wenigstens bei der Premiere — sage und schreibe:

der Leichnam eines Feldgrauen, der mit den Worten: ‚Dreck! Weg damit!' auf den Karren geworfen wurde.

„Als indes gegen eine derartige Infamie selbst dieses abgebrühte Publikum sich empörte, und als der bessere und Gott sei Dank größere Teil der Berliner Kritik es gebührend brandmarkte, blieb diese letzte ‚Pointe' schon in der zweiten Vorstellung (der ich beiwohnen konnte) weg. Aber niemand wird einräumen wollen, daß mit diesem geringen ‚Opfer' der beleidigten deutschen Volksseele genug getan sei."

Dr. Franz Servaes, der Kritiker der „L. N. N.", der vom Semi-Kürschner als Jude hingestellt wird, ist empört, aber auch entsetzt: über die Unvorsichtigkeit, derart bis aufs Letzte zu gehen. Um aber unseren Lesern den letzten Nachweis dafür zu geben, was in dieser Republik der Müller, Ebert und Levi möglich ist, geben wir den Wortlaut des betreffenden Auftrittes wieder, vom „Tagebuch" (Nr. 34, 1929) voller Freude und Stolz veröffentlicht.

Straße. Der Straßenkehreroberaufseher mit zwei Straßenkehrern, Besen, Schippe und Karre.

Der erste Straßenkehrer fegt einen Haufen Papier zusammen:
— Mensch, das war mal schwerreich gewesen!
Wenn das mal alles einer besessen,
Wie's nischt zu fressen gab — dafür gab es zu essen!

Der Aufseher: — Kommt alles untern Besen! Kommt alles untern Besen!

Der Erste: — Dafür war'n wir mal
Alle zu haben,
Weil man dafür alles
Haben konnte,
Weil das mal Geld war,
Weil man dafür stritt!

Der Zweite: — Dreck!

Der Aufseher: — Weg damit!

Der erste Straßenkehrer fegt einen kullernden Stahlhelm:
— Mensch! Das war mal die Macht gewesen!
Das hat mal auf einem Koppe gesessen!
Und dafür gab man dem Kopp was zu fressen!
— Kommt alles untern Besen!
Kommt alles untern Besen!
— Das hat mal den
Stahlhelm getragen,
Weil der mal an der
Macht gewesen,
Weil das mal Geld war,
Weil man dafür stritt!
— Dreck!
— Weg damit!

Der erste Straßenkehrer stößt mit dem Besen an einen Leichnam:

— Mensch! Das war mal Mensch gewesen!
Das hat mal einen Stahlhelm besessen!
Das lebte mal — das hat ausgefressen!
— Kommt alles untern Besen!
Kommt alles untern Besen!
— Das hat mal
Erschießen dürfen,
Weil es mal den
Stahlhelm getragen,
Weil das mal Geld war,
Weil man dafür stritt!
— Dreck!
— Weg damit!

Herausgeber des „Tagebuch“ ist der Jude Leopold Schwarzschild, der soeben einen Aufruf der Liga für Menschenrechte veröffentlichte, in dem es heißt: „Ihr alle, denen Gerechtigkeit Sache des Herzens und Angelegenheit eines staatsbürgerlichen und weltbürgerlichen Verantwortungsgefühls ist, gebt Eure Spende . . .“

Wir fragen: Gehört es nicht zum primitivsten Menschenrecht, den Walter Mehring laut Gerichtsbeschluß ob seiner Verhöhnung von zwei Millionen toter deutscher Soldaten auf offenem Marktplatz auspeitschen zu lassen?

Und den Leopold Schwarzschild mit, der nicht protestiert, sondern die Niedertracht wortlos abdruckt?

In der Rolle des Freundes

Ein ganz merkwürdiges Theater spielt sich soeben in Österreich ab. Dort hatte die Heimwehr nach der furchtbaren Mißwirtschaft sowohl des Marxismus wie der bürgerlichen Parteien sich eine immer stärker werdende Stellung errungen. Zuerst waren es die christlich-sozialen Bankrotteure, die sich mit frommem Augenaufschlag heranschlängelten, um auch „am Aufbau des geliebten Österreichs“ mitzuwirken. Und auch der jüdischen Börse zu Wien wurde es etwas ungemütlich, und siehe da, auch die hebräischen Presseleute und Geldmänner kamen als treubesorgte „Freunde“ gelaufen. Das „Neue Wiener Journal“, das alljüdische Blatt des Monsieur Lippowitz, ein absolut französisch eingestelltes Organ, stellte sich zur Verfügung, und seitdem versorgt es die österreichische Heimwehr mit „Geist“ und politischen Richtlinien. Es beschimpft kräftig und täglich den Austro-Marxismus, macht auch vor den führenden Juden der Sozialdemokratie nicht halt. Und die braven Heimwehrleute wissen sich gar nicht vor Freude über soviel Sympathie der „Alteingesessenen“ zu fassen und glauben immer noch an Druckerschwärze.

Aber manchmal werden die Juden doch unvorsichtig. So schrieb am 3. November im „N. W. J.“ ein Dr. F. Löhner-Beda einen großen Aufsatz „Wer schadet dem Judentum?“ mit dem Untertitel „Nur die marxistischen Führer fördern den Antisemitismus“. In diesem Aufsatz heißt es nun u. a.:

„Ich stehe auf dem Standpunkt, daß, wenn es überhaupt eine Gefahr für die Juden gibt, diese ausschließlich von den jüdischen Führern der Sozialdemokratie heraufbeschworen wird. Es ist naturgemäß schwer, die latenten antisemitischen Instinkte (die, Hand aufs Herz, irgendwie, irgendwo in jedem Christen schlummern!) bei den Angehörigen der Heimwehr zu unterdrücken, wenn tägliche Schimpforgien der Juden Austerlitz, Braunthal, Colbert, Pisk, Pollak usw. über jeden Antibolschewiken zusammenschlagen und die Führer des radikalsten, das Christentum verhöhnenden Marxismus die Juden Otto Bauer, Danneberg, Pick, Allina und Konsorten sind. Und vor allem: Muß es gerade der Jude Hugo Breitner sein, der den ganzen Haß der Bevölkerung gegen ein erwürgendes Steuersystem durch seine Person auf die armen Juden des Leopoldstädter Gettos hinüberleitet?! Die Kunst, durch autokratische, selbstgeschaffene Steuergesetze die bürgerliche Wirtschaft auszuplündern und die Billionen für Parteizwecke zu verwenden, würde sicher auch ein arischer Bolschewik zusammenbringen, ohne daß auf diese Weise die Pogrominstinkte genährt würden. Soviel Verantwortungsgefühl und Gewissen sollte doch dieser jüdische Austromarxist besitzen, seine Brüder nicht durch persönlichen Ehrgeiz, unersättliche Machtgier und sein Vergnügen an der Defilierung wirt-

schaftlicher Opfer leiden zu lassen! Wenn Breitner ginge, wäre die Atmosphäre von viel Giftstoff gereinigt."

Hier ist die alljüdische Arbeitsweise restlos enthüllt worden: der Heimwehrjude beschwört den Marxistenjuden, die Ausrottung der Österreicher doch durch Arier besorgen zu lassen und sich bei diesem rituellen Geschäft nicht vorzudrängen. Auf die Heimwehr selbst angewendet, lautet die Losung: Sorge dafür zu tragen, daß diese Volksbewegung zu einem Schutzwerkzeug für die jüdische Börse, das jüdische Warenhaus wird.

Werden die Heimwehrführer noch erwachen, oder wollen sie warten, bis sie geistig und politisch vergiftet sind?

Personalia

Graf Hermann Keyserling

Vor einigen Jahren machte der Lehrer der Weisheit viel von sich reden: als sein Hauptwerk, das „Reisetagebuch eines Philosophen", erschienen war. Alle Welt fragte: Kennen Sie das „Reisetagebuch?" Grandios, weltumspannend, phänomenal! Darstellung des Orients und Okzidents! Feinste Seelenanalyse aller Zeiten!

Und wirklich, das Keyserlingsche Buch war interessant. Ein kluger Mann („vulkanisch anregend" nannte ihn H. St. Chamberlain) verflicht auf einer Weltreise wechselnde persönliche Stimmungen mit der sich immer wieder verändernden Umwelt, erbaut auf einem schwarzen, glänzenden Negerrücken neue philosophische Ästhetizismen; verhaucht sich selbst im Roten Meer und angesichts des Indischen Ozeans; schildert in Betrachtung chinesischer Speisestäbchen die Kultur der Mandarinen und findet sich nie der indischen Weisheit näher als bei Betrachtung japanischer Buddhabilder. Keyserling hat eine mädchenhafte Scheu vor jeder „Kristallisation". Immer wieder möchte er sich aufgeben und restlos untertauchen in die seelischen Wesenheiten fremder Völker und prophezeit schließlich, daß, „wenn irgendwo", wir uns in Amerika vollenden werden. Keyserling trägt schwer an sich: „Wie leicht haben es innerliche Naturen von geringer Intelligenz!" „Unsereiner bleibt unsicher, bis er weiß, und er weiß so schwer." Der Arme.

Obgleich der äußerlich robuste, innerlich mimosenhafte Graf vor lauter Zerfließen der Seele zu keiner Zusammenballung die Kraft findet, ist er von seiner Menschheitsmission tief überzeugt; von seinem „Pioniertum": „Meine Bahn wird in der Tat mehr und mehr zur Bahn aller werden, denn der Intellektualisierungsprozeß schreitet unaufhaltsam vorwärts." Leider sind nun die Hunderte von Millionen Europas nicht in der Lage, auf Luxusdampfern seelenauf-

gebend nach Indien und China zu fahren und jede Andeutung eines Gedankens gleich ins große Notizbuch einzutragen, um so den Weg des Grafen Keyserling zu gehen. Die Bahn der Zukunft scheint uns kein Problem des Intellekts, sondern ein Problem des Willens zu sein. Wir glauben nicht, daß die kommende Lebensform der heutigen morschen Welt von geistreichen Eklektikern, sondern von unbeugsam stählernen Willensmenschen geschmiedet werden wird. Vor allem aber nicht von Menschen mit solch peinlicher Selbstgefälligkeit und philosophischer Koketterie wie Keyserling.

Ein Onkel von ihm sagte einmal treffend: „Hermann kann sein Ich in die Hand nehmen. Dann stellt er es auf einen Tisch wie einen Weihnachtsbaum und bewundert es." Das „Reisetagebuch", die „Schule der Weisheit" usw. sind köstliche Zeugnisse dieser Selbstbewunderung. Auch der gepflegte, nach Chinesensitte wie eine lange Nadel auslaufende Schnurrbart des Grafen ist als äußeres Zeichen der innerlich angenommenen Umspannung von Ost und West anzusehen.

Daß Keyserling auch über „Deutschlands wahre politische Mission" nachgedacht hat, versteht sich von selbst. Das geschah *nach* dem Kriege. *Während* desselben sprach und schrieb er von den Russen und ihren Alliierten als von „wir" und „uns". Und was entdeckt nun der alles durchdringende Philosoph? Als erstes, daß die alte Monarchie bloße Fassade gewesen sei, die Revolution also nur Vorhandenes zum letzten Ausdruck brachte! Zugestanden! Aber *worin* bestand dieses schon früher Dagewesene? Ein jeder bewußte Deutsche sagt: das uns alle aussaugende plutokratisch-demokratische System, schon 1914 durch Rathenau vertreten, wurde Herr über uns alle, um in der Herrschaft der Barmats und ihrer Freunde sich restlos zu symbolisieren. Die Verhöhnung des sozialen Gedankens war es also, die siegte. Anders denkt Graf Keyserling. Er sagt: „Das Deutsche Reich war schon seit Jahren wesentlich eine soziale (!) Republik." Wir empfehlen dem „Vorwärts", dem „Berliner Tageblatt" usw. diese Stelle, um für die Kolonie der internationalen Hochfinanz als für die Demokratie Propaganda zu machen. Nach Keyserling sind zwar niedrige Kräfte am Werke gewesen, aber sie hätten nur dem „Hohen zum Sieg verholfen". Dawes, Erzberger, der Deutsche Reichstag usw. können sich für den Philosophen ihrer Herrlichkeit bedanken . . .

Im Bolschewismus erblickt Keyserling den „verkörperten Willen zum Tod einer sterbenden Welt". Sehr hübsch gesagt. Aber ist dieser Bolschewismus nicht die geradlinige Fortsetzung jenes „Hohen", das 1918 zum Sieg geführt wurde? Nun, Keyserling findet auch den Bolschewismus „ideal", in dem Sinne, „wie auch der Wille zum Tod ideal sein kann". Man könne dies Ideal aber nicht verwirklichen, „solang die Massen nicht aus Engeln bestehen", was ungefähr die seichteste Redensart ist, mit der „geistige" Spießbürger sich mit dem Bolschewismus „auseinandersetzen". Der Bolschewismus ist seinem Wesen nach eben *nicht* ideal, auch nicht, wenn alles aus Engeln bestünde; sein Wesen ist vielmehr die Seelenvernichtung, die Tötung der schöpferischen Persönlichkeit; er ist das System der rassischen Zerstörungssucht jüdischer Prägung, durchgeführt durch Bastarde, naturlos gewordene Großstadtmassen. Keyserlings Satz: „Hätte Christus geglaubt, sein Reich sei von dieser Welt, hätte er die Macht und Konsequenz gehabt, an seine Begründung im großen zu gehen, auch aus ihm wäre ein Lenin geworden", könnte aus dem Mund Erich Mühsams oder eines anderen Schwabinger Apostels des Salonbolschewismus stammen.

In einem Kino sah ich neulich einen Film, in dem ein ungeschickter Mann mit einer Dame folgendes Gespräch führt:

Er: Es ist schönes Wetter heute.

Sie: Aber sehen Sie doch, es regnet ja in Strömen!

Er: Ja, aber wenn es nicht regnen würde, wäre es das schönste Wetter.

Das ist eine Parallele zur Logik des Keyserlingschen Vergleichs. *Daß* Christus eben *nicht* hier sein Reich errichten wollte, macht sein *Wesen* aus; daß Lenin von einem andern Reich als der brutalsten Persönlichkeitsvernichtung nichts wußte, war *sein* Wesen. Es ist oft einfach unglaublich, was heute über Bolschewismus an Unsinn verzapft wird. Aber es steht faul um uns, wenn wir Männer wie Keyserling je als „Pioniere" anerkennen wollten. Deutschlands Mission ist zunächst einmal, die Nebelschwaden eklektischer Mosaikweisheit zu vertreiben und Feministen, die fern von Moskau den Bolschewismus als ein Ideal unter andern hinstellen, das Handwerk zu legen.

Vom Antisemitismus will der zartbesaitete Pionier der Menschheit nichts wissen. Selbstverständlich! Ein Mensch von heute, der

weltüberlegen die „Kristallisation" des Ichs ablehnt, ist doch in **einem** Punkt erbarmungslos: der Antisemitismus ist für ihn ein Skandal. Es wäre ja auch unerhört: wie könnten denn Rabbiner, „Frankf. Ztg.", die „Weltpresse" für „moderne Geistigkeit" Propaganda machen, wenn man Antisemit wäre! Der ganze Ruf als „großer Philosoph" wäre ja nach einer Woche beim Teufel! Ob der — im übrigen geschäftstüchtige — Graf solche Gedanken gehabt hat, wissen wir nicht. Wir wollen annehmen, daß die Gründe seiner „geistigen" Weggenossen auf ihn nicht eingewirkt haben, daß ihn also seine eigene Natur dazu trieb, einen Neger als absolut vollendet hinzustellen, den Versuch des nordischen Menschen aber, sich gegen die Bastardierung zu wehren, schulmeisterlich entrüstet abzulehnen. Keyserling schreibt in seinem Hauptwerk: „Die Neger von Aden sind absolut schön, weil sich der Rassetypus in ihnen vollendet." Und ging hin und holte sich den Präses des B'nai B'rith-Ordens für Deutschland, den Rabbiner Baeck, als Hauptlehrer für seine „Schule der Weisheit", um die Deutschen zu lehren, wie sie zu denken hätten! (Man lese z. B. Baecks Buch „Wesen des Judentums". Aus ihm ersieht man, daß Kant, Goethe usw. eigentlich nichts anderes getan haben, als jüdische Weistümer sich anzueignen. Vielleicht holt der Graf sich nächstens einen plattfüßigen Turner vom Makkabi-Sportklub, um uns auch das richtige Schönheitsideal vorzuführen . . .)

Neben dem Rabbi verschrieb sich Keyserling auch den harmloseren guten Tagore, der in Berlin und anderswo für schweres Eintrittsgeld vor dem „Berliner-Tageblatt"-Publikum zum Bestaunen herumgezeigt wurde. Im übrigen werden in der Schule der Weisheit chinesische, tibetanische, indische Geheimlehren zusammengebraut: der philosophische Jugendstil geht also seiner schönsten Vollendung entgegen.

Auch an astrologische Kreise hat sich der vielbeschäftigte Graf Keyserling herangemacht (oder diese haben in ihm einen Vorarbeiter gewittert). In der ersten Ausgabe der Monatsschrift „Der Okkultismus" (September 1925) nämlich hat Keyserling den Leitartikel geschrieben, während sein Bild (mit nach chinesischer Art zur Seite gebogenem Haupt) einen Ehrenplatz einnimmt. In diesem Leitaufsatz schreibt Keyserling:

„Was sie (die Schule der Weisheit) betreibt, ist nicht Theorie, sondern Magie. Deren (von den Regeln wissenschaftlicher Belehrung grundverschiedene) Grundgesetze sind von jeher bekannt, wenn auch noch kaum begriffen. Ganz neu ist wohl einzig die Technik unserer großen Herbst-Tagungen, auf welchen ich die Weltprobleme dadurch sowohl an sich, wie in den Seelen der Teilhaber neu einstelle und damit löse, daß ich sie polyphon und orchestriert behandele."

„Hiermit hoffe ich genug gesagt zu haben, um zu genauerem Studium des Darmstädter Zentrums anzuregen. Dieses ist recht eigentlich ein magisches Zentrum, obgleich nichts Verstiegenes, nichts im üblichen Sinn Okkultes in ihm vorgeht, und die erste Lehre, welche jedem neuen Schüler zuteil wird, die ist, daß man wohl mehr, aber keinesfalls weniger als gesunden Menschenverstand haben darf, und daß Ansichten (statt Einsichten) zu haben unmoralisch sei."

Nach Schilderung bisheriger Erfolge schließt Keyserling: „Dieses nun wird so weitergehen, bis Gleiches von allen Problemen und so viel Einzelmenschen gilt, daß eine neue tiefere Ebene des Sinnes und damit ein neuer höherer Menschentypus historisch bestimmend geworden ist."

Wie man sieht, hat sich der Großkophta von Darmstadt ferne Ziele gestellt: er will einen neuen Menschentyp schaffen, der unsere Geschichte bestimmen soll. Deshalb haben wir alle Ursache, uns mit dem „Darmstädter Zentrum", seinem Gebieter und seinen Anbetern näher auseinanderzusetzen. Keyserling ist ein geistreichelnder, vielbelesener Mann, von übersprudelnder Beredsamkeit — viele sagen Geschwätzigkeit — der, ohne echtes innerliches Schwergewicht, einen Glauben an echte **Werte** gar nicht mehr aufzubringen vermag, aber stark genug ist, allen Nagern am deutschen Volkstum zu einer „wissenschaftlichen" Verklärung zu verhelfen. Ein Auflösungsphilosoph eines feministischen Zeitalters. Dieses mag ihn stützen und verherrlichen. Ein Geschlecht aber, das endlich einmal **sich selbst** will, wird den Grafen Hermann Keyserling einst ins Raritätenkabinett stecken. Als eines der besten Stücke.

Der fleißige Cohn

Es lebt in Deutschland — vermutlich in einer schönen Villa im Grunewald — ein Freund Walter Rathenaus und Schriftsteller, geheißen Emil Ludwig. Das heißt, so nennt er sich und erklärt, nicht

den Namen Cohn getragen zu haben. Leugnet aber nicht, daß sein Vater auf diese Bezeichnung hörte. Nun hat dieser Ludwig-Cohn zwei Bücher geschrieben. Über Kaiser Wilhelm II. und Bismarck. Um das deutsche Volk zu „bilden".

Er führt sich ein als „wohlmeinender Mann". Er spricht dem ehemaligen Kaiser gute Eigenschaften zu: um „objektiv" zu erscheinen. Er bringt auch Dokumente, die unzweifelhaft echt sind. Aber dann träufelt es so nach und nach Gift. Tropfen für Tropfen. Und das Ergebnis ist nicht ein Mensch — meinetwegen mit vielen Fehlern —, sondern ein Narr . . .

Es hat nun schrecklich boshafte Menschen gegeben — Gojim —, welche Ludwig-Cohns Angaben sorgfältig nachprüften. Und diese Frechlinge haben den Fuchs in seiner eigenen Falle eingesperrt. Dr. Meisner, ein bekannter nüchterner Wissenschaftler, weist nach, daß der Ludwig-Cohn manche Sachen, sagen wir, sehr „ungenau" schildert, dann aber direkt Anekdoten erfindet. Er weist nach, daß der Verfasser aus des Kaisers Reden Wesentliches einfach fortläßt, obgleich dieses dem Angeführten einen anderen Sinn gibt. Und da der koschere Cohn am Anfang seines Werkes mit einem Augenaufschlag zu Jahve erklärt: „Wir haben um der Gerechtigkeit willen von des Kaisers Gegnern keinen zu Worte kommen lassen", so ist es belustigend, wenn haargenau festgestellt wird, daß besagter Cohn gerade trübste Quellen und Klatschbücher mit Vorliebe benutzt hat (z. B. „Geheimleben des Berliner Hofes"). Aber er zitiert sie nicht, der gute Cohn.

Auch der Frhr. v. Eckardstein, Th. Wolff, Erzberger usw. werden von Ludwig-Cohn herangezogen, Wilhelms Feind, Geh.-Rat v. Holstein, wird ins Feld geführt, ein Wort von Hammann (Deutsche Weltpolitik S. 40) w ö r t l i c h übernommen. Er ist großzügig, der Cohn . . . So kommt es, daß ein so liberaler Historiker wie Prof. Delbrück über Ludwigs Buch mit einem Wort erschöpfend urteilt: „Kitsch".

Aber dieser Kitsch hat seine Absicht. Ganz unvorsichtig hat sich das „Berliner Tageblatt" plötzlich geäußert, als Ludwig-Cohns neuestes Werk „Bismarck" den Büchermarkt unsicher zu machen begann. In Nr. 574, 1926, schrieb die feine Zeitung:

„Das Standbild, das Meister Lederer über Hamburg aufstellte, hat Bismarck in hunderttausend Gehirnen fixiert. Ehern, völkisch, titanenhaft . . . Emil Ludwigs Buch wird das Bild, das der große Bildhauer der politisch beeinflußten Legende entnahm, z e r s t ö r e n und ein anderes in Millionen Köpfen aufrichten."

Den H e l d e n Bismarck gilt es also zu zerstören. Fürwahr eine Tat, würdig der ganzen Lebensarbeit eines Sprößlings aus dem Samen Abrahams, Isaaks und Jakobs.

Meyer-Meyrink in Nöten

Wir haben uns mit dem ehem. Prager Bankier Meyer, der sich jetzt Meyrink nennt, beschäftigt, und der den Staub Prags von den Füßen schüttelte, weil sein Name in Mißkredit geraten war. Nun hat es Herrn Meyrink, trotzdem er schon so viel geschrieben hatte, nicht mehr gehalten; er mußte noch mehr schreiben. Er gab neuerdings die „Goldmachergeschichten" heraus. Aber siehe da, ein Mitarbeiter der „Münchener Zeitung" gab seiner bescheidenen Meinung dahin Ausdruck, daß Meyer-Meyrink nicht nur geschrieben, sondern auch abgeschrieben habe. Und zwar aus einem vor fünfzig Jahren erschienenen Werk „Sagen- und Märchengestalten, sowie Geister-, Wunder- und Aberglauben des deutschen Volkes" (Verlag Burmeister & Stempell). Die „M. Z." war boshaft genug, dies mit einer Reihe von Beispielen zu belegen, von denen auch wir einige bringen wollen, um diese Leuchte demokratischer Geistigkeit und „Simplizissimus"-Vorkämpfer in hellem Licht erstrahlen zu lassen . . .

Die Schrift Meyrinks (der immer wieder bestreitet, Jude zu sein) enthält drei Erzählungen: „Der Mönch Laskaris", „Der seltsame Gast" und „Die Abenteuer des Polen Sendivogius".

Also einige Gegenüberstellungen:

Meyrink: Der Mönch Laskaris	Sagen- und Märchengestalten...
S. 9. „Na, hör Er mal", rief soeben ein breitbehäbiger, vollwangiger Spießbürger Herrn Zorn, dem Apotheker, zu, indem	„Na, hör er mal", rief jetzt ein derber, vollwangiger Spießbürger dem Besitzer des Elephanten, dem wackeren Zorn, zu, indem er

er ihm mit der flachen Hand vertraulich auf die Schulter schlug. „Hör Er mal, werter Herr, mitreden kann Er hierbei eigentlich nicht! — Drücken Ihn wohl die schweren Sorgen auch, die man uns armen Bürgern und Handelsherren auferlegt hat?"

„Und warum sollten sie es etwa nicht?" fragte Herr Zorn zurück. „Glaubt Er vielleicht, Herr Nachbar, daß ich meine Mixturen und Pillen aus der Luft greife und aus der hohlen Hand zusammenmischen kann?"

Die Gruppe der umstehenden Bürger lachte; jedoch der Tuchhändler ließ sich nicht irre machen. Er zwinkerte verschmitzt mit den Augen den versammelten Mitbürgern zu und sagte zum Apotheker:

„Ja, ja, Mixturen, lieber Freund, das wissen wir; die kosten freilich schweres Geld ... Wenn er den faulen Heinz nicht hätte ... Aber der sprudelt ihm ja wohl wie ein Brünnlein Mosis (!) die blanken Gold- und Silberbäche nur so hervor ..."

S. 13. Wer sich in den Geist jener Zeiten zu versetzen vermag, der wird es begreiflich finden, daß der Laden des Apothekers die Menge der Gäste, die sich am nächsten Nachmittage bei ihm versammelten, kaum fassen konnte und daß Meister Zorn selbst wie sein Laborant vollauf zu tun hat-

ihm mit der flachen Hand vertraulich auf die Schulter schlug, „hör er mal, mitreden kann er dabei eigentlich nicht! Drücken ihn die schweren Kosten etwa auch, die man uns auferlegt hat?"

„Und warum nicht?" fragte der Apotheker zurück. „Glaubt er, daß ich meine Mixturen und Pillen aus Luft zusammenbrauen kann?" (Meyrink hat offenbar Freude am Luftgriff: Man sieht, wie sich seine Hand bewegt ...)

Die anderen lachten, doch der Redner ließ sich nicht irre machen. Er zwinkerte verschmitzt mit den Augen und sprach:

„Ja, die Mixturen (Meyrink sagt zweimal ja) — freilich kosten die Geld, und schweres. — Wenn er den faulen Heinz nicht hätte, der die blanken Gold- und Silberflüsse nur so hervorspeit aus dem feurigen Rachen ..."

S. 466. Wer sich in den Geist jener Zeiten zu versetzen vermag, wird es begreiflich finden, daß das Gemach des Apothekers die Menge der Gäste, die sich am nächsten Tage versammelten, kaum fassen konnte, und daß er selbst wie sein Lehrling vollauf zu tun hatten, um das rasche Be-

ten, um das durcheinanderlärmende Begehren nach Kaffee (!) und stärkenden Lebenswassern zu befriedigen.

S. 16. „Es ist nicht wahr, was ich gesehen habe. Es ist eitel Blendwerk. Die Metalle wechseln nicht. Es ist nicht anders, nur der böse Geist fährt hinein und webt den falschen Schein vor unsern Blicken."

S. 25. ... und er kehrte zurück, munter, lebhaft, devot wie immer, freilich ein wenig zerzaust von dem Wind, der ihn und sein Roß in der sächsischen Heide umspielt hatte, die stolzen Federn seines Baretts ...

S. 48. Schon dehnten sich die Schatten des Abends. In der Tiefe der Bergschlucht rauschte das Waldwasser mit starkem Brausen und aus der Ferne zogen die Krähen ihrem Nest im Tannendickicht zu.

S. 173. Abermals streute der Frühling seine Blüten aus, und die Vögel begannen aus dem neubelaubten Gebüsch hervor ihre ersten Lieder zu singen; da erwachte auch Maria plötzlich aus der Dumpfheit, mit der sie so lange sich vergebens gequält hatte. Ihre blassen Wangen färbten sich wieder ...

gehren nach stärkendem Lebenswasser zu befriedigen.

S. 467. „Es ist nicht wahr, was ich sah, es ist eitel Blendwerk; die Metalle wechseln nicht; nur der böse Geist fährt hinein und webt den Schein vor unsern Blicken."

S. 473. ... und er kehrte zurück, munter, lebhaft, devot wie immer, freilich ein wenig gezaust von dem Wind, der über die Heide stürmte, die stolzen Federn seines Baretts ...

S. 487. Schon dehnten sich die Schatten des Abends. In der Tiefe der Bergschlucht rauschte das Waldwasser mit stärkerem Schall und aus der Ferne zogen Krähen ihrem Nest im Tannendickicht zu.

Der Stein der Weisen

S. 449. Abermals streute der Frühling seine Blüten aus, und die Vögel begannen ihr fröhliches Lied; da erwachte auch Maria plötzlich aus der Dumpfheit, mit der sie so lange vergeblich gerungen. Ihre blassen Wangen färbten sich wieder ...

Die Abenteuer des Polen Sendivogius	Alchimie . . .
S. 204. Fast schien es dem Gefängniswärter, als ob das verglimmende Leben in dem gemarterten Manne neu angefacht werde in der häufigen Gesellschaft des jungen Edelmannes, der . . . mit tröstenden Worten die finsteren Schatten aufzuhalten wußte, die die hoffnungslose Seele des Gefangenen umdüsterten.	S. 403. Fast schien es, als ob das verglimmende Leben des letzteren neu angefacht werde in der Gesellschaft des jungen Edelmannes, der mit tröstendem Wort die finsteren Schatten so wohl aufzuhalten wußte, die des Gefangenen Seele umdüsterten.
S. 207. In eigenwilliger Eitelkeit, in selbstgeschaffener, ehrgeiziger Verblendung drängt sich die Menge der Ruhm- und Erfolgsüchtigen vor diesen Eingängen und deutet immer wieder falsch die Mahnung, weil sie . . . nur zu jener dunklen Mittelmäßigkeit zurückzudeuten scheint . . .	S. 404. In eigenwilligem Begehren, in selbstgeschaffener Verblendung wogt die Menge der Ehrgeizigen an ihr vorüber und deutet falsch die mahnende Stimme, welche ja nur zu dunkler Mittelmäßigkeit zurückzuführen scheint.
S. 213. Die Dämmerung senkte blaue Schatten über die dichten Laubgänge des Lustgartens, in die Sendivogius abwesenden Blickes jetzt hinabschaute.	S. 405. Die Dämmerung senkte purpurne Schatten in die dichten Laubgänge des Lustgartens, in die Sendivogius träumerischen Auges jetzt hinabschaute.

Wie man sieht: sogar den gleichen Namen hat Meyrink — laut „M. Z." — „gebraucht".

Vor Jahr und Tag wurde Georg Kaiser, der vom Kurfürstendamm Geliebte, wegen Diebstahls von Gemälden mit Gefängnis bestraft.

Jetzt ist Meyer-Meyrink in Nöten. Die „Berliner-Tageblatt"-Demokratie hat kein Glück mit ihren Helden . . .

Meyrink hat versucht, sich zu verteidigen: er hätte nur — die Hälfte abgeschrieben . . .

Tableau!

Chaplin in Gethsemane

Wir haben uns bereits mehrfach mit Charlie Chaplin, dem „homerischen Helden des 20. Jahrhunderts" beschäftigt, als welcher er uns von den Gernegroßen Israels empfohlen wird. Wir wissen auch aus dem gleichen erlauchten Munde, daß die ganze „Welt" Deutschland feindlich gesinnt ist, weil es sich den Galizier Chaplin nicht als Ideal erwählt hat, wie es die „großen Demokratien des Westens" getan haben. Nun fühlt ein Prager Judenblatt sich gedrungen, den etwas eheverkrachten Chaplin uns nochmals vorzuführen. Das „Prager Tagblatt" nämlich (11. Mai 1927) schilderte der erstaunten Welt in über zwei ganzseitigen Spalten den Chaplin „als Privatmenschen". Da erfahren wir denn ganz interessante Dinge, die uns tief in die unveränderliche syrische „Seele" blicken lassen.

Bekanntlich meuchelten vor einigen Jahren die Chikagoer jungen Judenmillionäre Leopold und Loeb einen anderen Judenjungen ab. Nicht aus Haß, Rache oder aus einem sonstigen Affekt, sondern so, aus Sport, um zu sehen, welche Sensationen man als Mörder erlebe. Die großmögenden Herren wurden n i c h t hingerichtet. Selbstverständlich. Der elektrische Stuhl ist nur für Arier da. Die beiden Juden bekamen Zuchthaus. Dort wirkten sie als „Lehrer" der Gefangenen.

Es versteht sich, daß Charlie Chaplin sich für dies hoffnungsvolle Mörderpaar ebenso begeistert, wie die „Vossische Zeitung" sich für den 21fachen Mörder Schlesinger interessiert, den hoffnungsvollen Musiker „mit den schmalen Händen", der die Schienen aufriß, um einen Zug auszuplündern. Der Vertreter des „Prager Tagblatts" weiß nun der erstaunten Welt zu melden:

„Chaplin interessiert sich lebhaft für alles Pathologische, und es regt ihn immer sehr auf. Der berühmte Mordfall Leopold-Loeb bedrückte ihn wochenlang. ‚Jahrhunderte der Kultur', kommentierte er, ‚vielleicht Nachkommen der Menschen, die die Bibel schreiben halfen, und wild wie Tiger.' Das Geheimnis einer hohen Intelligenz, verbunden mit Wildheit, faszinierte ihn. Ich habe zugehört, wie er stundenlang über die Anarchisten von Chikago sprach."

Man kann die „Faszination" begreifen. Wie aufgelöst vor Wonne würde Chaplin erst sein, wenn er die bolschewistische Jüdin Rosa von Odessa gekannt hätte, die gefesselten russischen Offizieren mit der glühenden Zigarette die Augen ausbrannte.

Der jüdische Skribent hat irgendwo gehört, daß manches Genie aus einfachsten Verhältnissen zur höchsten Höhe stieg, ja daß der eine oder andere kein großer Schreibkünstler gewesen war. Da der Galizier Chaplin auch nicht grammatikalisch zu schreiben versteht, rückt er sofort höher hinauf:

„Wie andere Genies kann Charlie nicht orthographisch schreiben, aber er hat ein großes, schönes Vokabular und beherrscht die englische Sprache ausgezeichnet. Er begeht selten einen Aussprachefehler." — In aller Bescheidenheit glauben wir bemerken zu dürfen, daß der Jude vom „Prager Tagblatt" wohl kaum Richter darüber sein kann, ob der andere Jude sich schon das Mauscheln abgewöhnt hat.

Charlie also mauschelte zur Hälfte, zur Hälfte erzählte er Geschichten. Und zwar hören wir darüber: „Ich war mit Charlies Art des Geschichtenerzählens nicht einverstanden, obwohl ich sagen muß, daß er damit Erfolg hat. Seine Geschichten sind von Haus aus ordinär, nur sein Genie für Mimik und Lebensverständnis erheben sie auf ein höheres Niveau."

Also ein Stück „unsterbliche jüdische Kiste". Das Schönste und Echteste vielleicht ist der Schluß: „Lange Zeit darauf sah ich Charlie allein den Sunset Boulevard entlang gehen. Sein Kopf war tief geneigt, seine Hände in den Rocktaschen. Er blickte nicht auf. Mein erster Impuls war, loszustürzen und ihm meine Hand zu bieten. Dann kamen Erinnerungen an die dunkle Welt, aus der ich stamme. Ich ließ den prachtvollen jungen Zyniker allein durch seinen Garten Gethsemane wandeln."

Der Zotenerzähler in — — Gethsemane. Der Hohn zeigt, wie sehr der Geist des Schulchan aruch auch bei den „fortgeschrittenen" „liberalen" Juden zu Hause ist.

Nach dieser Leistung wird der Verfasser des Aufsatzes, der sich „Landstreicher Jim Tully" nennt, in ganz Israel hoch geachtet werden.

Emil Ludwig (Cohn)

Unter der großen Anzahl neudeutscher Publizisten, wie Thomas Mann, Stephan und Arnold Zweig und der ganzen Serie jener pazifistischen Vorkämpfer, denen deutsche Interessen nichts, „europäische" und jüdische aber die Leitsterne ihres Handelns sind, unter allen

diesen nimmt neuerdings Emil Ludwig eine führende Stellung ein. Diese verdankt er offenbar seinen Versuchen, durch eine merkwürdige Auslegung geschichtlicher Persönlichkeiten jene Note zu nehmen, die nationalbewußt und kraftvoll wirkt, dafür aber ihnen Eigenschaften anzudichten bzw. vorhandene Nebenzüge künstlich aufzubauschen, welche den betreffenden Charakter vor den Augen des deutschen Volkes in sein Gegenteil verkehren. Dank dieser objektiv unwahren Darstellung hat sich Ludwigs Buch über Kaiser Wilhelm, hat sich die Schrift über Bismarck allgemeiner Beliebtheit bei der internationalen Presse erfreut, ist von gleichgesinnten und deutschfeindlich eingestellten Schriftstellern in andere Sprachen übersetzt worden, wo Ludwigs Bücher nun das weitere dazu tun, Deutschland in den Augen anderer Nationen in einer Weise zu sehen, wie es den internationalen Triebfeldern gewisser Schriftsteller und den dunklen Plänen politischer deutschfeindlicher Gruppen angenehm erscheint.

Emil Ludwig, als Cohn geboren, war ein intimer Freund des verstorbenen Walther Rathenau, über den er seinerzeit die größten Lobeshymnen ausposaunte, ihn als den Gründer der Kriegsgesellschaften pries, in der Meinung, ein ganz besonderes Lob auszusprechen. „Das Volk soll seine Retter kennen!" rief Emil Ludwig aus, aber Walther Rathenau wollte später, als die fürchterlichen volksausbeutenden Schiebungen der Kriegsgesellschaften offenkundig geworden waren, nichts mehr von dieser „Volksrettung" wissen und versuchte wahrheitswidrig, die Gründung von sich abzuwälzen, was ihm freilich nicht gelang, da seines Freundes Verherrlichungen bereits schwarz auf weiß niedergelegt waren.

Als Walther Rathenau dann seine Ernennung zum Reichsaußenminister erzwungen hatte, jubelte Ludwig Cohn ihm erneut zu und schrieb einen Aufsatz, der, wenn er von unserer Seite stammen würde, uns sicher den schönsten Prozeß auf den Hals gezogen hätte: In der „Neuen Zürcher Zeitung" nämlich erklärte Rathenaus Freund, Rathenau sei ein „Kandidat des Auslandes, namentlich Englands". Damit wurde ein deutscher Außenminister (richtiger: ein Außenminister der Republik) öffentlich als Werkzeug einer auswärtigen Macht hingestellt, und zwar in einem Sinne, daß dieses nicht ein Vorwurf, sondern ein Lob sein sollte . . .

In seiner folgerichtigen Weiterentwicklung wurde Emil Ludwig-Cohn später immer mehr der Favorit nicht nur der Salonbolsche-

wisten um die „Literarische Welt“ herum, sondern auch der direkte Liebling der bolschewistischen „Roten Fahne“ und der bolschewistischen Piscator-Bühne in Berlin, welche sich bekanntlich in der Verhöhnung alles Deutschen, in der Verhöhnung alles Christlichen Dinge geleistet hat, die selbst im heutigen Berlin bisher nicht überboten werden konnten.

Dergestalt sieht der Mann aus, welcher heute als „großer deutscher Geschichtsschreiber“ von allen internationalen Blättern der Welt gelobt wird.

Kürzlich sind nun vom Verlag Rowohlt, in dem die Werke von Emil Ludwig-Cohn erschienen sind, unter dem Titel „Emil Ludwig im Urteil der Weltpresse“ Auszüge aus Beurteilungen der Cohnschen Schriften erschienen, die sowohl für ihn als für die Blätter des Auslandes als höchst bezeichnend erscheinen. Die Sammlung wird eingeleitet von einer sogenannten Autobiographie, die allerdings mehr als deutlich ist. Ludwig Cohn erklärt, ihn interessiere vor allem der Schnittpunkt von Genie und Charakter, er fühle sich weder an eine Nation, noch an ein Zeitalter, noch an eine Weltanschauung gebunden. Vermutlich weiß Emil Ludwig gar nicht, daß er mit diesen Worten sich selbst als sogenannter Geschichtsschreiber ein vernichtendes Urteil gesprochen hat. Denn ein Mensch, der sich an keine Nation gebunden fühlt, ist selbstverständlich unfähig, die Triebfedern der Handlungen z. B. eines Bismarck auch nur annähernd richtig zu deuten. Alle zusammengefügten Urkunden werden dadurch ihres lebendigen Zusammenhanges notwendig beraubt, und an Stelle dieser organischen Bindungen tritt eben der nichtdeutsche, jüdische Intellekt und verfärbt selbst scheinbar eindeutige Schriftstücke. Es gibt ein deutsches Sprichwort, welches sagt: „Das gedruckte Wort lächelt nicht.“ Dies Wort bedeutet, daß jeder Satz eine gewisse, gedruckt nicht wiederzugebende Tonfarbe, einen durch den Charakter bedingten Klang hat, den nur jener nachzuempfinden vermag, der von der gleichen, aus dem Nationalen stammenden Triebkraft bestimmt wird. Darum scheidet Emil Ludwig-Cohn von vornherein als Kritiker Bismarcks aus.

Ergänzt wird das gesamte Bekenntnis Cohns noch durch ein anderes: „In anderer Form suche ich gegen den Krieg zu wirken, dessen heutige Technik den Heroismus ausschließt. Europa ist ein höheres Vaterland geworden; seit das Flugzeug Berlin und Paris

zu Nachbarstädten gemacht hat, sind europäische Kriege Bürgerkriege geworden. Ich gehöre einigen vernünftigen Ausschüssen, nationalen und europäischen, an, aber keiner Partei, ebensowenig einer Konfession; als Jude geboren, trat ich, nach einigen Jahrzehnten formeller (!) Zugehörigkeit zum Christentum, aus diesem in den Tagen des Rathenau-Mordes aus, um in der Zeit der Verfolgungen zu meinem Stamme zu halten.“ Diese Worte besagen, daß der angeblich internationale Ludwig Cohn sich eines Tages plötzlich seiner jüdisch-politischen Bindungen vollkommen bewußt geworden ist, daß die jüdische Triebkraft nur auf einen Anlaß wartete, um sich gegen alle sogenannte menschliche Tünche durchzusetzen, was denn jetzt auch restlos geschehen ist.

Cohns Bücher sind also geschrieben, um „seinem Stamme“ Dienste zu erweisen. Ein Deutsches Reich wird sie alle einst einstampfen lassen können.

Nun einige Stimmen der „Welt“ ...

Die Mainummer der „Vanity Fair“ — eine der größten „amerikanischen“ Monatsschriften — schreibt: „Wir schlagen Emil Ludwig zur Ruhmeshalle vor, weil ... er an die Vereinigten Staaten von Europa glaubt.“

Der französische „Chantecler“ stellt befriedigt fest: „Die Tatsache, daß 300 000 Exemplare der Werke von Emil Ludwig verbreitet sind und von den Deutschen gelesen werden, ist hochinteressant ...“ Und ein gewisser Pierre Loewel (!) schreibt im deutschhetzerischen „Avenir“:

„Er (L.) hat die furchtbarste Anklage gegen den Kriegskaiser gerichtet. Er zeigt, welche erschreckende Verkettung zwischen dem Wankelmut und der Gewissenlosigkeit eines in seine Macht vernarrten Herrschers und dem Schicksal seines Volkes bestehen kann. Er zeigt eindrucksvoll, wie der persönliche Wille Wilhelms II. auf allen wesentlichen Fragen seines Landes lastete, und daß er unstreitig der Anstifter des Ruins war. Es hat etwas Ermutigendes, daß dieses dramatische Buch aus der Feder eines Deutschen stammt.“ Wie man sieht, die Franzosen fassen Cohns Werk als Entlastung für die zielbewußten Organisatoren des Weltkrieges auf, d. h. für Poincaré, Iswolsky, Sasonow und ihre finanziellen Hintermänner.

Das Prager „Montagsblatt“ ist ebenfalls befriedigt: „Das Volk

der Dichter und Denker hat sich eine Epoche lang geschämt, innerlich und innig zu leben. Wollte es bewundern, dann mußte es die Männer, denen eine Bewunderung galt, auf ein Piedestal erheben. Jetzt, in sich eingekehrt, stürzt es diese Monumente. Auch Ludwig hilft dabei, doch mit starkem Arm fängt er die Gestalt Bismarcks auf und rettet sie für das Volk . . ."

Und wenn das mit tschechischem Gelde unterhaltene „Prager Tagblatt", in der Meinung, ein Lob auszusprechen, schreibt, Ludwig verstünde es, eine Landschaft in Worte aufzulösen, so hat es ihm das Urteil gesprochen. Gerade das ist das Wesen jüdischer Talmudistik, das Wesentliche in einem Spiel von Worten aufgehen zu lassen.

Sogar ein mit demokratischem Öl gesalbter Historiker wie Delbrück urteilt über Ludwigs Werke, sie seien Kitsch. Was ganz unsere Meinung ist.

Auf dem Bauch vor dem Dollar

Emil Ludwig-Cohn, der antikapitalistische Bolschewik, Stammgast bei dem Millionär Deutsch, war bekanntlich in USA., allwo er eine wohlvorbereitete Asphaltpresse fand, die für diesen Persönlichkeits-Verschandeler heftige Reklame machte.

Er war auch bei Rockefeller. Und schwärmte angesichts dieses Dollarkönigs wie nur je ein kleiner jüdischer Hosenträgerhändler aus dem hintersten Polen vom großen Rothschild. Nämlich im „deutschen" „American Herald" in Winona (17. Juli 1928):

„In diesem Augenblick erkannte ich den alten Kämpfer wieder, der vor einem Menschenalter den Streit mit der Staatsmacht aufgenommen und schließlich gewonnen hat. Ich sehe diese Hand, mit der der uralte, abgeklärte und fromme Mann noch heute auf den Tisch schlagen kann, wie sie vor sechzig Jahren sich schweigend und dem Gegner unsichtbar zur Faust ballte, als es galt, rücksichtslos zu kämpfen, um zu siegen oder zu erliegen. Hinter seinem Stuhle sehe ich die ganze Kette der Gegner sich geisterhaft erheben, die vor ihm dahingegangen sind, und die er an Erfolg und Lebenskraft übertroffen hat. Ich sehe den Mann, der von der Zentrale seines Büros aus mit einem Wink das Erdöl halber Kontinente aus der Erde emporgezwungen und sich und Amerika dienstbar gemacht hat. Wieder bewundere ich die Chemie der Natur, die in demselben Organismus ein dutzendmal die Stoffe ganz verbrauchen, ganz erneuern und das Gefäß doch immer noch zum Leben tauglich erhalten kann. Zugleich erkenne ich, wie dieser Mann vor hundert Jahren ein großer Feldherr geworden wäre und wie Napoleon heute ein großer Unternehmer werden würde: alles hervorgezaubert aus dem Schlage seiner Hand."

In Deutschland wird die antikapitalistische „Rote Fahne" wieder von Cohn liebevoll schreiben. So wird's gemacht.

Dr. Bernhard Weiß

Über Berlin gebietet bekanntlich als Polizeivizepräsident der Dr. Bernhard Weiß, dessen Vorname streng gesetzlich geschützt ist. Denn während es sonst keine strafbare Handlung darstellt, wenn wir z. B. an Stelle Paul von Hindenburg Hans v. H. sagen würden, so hat es bereits mehreren neudeutschen Untertanen schweres Geld, ja Gefängnisstrafen gekostet, wenn sie nicht von Bernhard, sondern von Isidor Weiß geschrieben oder gesprochen hatten. Zu diesem Zweck waren besondere „Schnellrichter" bereitgestellt, die dem Übeltäter keine Bewährungsfrist zubilligten, sondern ihn sofort ins Loch steckten, wie es zur — Justiz von heute gehört.

Ein Fräulein namens Doris Wittner hat nun im „Neuen Wiener Journal" (5. August 1928) sich der angenehmen Aufgabe unterzogen, uns mit der glorreichen Laufbahn des angenehmen Zeitgenossen Dr. Bernhard Weiß näher bekanntzumachen.

Da erfährt nun die staunende Mitwelt u. a.:

„Bernhard Weiß, der Sohn eines angesehenen Alt-Berliner Großkaufmanns, hat eine erstaunlich rasche und erfolgreiche Laufbahn zu verzeichnen. Sproß eines ebenso vermögenden wie religiösen und wohltätigen jüdischen Hauses, hat er materielle Sorgen kaum jemals gekannt. Um so rühmenswerter, daß das gesicherte Leben seines Elternhauses dem sorglos Heranwachsenden keinen Augenblick zum erschlaffenden Capua eines reichen Müßiggängers ward. In seinem Blute wohnte und wühlte die unbezwingliche Sehnsucht, sich dem

Staat gegenüber, dem er, wenigstens auf dem Papier, als vollberechtigter Bürger angehörte, auch als solcher zu legitimieren. Die staatlichen Prüfungen legte Bernhard Weiß in frühen Jahren und mit Auszeichnung zurück.

„... Dann schlugen die Wogen der Niederlage und des Umsturzes über allen deutschen Gauen zusammen, und Bernhard Weiß, der aufrichtige Demokrat, sah sich plötzlich in eine neue Zeit, zwischen neue Männer und vor neue Aufgaben gestellt. Er wurde wiederum in die Verwaltung, das heißt in eine dem Preußischen Ministerium des Innern unterstellte Behörde berufen. Seine ungewöhnlich feine Witterung für Menschen und Ereignisse, seine persönliche Unerschrockenheit sowie seine Kunst der Menschenbehandlung ließen ihn für den höheren Polizeidienst, der ebenfalls dem Preußischen Ministerium des Innern untergeordnet war, als besonders qualifiziert erscheinen. Unter der Ägide des Berliner Polizeipräsidenten Ernst trat er seine nunmehrige Tätigkeit als höherer Polizeibeamter an.

„... Bernhard Weiß verkörperte trotz seiner Jugend alle erforderlichen Eigenschaften eines Führers in sich. Es gab auch alsbald kaum eine politische oder kriminalistische cause célèbre mehr, mit der Bernhard Weiß nicht befaßt worden wäre. Im Polizeipräsidium räumten ihm seine geistige Beweglichkeit und seine Tatkraft schnell eine dominierende Stellung ein. Streiks, Meutereien, reaktionäre und kommunistische Umtriebe, politische Morde und Verbrechen von politischen Extremisten und Utopisten heischten eine rücksichtslos durchgreifende Persönlichkeit, die jedoch auch über Takt und diplomatische Intuition verfügte, als Chef der politischen Polizei.

Was unter dem ancien régime unmöglich, ja unvorstellbar erschienen wäre, in den Zeiten von Deutschlands ernster Zerrissenheit und Bedrängnis, da das Vaterland von außen wie von innen erschüttert und gefährdet schien, ward es Ereignis: ein Jude durfte eines der wichtigsten Staatsämter bekleiden. Ein Jude konnte, durfte und mußte gerade in den Stunden äußerster Not sich als treuer Diener und erfolgreicher Verteidiger des Vaterlandes bewähren. Bernhard Weiß hat die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht enttäuscht. Er hat überall dort, wo eine gesunde Urteilsfähigkeit nicht verzerrt ward durch parteipolitischen Hader oder trübe Rassenverhetzung, allgemach in allen Schichten der Bevölkerung Dank und Lob für seine treue Pflichterfüllung und seinen leidenschaftlichen Eifer im Interesse des

Staates geerntet. Vom Chef der politischen Polizei wechselte er hinüber zum Chef der Kriminalpolizei, und auch als solcher sah er sich in einer Ära aufs höchste gesteigerter Kriminalität, wie dies nach Kriegen und Staatsumstürzen immer der Fall zu sein pflegt, vor eine Fülle schwieriger Aufgaben gestellt, die er ebenso geschickt zu meistern wußte wie vordem die politischen Probleme seines Dienstes. Als Jude von demagogischen Rasseschnüfflern häufig genug angegriffen und mit Schmutz beworfen, ist er doch ein treuer Sohn seiner Glaubensgemeinschaft geblieben. Eine Zeitlang gehörte er sogar dem Vorstand der Jüdisch-Liberalen Vereinigung als tätiges Mitglied an. Er schied erst aus, als er mit Recht vermeinte, daß sein staatliches Amt — er war mittlerweile zum Berliner Polizeivizepräsidenten avanciert — sich nicht mit einer spezifischen religiösen Stellungnahme vertrüge. Sein inbrünstig frommer Vater, Max Weiß, hatte die Freude, den ungewöhnlichen Aufstieg seines Sohnes glückhaft miterleben zu dürfen. Der Großkaufmann Max Weiß war erfüllt von einem jüdischen Idealismus, den er seinem Sohne als edelstes Erbteil hinterlassen hat. Das Geistige, das über den Tag hinausführt, sprach zu ihm in der Form des Strebens für jüdische Ideen. Voran stand sein unermüdliches, niemals beiseitegestelltes Wirken zugunsten der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. Es war sein Stolz, zu den Kuratoren dieser Bildungsanstalt zu gehören, und es hätte ihn sicher höchlichst gefreut, zu wissen, daß, als er vor zirka anderthalb Jahren im gesegneten Alter von etwa 81 Jahren aus einem reich erfüllten Leben schied, sein Sohn ihm auch als Kurator der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums ehrenvolle Nachfolge leistete."

*

Da hat die schöne Doris wirklich ein allerliebstes Idyll gedichtet, das der Leser sicher nach Gebühr zu würdigen wissen wird: der ebenso reiche wie fromme Vater (das gehört bei jüdischen Menschenfreunden stets zusammen); die kleine Fälschung, den heutigen Zustand mit dem Vaterland gleichzusetzen; die über den Alltag hinausgehende Geistigkeit auch des Sohnes (was mag er mit uns alles noch vorhaben?) usw.

Wir zweifeln nicht daran, daß Bernhard Weiß sich der Wissen-

schaft des Judentums würdig erweisen und s e i n e m Volk noch manchen Dienst erweisen wird.

Bis das Interim des deutschen Lebens einmal sein Ende erreicht haben wird.

Thomas Mann

In München hat Thomas Mann wieder einmal von sich reden gemacht.

Der Schriftleiter der „Süddeutschen Monatshefte" hatte sich nämlich der Mühe unterzogen, anläßlich der Neuherausgabe der „Betrachtungen eines Unpolitischen" die verschiedenen Streichungen festzustellen, die so ganz nebenbei von Thomas Mann vorgenommen worden waren angesichts der Tatsache, daß der Herr Thomas Mann im Verlauf der Festigung der Novemberrepublik von einem Patentnationalen zum Asphaltdemokraten Jerusalemerstraßentums hinübergewechselt hatte. Von diesen merkwürdigen Streichungen hatte besagter Thomas Mann der Öffentlichkeit keinerlei Mitteilung gemacht, doch wohl offenbar deshalb, um seinen „von je ungebrochenen demokratischen Charakter" nicht durch eigene Worte gar zu sehr als brüchig erscheinen zu lassen. Die Nachweise der „S. M." wurden deshalb in dem Umkreis der Mann, Pringsheim, Voßler usw. hochnotpeinlich empfunden und führten zu einem erregten Briefwechsel, der später in den „S. M." veröffentlicht wurde. Aus diesen erfuhr das deutsche Volk, daß ein angeblich d e u t s c h e r Schriftsteller über die Ozeanbezwinger von Ost nach West als von den „b e i d e n F l i e g e r - T r ö p f e n" gesprochen hatte. Wohlverstanden: von den D e u t s c h e n; den I r e n sah Thomas Mann vermutlich als Helden an. Außerdem fand Monsieur Thomas Mann, der „nationalistische Kopfstand" Münchens sei schlimmer als die Aufführung von „Jonny spielt auf", über die man sich so entrüstet hatte.

Man ersah aus diesen Bemerkungen das tiefe Gekränktsein des pazifistischen Max-Hölz-Verehrers, daß München für impotente Ästhetiker kein rechtes Verständnis mehr habe. Das soll aber beileibe auch kein allgemeines Lob für das heutige München in sich schließen, denn der Rückgang Schwabings hat uns als Ersatz die muffige Atmosphäre

klerikalisierender Beschränktheit übermittelt, vermengt mit dem uralten Partikularismus. Das heißt, an Stelle rassenchaotischen Schwabingertums ist provozierender geisttötender Provinzialismus getreten. Eine deutschbewußte Kulturstadt ist München heute nicht, und es wäre eine schöne Aufgabe für noch vorhandene Formkräfte, sich hier zusammenzutun, um in einer Zweifrontstellung der deutschen Kunst und Gesittung wieder Kraftströme zu vermitteln.

Diese kleine Abschweifung sei gestattet, um von vornherein den Einwand abzuwehren, als identifizierte sich der deutsche Nationalismus im Kampf gegen Schwabinger „Kultur"abfälle etwa mit jenem Regierungssystem, das es unter seiner Würde fand, am Grabe Franz von Stucks seinen Vertreter eine Rede halten zu lassen. Warum? Weil Stuck sich verbrennen ließ, das Verbrennen aber für mittelalterliche Kreise eine furchtbare Ketzerei bedeutet.

Was hatte nun der heutige Liebling der Pan-Europäer an der Spree, an der Seine und am Jordan aus seinen unpolitischen Betrachtungen streichen zu lassen? Nun u. a. folgende Stellen:

„Konservativ und national, das ist ein und dasselbe — so wahr wie demokratisch und international ein und dasselbe ist — was die Demokratie auch dagegen sagen möge."

„Deutscher Humanismus ist etwas anderes als demokratisches ‚Menschenrecht'; Weltbürgerlichkeit etwas anderes als Internationalismus; der deutsche Weltbürger ist kein politischer Bürger, er ist nicht politisch — während die Demokratie nicht nur politisch, sondern die Politik selber ist. Politik aber, Demokratie, ist an und für sich etwas Undeutsches, Widerdeutsches; und der Selbstwiderspruch der Demokratie, oder doch einer gewissen Demokratie, besteht darin, daß sie zugleich demokratisch und national sein will, den Namen ‚Vaterlandspartei' für einen Affront erklärt und es tödlich übel nimmt, wenn jemand Miene macht, sie im Nationalen für weniger zuverlässig zu halten als die Konservativen. In Wahrheit mag sie patriotisch sein, indem sie um die wirtschaftliche Wohlfahrt Deutschlands, um sein Glück und sogar seine Macht (denn Wirtschaft ist ja Mittel und Ausdruck der Macht) redlich besorgt ist und eben nur meint, daß einzig mit demokratischer ‚Verständigung' dem Wirtschaftsflor Deutschlands gedient sei — national ist sie nicht und kann sie nicht sein: Ihr abstrakter Begriff des Menschentums, ihre gesamte geistige Überlieferung straft diesen Anspruch Lügen."

„Die Vermengung der demokratischen mit der nationalen Idee ist heute eine unstatthafte Liberalität, eine intellektuelle Unreinlichkeit."

„Es ist so und nicht anders, daß in Deutschland die Bejahung des Nationalen die Verneinung der Politik und der Demokratie in sich schließt — und umgekehrt. Man empfindet antipolitisch, indem man konservativ-national empfindet. Man ist anderseits nicht Politiker und Demokrat, ohne antinational, ohne kosmopolitischer Radikalist zu sein. Der Ruf nach Deutschlands ‚Politisierung' bedeutet in intellektueller Sphäre durchaus nicht den Ruf nach Deutschlands Macht — wir erfahren das alle Tage —, das bedeutet vielmehr den Willen zur Revolutionierung und politischen Zersetzung Deutschlands."

„Was aber die Demokratie betrifft, die einen roten Kopf bekommt, sobald man sie für national weniger interessiert erklärt, so ist ihre Empfindlichkeit in diesem Punkte bestenfalls Unwissenheit über ihren eigenen tieferen Willen, sofern sie nicht Heuchelei und Taktik ist."

„Reif für die Demokratie? Reif für die Republik? Welch ein Unsinn! Einem Volke ist die oder jene Staats- und Gesellschaftsform gemäß, oder sie ist ihm nicht gemäß. Es ist geschaffen dafür, oder es ist nicht dafür geschaffen. ‚Reif' wird es niemals dafür, und gewisse südamerikanische Völkerschaften haben die Republik und die ‚Freiheit' nicht deshalb, weil sie früher ‚reif' dafür waren . . ."

Man sieht, es gab eine Zeit, da Thomas Mann noch etwas Urteilskraft besaß. Aber da bekanntermaßen inmitten der heutigen sogenannten „Gesellschaft" damit kein Staat zu machen ist, diese „Gesellschaft" aber die gesamte Großpresse von den verschiedenen Gettos aus kontrolliert, so konnte der entwicklungsfähige Thomas Mann, getreu seinem verfallenden Thomas Buddenbrook, nicht zurückbleiben und vergeistigte sich derart, daß die koschere „Frankf. Ztg." sich gnädigst herbeiließ, ihn einen unserer subtilsten Denker zu nennen. Da Thomas Mann ferner in der ebenso koscheren „Literarischen Welt" des Willy Haas sich wie einst Chaim Bückeburg-Heinrich Heine als Name aufspielte, den man zugleich mit der Idee Deutschland („Deutschland") ausspreche, so durfte der Mann in Warschau und Neuyork natürlich auch nicht anstoßen.

Wie jetzt der Bruder von Thomas Mann, Heinrich, eine Jazzkomödie schreibt und der Jude Nelson die „Musik" dafür macht (seine Erinnerungen an das Niggerblut aus dem Lande Gosen werden wieder lebendig), so reiste dann auch Thomas Mann unter dem Wonnegeflüster von Mosse und Ullstein und Singer nach Paris und nach Warschau, um in diesen Hauptstädten abgestandenes Pan-Europäertum zu verzapfen und dann Berichte über diese Reisen drucken zu lassen, die niemand außer den Voßlers und Eloessers interessierten.

Und seinen halbjüdischen Sprößling — „Verfall einer Familie!" — entsandte Thomas Mann gar nach Nordamerika, um dort als „Vertreter der deutschen Jugend" Vorträge zu halten. Mit diesem hoffnungsvollen Sprößling aus der Ehe Mann-Pringsheim hat es folgende Bewandtnis:

Der hoffnungsvolle Klaus des Thomas Mann hat bekanntlich ein lesbisches Stück „Anja und Esther" geschrieben. Darob gingen ganz unerhörte Gerüchte durch die Schwabinger Kreise Münchens, Wiens, Paris': Thomas Mann bedaure die Unsittlichkeiten seines Sprößlings. Ob dieses niederträchtigen Gerüchtes ließ Vater Mann dann „offiziös" erklären, er denke gar nicht daran, das Wirken seines Sohnes, des „begabten Neunzehnjährigen", unter dem Gesichtspunkte nationaler Ertüchtigung zu betrachten. („Neues Wiener Journal" vom 4. März 1926.)

Und recht hatte er, der Thomas Mann! Denn wer heute Karriere machen will in der Demokratie, darf auf solche Rückständigkeiten wie Nationalgefühl nicht mehr achten.

Darauf hatte sich nun ein Vertreter des „Neuen Wiener Journals" (Besitzer Jud Lippowitz) mit Fräulein Erika Mann in Beziehung gesetzt und sie ausgefragt. Darüber berichtete das Blatt (6. März 1926):

„Und Erika Mann erzählt, daß sie gemeinsam mit ihrem Bruder Klaus ein Jahr in der Bergschule Hochwaldhausen zugebracht habe. Eine bezeichnende Antwort für den, der weiß, daß diese Bergschule ein Erziehungsinstitut für junge Menschen ist, die zu wenig in der Schule und zu viel vom Leben lernen wollen.

„Also, Sie taten nicht gut?

„Wenn Sie so wollen: ich tat nicht gut und auch mein Bruder Klaus tat nicht gut. Aber zu unserer Ehre sei gesagt, daß wir auch in der Bergschule Hochwaldhausen nicht lange geblieben sind, nur ein Jahr, und dann wieder in unsere Vaterstadt München zurückkehrten. Ich trat wieder in das Mädchengymnasium ein. Nebenbei aber vervollkommnete ich mich auf der Ziehharmonika und im Coupletdichten . . .

„Man wundert sich darüber, dies alles von einer jungen Dame zu

hören, die aus wundervollen braunen Augen mit einer Güte blickt, die auch die strenge Bergschule Hochwaldhausen nicht zu zerstören vermocht hat. Eine junge Dame, die weit über ihr Alter hinaus gereift scheint und dabei doch von süddeutscher Fröhlichkeit strahlt, manchmal sogar von jenem Lachen geschüttelt wird, das es nur in München gibt. Von einer jungen Dame, in deren Gesicht männliche und weibliche Züge charakteristisch zusammenfließen."

Sie „taten also nicht gut", aber nichts vermochte ihre „Güte" zu zerstören . . . Thomas Mann hatte ein neues Motiv für einen neuen Roman „Der Verfall einer Familie" erhalten, aber bisher noch nicht ausgenutzt.

Offenbar sind dabei neudeutsche „unterdrückte Komplexe" entstanden und führten zu den echt demokratischen Schimpfereien über die „beiden Flieger-Tröpfe".

Wie man sieht, kann man von der Familie Mann noch Großes — im Sinne der Demokratie — erwarten. Aber die Deutschen wissen wenigstens, daß Herr Dr. Thomas Mann sich freiwillig und endgültig von ihrer Nation losgesagt hat. Was wir sehr begrüßen, da dadurch das kommende Deutschland des gleichen Spruches enthoben worden ist.

Die Heine-Schande

In Düsseldorf am Rhein, am Strom also, an dessen Ufern weiße und farbige Franzosen eine unerhörte Zwingherrschaft über Deutsche ausüben, bereitet sich die große Schande vor: es steht jetzt fest, daß diese Stadt ihr Heine-Denkmal erhalten wird. Der Magistrat hat 10 000 Mark gespendet; Privatpersonen aus den oberen syrischen Zehntausend werden das Ihrige zur Vollendung beitragen, und die sogenannte deutsche Presse weiß sich vor Freude gar nicht zu fassen, daß nun „endlich" der große Augenblick gekommen sei, da dem großen Heinrich Heine in Düsseldorf ein Denkmal gesetzt werden soll. Tatsächlich entspricht diese ungeheuchelte Freude der Gesinnung unserer gesamten sogenannten nationalen Bürgerlichkeit, deren Angehörige einst im Pubertätsalter etwas von Heineschen Meerjungfrauen und

Mondgespenstern gelesen haben, sich über den wahren Heine aber weiter keinerlei Gedanken machen. Und so ist es denn möglich, daß unterm Schutz von Zentrum, Demokratie, Sozialdemokratie einem der größten Begeiferer Deutschlands, einem französisch-jüdischen Spion auf deutschem Boden ein Denkmal gesetzt wird.

*

„Wir wollen", jauchzte Heine schon vor 80 Jahren, „keine Sansculotten sein, keine frugalen Bürger, keine wohlfeilen Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien." „Die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig, sie lechzt nach frischem Brot und schönem Fleisch . . . wir müssen unseren Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest."

Wie nach einer überstandenen Pest. So, und nicht anders, nennt Heine die christliche Religion. Das Zentrum hat nichts dagegen.

*

Daß Heine die deutschen Philosophen und Dichter als frecher Jude von ihrem Sockel nur so hinabwischt, wen könnte das verwundern? „Kants Lebensgeschichte ist nicht zu beschreiben, denn er hatte weder Leben noch Geschichte." Kant! Selbstverständlich mißfällt Heine auch dessen Stil, obwohl er für einen Moment mit dem Gedanken spielt, Kants Ideengang könne vielleicht doch der schulgemäßen Form bedürfen. Aber nein, Kant ist und bleibt einfach „ein Philister". Nur ein Genie, meint der Chaim Bückeburg, habe für neue Gedanken auch neue Worte, „Immanuel Kant aber war kein Genie". Nun, wenn wir nur wenigstens das Genie Heine haben. Ein wahrer Trost. „Nennt man die besten Namen, so wird auch der meine genannt." Es kommt bloß darauf an, von wem.

Goethe. Er verdankt nach Heine den größten Teil seiner Berühmtheit den — Schlegels. „Man hörte nur Goethe und immer Goethe,

trotzdem Dichter auftraten, die an Kraft und Phantasie ihm nicht viel nachgeben." Dichter, wie der Sänger der „Loreley" (die recht bequem dem Grafen Loeben und Eichendorff „nachempfunden" ist).

Sehr übel befand sich jedoch eines schönen Tages Heinrich Heine in Goethes Nähe, als er in Weimar vor ihm stand. Auf die Frage, was der Herr Heinrich Heine jetzt schreibe, war die — ich weiß nicht, wie man das nennen soll, sagen wir: stolze — Antwort gekommen: einen Faust. „Und sonst haben Sie nichts in Weimar zu tun?" klang es zurück, aber nicht eisig, wie immer behauptet wird, sondern gewiß in überlegener Heiterkeit. „Ich blickte unwillkürlich zur Seite . . .", sagte Heine; also doch das Herz in die Hosen gefallen?

Er hatte recht, der Chaim Bückeburg, als er auf seinem Sterbebett sagte: „Ich brauche zum Judentum nicht zurückzukehren, da ich es nie verlassen habe." Kein Jude braucht das jemals zu tun, und wenn ihm das Taufwasser in den Stiefeln steht. „Moses nahm einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen anderen Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte; er schuf Israel!" Schade, daß er Heine, Barmat und Kutisker nicht gekannt hat; er hätte ein noch größeres Loblied gesungen.

Immer meinen die Syrier, man wüßte über sie nicht Bescheid. Auch Heine murmelte etwas davon, mit hochgezogenen Brauen. „Man glaubte, die Juden zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr kam nie zum Vorschein, und wie im Mittelalter sind sie auch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis. Es mag enthüllt werden an dem Tag, wovon der Prophet geweissagt, daß es alsdann nur noch einen Hirten und eine Herde geben wird und der Gerechte, der für das Heil der Menschheit geduldet, seine glorreiche Anerkennung empfängt."

Inzwischen ist doch schon etwas mehr zum Vorschein gekommen, als die Bärte. Sogar einen Zipfel des Hirten sehen wir schon. Und bald werden die Christen die Herde sein, die er über die windige Heide mit eisernem Stock nach Hause zum Scheren treibt.

*

Ein Franzose, Monsieur J. J. Dubochet, erhielt einmal von Heine folgenden Brief: „Unsere (!) Feinde sind obenauf in Deutschland.

Die sogenannte ‚nationale' Partei, die Teutomanen, brüsten sich in lächerlichem und rohem Eigendünkel, ihre Prahlereien sind unglaublich. Sie träumen davon, für ihr Teil die Hauptrolle in der Weltgeschichte zu spielen, in der deutschen Nationalität die verlorenen Stämme im Osten und Westen wieder zu sammeln, und wenn Ihr Euch nicht beeilt, ihnen das Elsaß zu geben, so werden sie alsbald auch Lothringen von Euch fordern, und Gott weiß, wo ihre ‚teutsche' Anmaßung haltmachen wird. Ihr Wunsch ist der Krieg, und in diesem Punkte sind sie einig mit unseren Fürsten, die den Kriegs- und Schlachteneifer ihrer aufrührerischen Untertanen am liebsten auf das Ausland loslassen möchten. Ich habe vom Rhein sehr traurige Nachrichten erhalten: die ergebensten Freunde Frankreichs, die seit zwanzig Jahren an der Vernichtung der Macht Preußens in den Rheinlanden arbeiteten, wagen nicht länger gegen den andringenden nationalen Geist zu kämpfen und haben die Fahnen des deutschen Kaiserreichs aufgepflanzt."

Wie sagte doch Drumont: der Patriotismus ist die letzte Zuflucht der großen Gauner!

Das alles hindert nicht, daß eine Stadt am Rhein inmitten einer furchtbaren Bedrückung durch die Freunde Heinrich Heines dieser Kanaille ein Denkmal setzt, Schlageter aber jämmerlich vergißt.

Findet sich niemand in Düsseldorf, der einen Widerstand ins Leben ruft?

Lessing, der Festredner

Der Festredner des Stuttgarter Ganovenkongresses von 1929, Professor in Hannover, Zionist, Dr. Lessing-Lazarus, hat sich soeben erneut der Öffentlichkeit im „Prager Tageblatt" (einem deutschgeschriebenen tschechischen Regierungsblatt) vorgestellt. Er erzählt seine „Kriegserinnerungen". „Das Lazarett" nennt er diese wehmütige Klage des Volkes an der Klagemauer, die also lautet:

„Als ich unmittelbar nach dem Ausbruche des Weltkrieges, im August 1914, mich als kriegsfreiwilliger Arzt dem Bezirkskommando stellte, da beflügelte mich nicht die Vaterlandsliebe und nicht die Menschenliebe und überhaupt keine rühmenswerte Triebfeder, son-

dern ich hatte den Wunsch, nach Möglichkeit vor Vaterland und Menschheit zu flüchten. Ich kämpfte gegen die ‚Große Zeit', wo immer ich's konnte ... Zunächst gelang es, von den Waffenübungen befreit zu werden. Richtiger gesagt: Es gelang, mich zu drücken. Durch vier Kriegsjahre mußte ich alle Monate zur Musterung. Die Ausmusterungen wurden immer strenger. Ich verwendete immer neue Listen, um der Front zu entgehen ... Mein Militärpaß stammte aus dem Jahre 1896. Im Passe stand: ‚Dr. med....' Daß ich zwar das medizinische Doktorexamen, nicht aber das Staatsexamen (welches allein die Befähigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis erteilt), bestanden, das wog nicht viel in Tagen, wo man Ärzte in Massen nötig hatte ...

„Das erste Lazarett, darin ich während des Sommers 1914 mich für die Pflichten des Militärarztes vorbereitete, steht mir vor der Erinnerung wie eine Operette. Gelang es, gleichzeitig als Hilfslehrer und als Hilfsarzt unterzukommen, so konnte ich mich in dieser oder in jener Stelle und, wenn möglich, in beiden ‚unabkömmlich' machen und wurde von zwei Seiten ‚reklamiert'. Diese Voraussicht erwies sich als richtig ... Mein drittes Lazarett ... In dem ‚Offiziererholungsheim' lagen Exzellenzen mit zweierlei Arten Klaps. Die eine Gemütsart war dem Kriegshandwerk nicht zugetan, die andere Gemütsart bestand im Gegenteil aus ‚Eroberernaturen' ... Der eine hatte zu viele Kompanien sinnlos in den Tod befehligt, der zweite hatte Mannschaften binden und prügeln lassen ... In derartigen Fällen, wenn es sich um Prinzen und Grafen handelte, sagte man ‚Nervenüberreizung' und verordnete, bis die Sache vergessen war, einen Erholungsurlaub ... Da lag ein Schock deutscher Helden in den hübschen grauen Liegestühlen ...

„Mein letztes Lazarett ... hatte dreihundert Betten für Geschlechtskranke, und die waren immer besetzt ... Ich war also in eine Horde geraten, die sich sozusagen entschämt hatte ... Aber Tatsache ist, daß im ersten Kriegsjahr ganze Regimenter in Belgien und Frankreich vergiftet worden sind, teils mit Gonorrhöe, teils mit primärer Syphilis ... Wie das vom Tode bedrohte Insekt noch schnell den Fortpflanzungsakt übt, gleich als wolle das geopferte Individuum sich in die Dauer der Gattung hineinretten, so wurde unmittelbar vor dem letzten Zusammenraffen die Natur entlockert. Sogar Tiere, ja Kadaver von Tieren wurden mißbraucht."

Das ist also alles, was ein sogenannter deutscher Professor vom Kriege gesehen hat. Und gerade er war der Schützling des ehemaligen preußischen Kultusministers Dr. Becker. Wer dessen Selbstbekenntnisse gelesen hat, wird sich nicht darüber wundern.

Sklareks

Kaum ist der Ruhm Barmats verklungen, so steigt eine neue Dynastie zu den Höhen der Demokratie empor: die Sklareks. Man kannte sie, gewiß: wie Sigi Bosel den Salonwagen Kaiser Wilhelms II. erramscht hatte, so waren die Sklareks Besitzer des ehemaligen königlich bayerischen Gestüts geworden, ihre Rennpferde liefen auf allen feudalrepublikanischen Rennen, ihre Prachtvillen waren vollgepfropft mit Kostbarkeiten aller Art, noble Gäste der republikanisch-verfassungstreuen Parteien ritten Parforce-Jagden in den Wäldern der ehemaligen deutschen Gutsbesitzungen ... In den Bars und Hurenlokalen des Kurfürstendammes ließ das brüderliche Dreigestirn Sekt und Schaumwein fließen, französischen versteht sich, zu 50.— Mark die Flasche. Zechen von 4000 bis 5000 Mark waren nichts Außergewöhnliches. Tauchten sie auf, so gaben die Portiers Lichtsignale: und die „Damen" der Umgebung kamen, um den verfassungstreuen Herren und ihren Gästen die Stunden nach des Tages Last und Mühen zu versüßen.

Diese Lasten und Mühen des Hauses Sklarek bestanden zum großen Teil in — Fälschungen. Man vertrieb Kleider en gros (Gott der Gerechte, das ist doch Lebenselement), man schmierte die treurepublikanischen Beamten Berlins, seine Bürgermeister, ihre Frauen und Töchter mit billigen Pelzen, mit Reithosen, mit Smokings, man ließ sozialdemokratische Emporkömmlinge nebst Familien wochenlang bei sich wohnen, Sekt saufen und parforce-jagen, man unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu allen Parteien, selbst deutschnationale „Antisemiten" verschmähten es nicht, mit den Sklareks auszugehen, geschweige denn die DDP., die Partei des Oberbürgermeisters der Hauptstadt der Republik, Dr. Böß, gegen den einen Haftbefehl zu erlassen sich alle verfassungsmäßigen Gewalten sträubten, trotzdem ihm öffentlich passive Bestechung vorgeworfen worden war. Er war zu groß: ein Berliner Postbeamter aber, der zwei Telegramme nicht

abgeliefert und dadurch den „Staat" um ganze 2.55 Mark geschädigt hatte, erhielt mehrere Monate Zuchthaus. Warnungen vor den Sklareks fielen somit unter den oberbürgermeisterlichen verfassungstreuen Tisch . . .

Und die Sozialdemokratie? Sie schrie: Wir haben nichts mit den Sklareks zu tun . . . Bis sich herausstellte, daß die galizischen Schieber eingeschriebene Mitglieder waren, geworden waren bereits zu der Zeit, da ihr Protzentum bekannt war. Ganz klein meldete der „Vorwärts": die Brüder seien aus der SPD. ausgeschlossen worden. Um dann eine Zeichnung zu bringen: eine weiße Weste, nach der ein Deutschnationaler vergebens Kleckse schleuderte. Und SPD.-Bürgermeister Schneider erklärte: alles Verleumdung, er kenne die Sklareks nicht, sitze brav zu Hause und führe ein idyllisches Familienleben. Bis sich herausstellte, daß er nur zu oft am Tische des Schmarotzers mitgesoffen hatte, die Schieber duzte und hinter ihnen mit auf die Rennplätze trabte; so wie einst Genosse Ministerpräsident Scheidemann sich Hollandreisen von Barmats bezahlen ließ und Genosse Polizeipräsident a. D. von Berlin Richter alte Schlafhosen und goldene Zahnstocher mit einem Bückling dankend von den gleichen Schiebern in Empfang genommen hatte.

Und kleinlaut meldete der „Vorwärts": Genosse Bürgermeister Schneider sei auch aus der SPD. ausgeschlossen worden. Es hatte sich zu allem andern herausgestellt, daß der „Arbeiterführer" Schneider bereits 1917 (!), während Deutschlands schwerster Zeit, deutsche Arbeiter bestohlen hatte und fristlos entlassen worden war. Was in intimen Kreisen offenbar als Befähigungsnachweis gegolten hatte, den Genossen als Bürgermeister für Berlin-Mitte einzusetzen. Aber kein Staatsanwalt der Republik fand sich, um den Monsieur Schneider zu verhaften. Mit Mühe gelang es, ihn vom Amt zu suspendieren, da er seine „Amtsgeschäfte" im Rathaus ruhig, als sei nichts geschehen, wieder aufgenommen hatte.

Und dann hörte man, die SPD. hätte auch dem Genossen Mühlmann vom Stadtrat Berlin den Austritt nahegelegt.

Das alles ist böse, sehr böse. Denn einst sah sich die SPD. bereits gezwungen, den Genossen Reichskanzler a. D. Bauer (unter dessen glorreicher Regierung Versailles unterschrieben wurde) „auszuschließen". Er hatte sich von Barmats aushalten lassen und hatte als Zeuge den parlamentarischen Ausschuß über seine Barmatprofite

bewußt belogen. Aber der gute Bauer mußte nach einiger Zeit wieder aufgenommen werden.

Er *wußte* zuviel . . .

Und heute weiht er mit Frau Ebert zusammen Denkmäler für Fritz Ebert ein, dem die Barmats reibungslose Reisen zwischen Holland und Berlin zu verdanken hatten.

Die große Frage ist: was wissen die Sklareks, Schneider usw. noch von der SPD.? Wissen sie *viel* und drohen sie still, aber energisch, so wird ihnen ebensowenig geschehen wie den Barmats, die, durch gleichgesinnte Genossen in Amsterdam mit Blumen empfangen, heute genau so „Geschäfte" machen wie früher.

Aus Bad Misdroy wird gemeldet, Monsieur Leo Sklarek habe geruht, dort zu wohnen, hätte die prächtigste Villa gemietet, hätte — selbstverständlich — als Ehrenmitglied im Komitee zur Feier der Weimarer Verfassung gesessen (als Leo Sklarek, *Fabrikant*, Berlin), hätte gesoffen wie sonst und — hätte die Miete seiner Villa nicht bezahlt . . .

Ein Berliner Delikatessengeschäft meldet sich: Sklareks hätten von hier einen Großbetrieb von Kaviar, Sekt, Fasanen usw. eingerichtet. Wohin? An hungerleidende sozialdemokratische Proletenführer des Berliner Stadtrates.

Gegenbeispiel: auf dem gefrorenen Tiefwanensee fand ein Schüler ein fast erfrorenes Rehlein. Er brachte es nach Hause, zog es von den Ersparnissen seines Taschengeldes groß, bis es ein gesunder Rehbock wurde. Da es nach heutigen Gesetzen zwar gerade noch erlaubt ist, Tieren das Leben zu retten, nicht aber sie zu behalten, so meldete der Vater des Knaben den Rehbock an, und bat nur darum, seinem Sohn Mk. 50.— für seine Auslagen zu ersetzen. Diese Bitte wurde vom Jagdpächter schroff abgelehnt: man habe „Unstatthaftes getan" und dafür gar Bezahlung haben wollen. Der Jagdpächter war Max Sklarek, der Edelmann aus Galizien. Sekt und Kaviar, Pelze und Smoking auf Seide zur Bestechung der Größen unserer Zeit, Roheit einem Kinde gegenüber, das ein armes Tier vom Tode rettete und mit seinem Taschengeld großzieht.

In diesem *einen* Fall zeigt sich erst die ganze Schäbigkeit nicht nur der Sklareks, sondern auch ihrer Nutznießer. Hier gibt es nur: Einführung einer Nilpferdpeitsche in die Strafbestimmungen.

Pfarrer Dr. Mönius

Dieser seit einiger Zeit als Herausgeber der katholischen „Allgemeinen Rundschau" in München zeichnende Pfarrer war der breiteren Öffentlichkeit bis 1929 so gut wie unbekannt. Bis man eines schönen Tages im „Bayerischen Kurier", dem Münchener Organ der sog. Bayerischen Volkspartei, eine äußerst warme Empfehlung seiner Schrift „Paris, Frankreichs Herz" las; zugleich mit Auszügen aus dieser Schrift, deren geistiger Kulminationspunkt in Fettdruck hervorgehoben wurde: „Katholizismus bricht jedem Nationalismus das Rückgrat." Neugierig, wie wir sind, verschafften wir uns dieses Werk der neuesten Leuchte am pazifistischen Himmel, das bezeichnenderweise in einem Unternehmen erschienen war, das sich „Limes Verlag" nennt. Und unsere Erwartungen wurden in jeder Hinsicht übertroffen, denn mit dieser Offenheit ist selbst im heutigen Deutschland nur selten für Deutschenhaß und Franzosenherrschaft als „Katholizismus" und „Weltfrieden" Propaganda gemacht worden wie hier. Es lohnt sich deshalb, dieses Machwerk einer kleinen Untersuchung zu unterziehen.

Die Schrift ist eine einzige Verherrlichung des Franzosentums, Verächtlichmachung des deutschen Nationalwillens, zugleich eine Propaganda für Vernichtung des weißen Menschen überhaupt durch Befürwortung der Vermischung mit Negern. Wir drucken nachstehend einige Absätze aus der Schrift ab. Auf Seite 84 lesen wir:

„Was hier in Paris an Rassen unangefeindet nebeneinander wohnt, lebt, spaziert, sich amüsiert, studiert, bezeugt in allen Farben, daß Paris Kosmopolis ist. Bilder über Bilder: ein Neger als Autobusschaffner; eine Mulattin als Straßenbahnschaffnerin; Hottentottinnen knien vor einem Beichtstuhl; ein Senegalknabe ministriert; Mongolen sitzen in Scharen im Luxembourggarten; an der Sorbonne wimmelt es von Menschen beiderlei Geschlechts in allen Hautfarben, alle Rassen und Spielarten auf den Boulevards und in den Cafés. Ein Weißer geht Arm in Arm mit einer Farbigen; ein Farbiger mit einer Weißen, die stolz einherschreitet und nicht errötet. Und im Tanzsaal: Weiße, Kreolen, Mulatten, Mestizen, Neger und Mongolen. Und selbst: welche Verführungen des Lasters! Schwarze Schmach? Keinem Menschen kommt so etwas in den Sinn. Im Moulin Rouge konnte ich

einmal an die Hälfte Schwarzer und Gelber mit Europäerinnen tanzen sehen. Die Kosmopolis ist kein Sumpfboden für eine rassenmäßig völkische Frage. Die Grande Nation umfängt, wie die katholische Kirche, vorurteilslos die fremden Rassen. Pius XI. hat in einer Allokution für die Missionen den Rassenhochmut der Abendländer gestäupt und die anderen Rassen vor dem Stigma der Minderwertigkeit in Schutz genommen. Frankreich ist bei allem Stolz auf seine Latinität weit entfernt von einem Rassendünkel und beansprucht deshalb auch das moralische Recht, fremdrassige Bundesgenossen für sich kämpfen zu lassen. Zudem hat Frankreich farbige Soldaten benützt, weil es sie hatte, während manch anderer Staat sie vielleicht nur deshalb nicht benützte, weil er sie eben nicht hatte. Nicht das Blut bildet den Staat, sondern der politische Staatswille. Es ist ein romantischer Aberglaube an das Blut, der — aller Wissenschaft zum Trotz — seine Ideologien züchtet. Der Tunesier, Senegal- oder Kongo-Neger, der Inder, Tongkinger und Annamite kann ein ebenso begeisterter Franzose sein als der Vollblut-Pariser."

Die geistige Unzulänglichkeit dieser Worte ist sicherlich ebenso groß wie der geheime Haß gegen ein starkes Deutschtum. Daß der katholische Priester den Moulin Rouge besuchte, ist dabei interessant zu vermerken. Auf Seite 90 lesen wir folgende Geständnisse:

„Durch alle Jahrhunderte ist es in allen Ländern des Orbis Christianus der Ruhm von Episkopat und Klerus, auf seiten des Papstes zu stehen, auch gegen das eigene Land. Gallikanismus ist Nationalismus; Katholizismus jedoch bricht jedem Nationalismus das Rückgrat. Frankreichs Gallikanismus ist aus der Geschichte des Landes zu verstehen, und diese Geschichte nicht ohne ihn. Andere Länder haben andere Gallikanismen. Deutschlands Sündenfall in den Nationalismus ist seine Reformation. Sie hat die Rechte des Papstes nicht verkürzt, sondern geleugnet. Sie hat die germanischen Völker vom Papst losgelöst wie Photius die slawischen. So verfielen diese Völker ihren Zaren ... Seit der Reformation, die nur zum Teil gelang, sitzt dem protestantischen Nationalleib der katholische Volksteil wie ein Pfahl im Fleisch. Er ist — zum Verdruß der Nationalisten — ultramontan und verhindert die Bildung eines Nationalstaates."

Deutlicher kann man sich wahrhaftig nicht ausdrücken. Den fran-

zösischen Gallikanismus „versteht" der „deutsche" Priester, in Deutschland aber bezeichnet er es als katholische Sendung, einen Nationalstaat zu verhindern! Weiter S. 98:

„Es lag im Geiste der Zeit, daß die katholischen Mächte über die Niederlage der Ketzer triumphierten, und die 1572 geprägte Denkmünze mit dem Bild des Papstes Gregor III. auf der einen und dem Engel mit Kreuz und Schwert auf der anderen Seite und der Umschrift „Hugonorum Strages" ist nur das Sinnbild einer unsentimental empfindenden Epoche. Das Tedeum des Papstes dankte für den Sieg der katholischen Religion. Die Pariser Bluthochzeit hat Frankreich aufs neue dem Katholizismus vermählt."

Der — Deutschland gegenüber — Pazifismus fordernde Dr. Mönius ist also mit einem der blutigsten Ausrottungskämpfe durchaus zufrieden, weil er Frankreich unter der „Latinität", der Kirche, diente. Weiter jubelt er Seite 100:

„Das Schwert Gideons fuhr aus der Scheide und befreite Frankreich von seinen Tyrannen (Heinrich III.). Ein 24jähriger fanatischer Dominikanermönch hatte sich unter dem Vorwand, wichtige Nachrichten zu bringen, an den König herangelogen und stieß den Feind der katholischen Religion nieder. Befreit atmete Frankreich in Freude und Hoffnung auf."

Soll man diese Worte so auslegen, wie sie dastehen: daß nämlich der Verfasser auch den Mord gutheißt, wenn die Kirche durch den Tod des zu Ermordenden profitiert? Auf Seite 107 lesen wir:

„Deutschland hat an Frankreich den Krieg erklärt. Frankreich aber schleuderte der deutschen Kultur die Kampfansage entgegen. Kreuzfahrerstimmung sproßte im Lande des Peter von Amiens und des heiligen Ludwig auf, und der Krieg wurde als Religionskrieg genommen. Man mag solchen Vorgang als Psychose zu erklären oder zu entschuldigen suchen: es kommt dabei auf die Tatsache der klar erkannten und heftig empfundenen Gegnerschaft an, die es hier nicht kritisch oder polemisch zu behandeln, sondern in ihrer Realität zu konstatieren gilt."

Seite 116: „Das heutige Frankreich weiß sich in stärkster Bindung dem lateinischen Kulturwillen nahe und steht bald in wohlgegliederter Schlachtreihe wie ein Legionär Cäsars, bald wie ein benediktinischer Kultur-Pionier zum Schutze des Abendlandes bereit."

Seite 131: „Durch Asiatismus, Slawismus, Germanismus sieht sich heute das Abendland bedroht."

Seite 137: „Frankreich ist nicht der Erbfeind, sondern der Erbfreund. Deutschland muß sich einfügen in die europäische Gemeinschaft und nicht die Sachsen spielen, die Karl der Große nur schwer besiegen konnte."

Seite 154: „Frankreich, der Kirche älteste Tochter und lateinischer Mutterboden einer alten Zivilisation, regeneriert sich wieder aus den eignen Kräften. Wie blendend auch die äußere Organisation des deutschen Katholizismus erscheinen mag, Frankreich erweist sich trotz des laizistischen Firnisses von echt katholischer Struktur. Eines Tages wird die laizistische Übermalung abgekratzt werden und das alte herrliche Gemälde wird wieder zum Vorschein kommen. Haben nicht immer schon Märzglöckchen unter dem Winterschnee geläutet? Frankreich sproßt einem neuen Frühling entgegen, einer katholischen Renaissance, und vielleicht wird dieses Frankreich der Welt noch viel Größeres zu sagen haben als bisher."

Seite 156: „Ja, Frankreich ist Gallia Sancta, das Land der Heiligen. Seit 1600 hat Frankreichs katholischer Boden vierzehn Heilige hervorgebracht. Deutschland nur einen."

Das alles darf heute ungestraft in deutscher Sprache gedruckt werden! Während noch schwarze Franzosen am Rhein deutsche Frauen schändeten und die weißen Franzosen uns bis aufs Blut ausbeuten, gleich ob sie Katholiken oder Freimaurer sind! Und dann geht es gegen Deutschland los:

Seite 140: „Und wenn er (der im ‚ungetrübten Ruhme' schlafende Napoleon!) schließlich dieses (französische) Volk auch nicht geliebt hätte und auch seine Mamelucken nicht: er hat wenigstens für sie gesorgt. Ein Vaterland aber, das seine Untertanen mit dem Spruch: „Dulce et decorum est pro patria mori" in den Tod treibt und um den Heldentod alle Gloriole legt, die Invaliden und Kriegsopfer aber verhungern läßt oder sie und ihre Hinterbliebenen gar noch verbrecherisch bestiehlt, ein solcher Staat hat keinen Point d'honneur. Im Invalidendom wohnten die Veteranen in kleinen Häuschen wie die Kartäuser, bei ihren wohlgepflegten Gärtchen in dankbarer Erinnerung an ihren großen Kaiser. So sehr liebten sie ihn, daß sie noch als Krüppel oder als Tote angetreten wären, wenn

er sie gerufen hätte. Zum Grabe Napoleons wallt nicht bloß sein geliebtes Volk."

Was Dr. Mönius gegen das jetzige Regime hat, soll er mit seinen Zentrumsfreunden, die uns die Inflation bescherten, ausmachen (das Republikschutzgesetz besteht aber nicht für ihn, trotzdem er die Republik als ehrlos hinstellt). Und dann (Seite 191):

„Nationales Entrüsten und verkrampftes Herz beiseite! Der Franzose macht sich nicht sehr viel aus diesen Trophäen. Securité ist ihm mehr als seine Eitelkeit, und die Reparationsgelder mehr als der alte Waggon (von Compiègne). Dem Deutschen freilich erweckt dieser Waggon die ganze Tragödie, die ein irregeleitetes, edles Volk erlebte, als sich die Schritte der Friedensdelegation zum Marschall Foch lenkten. Der Zivilist Erzberger mußte die undankbare Aufgabe übernehmen, die Ehrensache der Obersten Heeresleitung hätte sein sollen. Aber es war zu spät. Für Wilsons vierzehn Punkte war die Frist verstrichen, und denen, die keinen Verständigungswillen wollten, wurde ein Gewaltfrieden diktiert."

Daß uns Erzberger durch seine „Indiskretionen" am Hofe des Verräterpaares in Wien ans Messer lieferte und vieles Ähnliches weiß der Dr. Mönius nicht. Daß er dabei wieder die Lüge auftischt, Deutschland hätte keine Verständigung gewollt, vervollständigt sein Selbstbildnis. Weiter:

„Er (der Unbekannte Soldat in Paris) hat geschaut und erlebt, was das Napoleonische Relief am Triumphbogen erzählt: wie sich das Volk erhob und dem Rufe des Kriegsgenius folgte. Das Land starrte in Waffen. So zog auch er mit, freiwillig oder gezwungen. Guten Gewissens konnte er ausziehen und kämpfen; denn sein Vaterland war in Gefahr: er mußte es verteidigen. Drum ehrt ihn auch sein Volk, während anderswo nur den Generalen gehuldigt wird, die den Krieg verloren haben."

Man lese die Ungeheuerlichkeit nochmals. Für Frankreich „Kriegsgenius", Kampf für das Vaterland, für Deutschland — Verleumdungen ... In Reims (Seite 308): „Die Dämonen des Krieges wurden hier (in Reims) toll. Infernalischer Zerstörungstrieb hängt den landesfarbenbunten Mantel strategischer Notwendigkeit um sein Werk." Die Hetze der französischen Propaganda, die nachweislich

erlogen war, wird heute von einem deutschen Priester erneut aufgenommen! Seite 309:

„Ach, sie haben in Reims keine Stadt zerstört! Sie haben ein Land ins Herz getroffen. Noch mehr: verblendet, haben sie sich selber ins Herz gestoßen; denn die Kathedrale ist bis auf den Tod verwundet, die Kathedrale, die aus dem Safte der edelsten germanischen Rasse lebt. Germanen haben sich, wie einst Hildebrand gegen den Sohn Hadubrand, gegen die sublimste Schöpfung des germanischen Geistes gewandt. Der Dämon des Krieges zielt auf die erhabensten Symbole der Spiritualität. Die Königin-Kathedrale, die alte Krönungsstätte der Könige, Chlodwigskirche und Ziel der hl. Johanna, war mehr als Frankreichs Juwel: das in Freude aufhüpfende Herz der Nation. Johannes Standbild steht vor dem Hauptportal der Kathedrale."

Seite 310: „Wie brennt mir die Scham in den Schläfen! Mein Stolz, aus dem Lande Dürers und der hl. Elisabeth zu sein, wird gedemütigt vor solchem Erfolg der Artillerie. Die Hand hat mir gezittert, als ich mich angesichts der zerschossenen Kathedrale ins Fremdenbuch des Hotels eintragen mußte. Haben sie nicht das Recht, in mir den Deutschen zu hassen, der mitschuldig ist? Wir Christen kennen den Gedanken der Erbsünde sowie der stellvertretenden Sühne. Aber die Franzosen tragen nichts nach."

Und dann hat dieser Dr. Mönius noch die Stirn, sich, sich als den wahren Deutschen hinzustellen. Seite 311: „Ja, es gibt noch einen inneren Feind. Es ist jener, der sich in seiner Entdeutschtheit als den Patrioten aufspielt, den echten Deutschen aber als Verräter stempelt und ins Ausland weist. Es ist jener Feind, der Haß aussät und die Völker aufeinander hetzt. Aber wie F. W. Förster glaube auch ich, mit Boutrax, daß die Anlagen der beiden Völker nicht konträr, sondern komplementär sind, und hoffe mit Renan, daß die zwei Hälften der menschlichen Seele sich finden werden, wenn sich Frankreich und Deutschland gefunden.

„Straßburg fliegt heran. Saverne: ein schlimmer Name. Denn mit Zabern hat der Weltkrieg begonnen: „Der Leutnant siegte, also der Generalstab."

Seite 312: „Heimatlich grüßt mich der völkerverbindende Strom. Das Münster aber flog wie eine Möwe Gottes in den Abendhimmel."

Wir finden hier die ganze Hetze der Franzosen von einem „Deut-

schen" aufgenommen. Wir finden hier die Verteidigung des französischen Nationalismus, des französischen Krieges, des französischen Staates, während Deutschlands Nationalgefühl begeifert und die Absicht ausgesprochen wird, daß die Katholiken die Bildung eines deutschen Nationalstaates verhindern werden.

Wir warteten auf offene Ablehnung eines derartigen Buches seitens führender Katholiken. Vergeblich ...

Und zum Schluß „grüßt" Mönius den Rhein als „völkerverbindend", d. h. er anerkennt die Rheingrenze, das ewige Postulat des hetzenden Franzosentums. Was sagt das katholische, das deutsche Rheinland zu diesem — Herrn? Er ist nicht ein Dr. Mönius, er ist das Zentrum!

Aber er ist noch mehr! Denn uns sind viele Fälle bekannt, wo deutschen katholischen Pfarrern jegliche politische Betätigung untersagt worden ist, und zwar weil diese offen deutsche Interessen vertraten und deutsches Volksgefühl betonten. Gegen den Pfarrer Mönius ist nicht das Geringste in der Stadt des Kardinals Faulhaber unternommen worden. Und so ging Dr. Mönius daran, mehrere Belgien-Sonderhefte seiner Wochenschrift zusammenzustellen, wo er sich restlos auf den belgischen Standpunkt stellte, und die eine einzige Beschimpfung des deutschen Heeres bildeten. In der ersten Ausgabe schrieb er wörtlich:

„Was sonst noch geschehen ist, auch wenn nicht Blut dabei floß, übersteigt die Greuel des tempelschändenden Nabuchodonosor, über dessen Schandtaten uns Abscheu einzuflößen es sich unsere Erzieher haben angelegen sein lassen. Warum dem katholischen Volk in Deutschland so schamhaft verschweigen, was in Belgien geschah? Kirchen und Altäre wurden geschändet, Tabernakel eingeschlagen, die hl. Hostien auf den Boden gestreut, auf dem Altar ein Schwein geschlachtet, Ziborien an den Eingang geschleudert, hl. Gefäße mit Kot besudelt, die Statuen der Kirchen geköpft. Gott läßt seiner nicht spotten. Heißt das den deutschen Soldaten schmähen, wenn einem Vorsehungsgläubigen der Gedanke kommen sollte, einer solchen Soldateska habe der katholische Gott doch nicht die Bahn zu einem Siegeslauf freigegeben?"

Auch gegen diese üble Beschimpfung, die in viele Blätter des feindlichen Auslandes übergegangen ist, hat der Kardinal Faulhaber nichts unternommen. Der bayerische „Kultusminister" aber ließ es

zu, daß Aufsätze Dr. Mönius' in einer Zeitschrift für Schüler verteilt wurden.

Neben belgischen Mitarbeitern des Dr. Mönius wunderte es uns nicht, den Landesverräter Fr. W. Foerster anzutreffen, dann stellte es sich heraus, daß dieser Monsieur Mitbesitzer der katholischen „Allgemeinen Rundschau" ist, diese somit ein Sprachrohr der französischen Liga für Menschenrechte darstellt.

Und noch ein weiterer roter Faden im buchstäblichen Sinne zeigte sich: beim katholischen Pfarrer Dr. Mönius geht ein Herr Winter als Mitarbeiter ein und aus. Dieser Winter aber ist ein ehemaliger bolschewistischer Hetzapostel, berüchtigt durch seine aktive Betätigung während der Münchener Räterepublik ...

Wie man sieht, findet sich hier alles zusammen, was dem Deutschen feind ist. Und Dr. Mönius ist doch nur ein Kleiner. Ein Kleiner aber, der nie so hervorzutreten wagen würde, wenn er die Gedanken der Großen nicht kennen würde ...

Werke von Alfred Rosenberg

Das Parteiprogramm
Wesen, Grundsätze und Ziele der NSDAP.
Kart. RM. —.50 / Auflage 450 000 Expl.

An die Dunkelmänner unserer Zeit
Eine Antwort auf die Angriffe gegen den „Mythus des 20. Jahrhunderts"
Kart. RM. —.80 / Auflage 660 000 Expl.

Pest in Rußland
Der Bolschewismus, seine Häupter, Handlanger und Opfer
Kart. RM. —.50 / Auflage 28 000 Expl.

Protestantische Rompilger
Der Verrat an Luther und der „Mythus des 20. Jahrhunderts
Kart. RM. —.70 / Auflage 620 000 Expl.

Der Kampf um die Weltanschauung
Schriftenreihe: Hier spricht das neue Deutschland, Heft 1
Geheftet RM. —.20 / Auflage 26 000 Expl.

Revolution in der bildenden Kunst
Geheftet RM. —.30 / Auflage 30 000 Expl.

Der Bolschewismus als Aktion einer fremden Rasse
Rede auf dem Parteikongreß zu Nürnberg 1935
Geheftet RM. —.30 / Auflage 350 000 Expl.

Der entscheidende Weltkampf
Rede auf dem Parteikongreß zu Nürnberg 1936
Geheftet RM. —.30 / Auflage 150 000 Expl.

Verteidigung des deutschen Kulturgedankens
Reden auf dem Reichsparteitag 1938
Kart. RM. —.80 / Auflage 30 000 Expl.

In allen Buchhandlungen erhältlich!